NX
f
14

THE
ASIATIC SOCIETY OF BOMBAY
TOWN HALL, BOMBAY-1.

Digitized with financial assistance from the
Government of Maharashtra
on 02 April, 2016

Reiſe nach Oſtindien

über Paläſtina und Egypten

von Juli 1849 bis April 1853.

57095

Von

K. Graul,
Director der evangeliſch-lutheriſchen Miſſion zu Leipzig.

Erſter Theil:

Paläſtina.

Mit einer Anſicht und einem Plane von Jeruſalem und einer Karte des Heiligen Landes.

Leipzig, 1854.
Dörffling und Franke.

57695

Ihrer Hoheit

der gnädigſt regierenden

Herzogin von Sachſen-Altenburg

unterthänigſt zugeeignet

vom Verfaſſer.

Durchlauchtigſte Herzogin,

Gnädigſte Fürſtin und Frau!

Es iſt nun ſchon länger denn ein Jahrzehnt her, als es mir vergönnt war, dort in dem lieben Lande, wo die Elbe und die Mulde ein maleriſches Durch- und Nebeneinander von Feldern, Wieſen und Wäldern hervorzaubern, mit Ew. Hoheit das „Befreite Jeruſalem“ in der klangvollen Sprache des ſchönen Italiens zu leſen. Damals hatte ich noch keine Ahnung, daß mein Fuß je das Land betreten würde, wonach jedes Chriſtenherz von Kindheit an verlangt, und wohin uns damals eine anmuthige Dichtung führte.

Als dort auf der Höhe, wo die Kreuzfahrer der „Stadt des großen Königs“ zuerſt anſichtig wurden, auch mir „Flügel am Herzen“ wuchſen, kamen die ſchönen Erinnerungen unſrer gemeinſchaftlichen Lectüre mit herauf, und in Kraft derſelben beſchloß ich, den Theil meiner Reiſebeſchreibung, der vom

Morgenlande im engern Sinne handelt, Ew. Hoheit unterthänigst zu widmen.

Möge denn diese morgenländischen Bilder, die ich als ein schwaches Zeichen innigster Verehrung für unsre allgeliebte „Agnes von Anhalt" ursprünglich bestimmt hatte, die gnädigst regierende Herzogin von Sachsen-Altenburg huldvollst entgegennehmen.

In tiefster Ehrfurcht

Ew. Hoheit

unterthänigster

K. Graul.

Vorwort.

Die Reiſe, die ich in Begleitung meiner lieben Lebensgefährtin in den Jahren von 1849 bis 1853 unternahm, geſchah im Auftrage der evangeliſch-lutheriſchen Miſſion, die in Leipzig ihren Mittelpunkt hat. Die Direction der oſtindiſchen Miſſionsanſtalt zu Halle, Se. Excellenz der Herr Graf von Einſiedel, mein hoher Gönner und väterlicher Freund, ſo wie der Hof der Directoren der oſtindiſchen Compagnie in London machten ſie mir möglich.

Der Hauptzweck der Reiſe war Beſichtigung der alten däniſch-halleſchen Miſſionspoſten zu Trankebar u. ſ. w. im Tamulenlande, welche die däniſche Regierung ſeit mehren Jahren der evangeliſch-lutheriſchen Miſſion zu Leipzig übertragen hat, die Erforſchung der dortigen Verhältniſſe in Bezug auf den Miſſionszweck, und das Studium der tamuliſchen Sprache und Literatur in ihren beiden Mundarten, — überhaupt die Sammlung von Beobachtungen, Erfahrungen und Kenntniſſen zur Förderung der Miſſion unter den Tamulen, ſo wie der Miſſion überhaupt. So iſt denn die chriſtliche Miſſion der eigentliche Schwerpunkt und das Tamulenland der eigentliche Brennpunkt der Reiſe.

Was nun die Beschreibung anlangt, so habe ich mich auf der einen Seite bemüht, die gesehnen Länder und Völker dem Leser möglichst anschaulich vor die Augen zu stellen, auf der andern Seite aber mich gehütet, ihn mit langen gelehrten Erörterungen zu behelligen.

Die wissenschaftlichen Früchte meiner Reise werde ich, will's Gott, hauptsächlich in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft, in den vierteljährlichen Missionsnachrichten der ostindischen Missionsanstalt zu Halle und in einer zunächst für den Missionszweck übersetzten und erklärten tamulischen Bibliothek niederlegen.

Palästina und Egypten waren zwar nur Durchgangspunkte für mich. Da das aber die beiden Länder der Alten Welt sind, die jeden auch nur einigermaßen gebildeten Christen interessiren, und ich außerdem acht bis neun Monate in Palästina und Egypten zusammen verlebt habe, so werde ich auch von diesen Ländern ein möglichst anschauliches Bild zu geben versuchen.

Palästina und Egypten gehören innigst zusammen. Jenes ist die Heimath der Religion, und dieses die Heimath der Kultur. Was die griechische Bildung später für die christliche Kirche wurde, das war früher die egyptische Gesittung für die jüdische. In Egypten ging Israel auf die hohe Schule und erlernte dort unter dem Drucke einer heilsamen Zucht weltliche Kunst und Wissenschaft.

Ich erlaube mir daher auf meinen Aufenthalt in Palästina meinen Aufenthalt in Egypten unmittelbar folgen zu lassen, obgleich der erstere in die Hinreise nach Ostindien, der letztere aber in die

Rückreiſe fällt. Dieſer erſte Band, der dem Heiligen Lande gewidmet iſt, beginnt denn mit der Ausreiſe und endet mit dem Aufenthalt in Suez, von wo uns der Bombaydämpfer nach Oſtindien entführte, und der zweite Band, der für Egypten beſtimmt iſt, wird bei eben demſelben Suez, wohin uns der Madrasdämpfer drei Jahre ſpäter zurückbrachte, anheben und mit der Rückkehr in die Heimath ſchließen. Die folgenden Bände werden dann die Reiſe nach dem vorderindiſchen Weſten, Oſten und Süden, ſo wie nach der Inſel Ceylon, von Suez an bis wieder nach Suez geben, und ſomit das Ganze runden.

Nun noch ein paar Worte über den erſten Band. Ich habe keinen Anſtand genommen, ſämmtliche neuere Reiſebeſchreibungen, die von dem Heiligen Lande handeln, beſonders engliſcherſeits, für meinen Zweck zu benutzen, und wenn ich nur hoffen darf, daß ich dabei wie die Biene zu Werke gegangen bin, ſo kann mir, meine ich, am allerwenigſten ein Tadel daraus erwachſen.

Sollte Jemand in Bezug auf die „Poetiſchen Nachklänge" am Ende des Buches mich der Zeitverſchwendung bezüchtigen wollen, ſo wiſſe er, daß dieſe Gedichtchen ſich ſelbſt gemacht haben, halb auf dem Rücken des Meerdromedars, auf dem Schiffe, halb auf dem Rücken des Wüſtenſchiffes, auf dem Dromedare.

Unter mancherlei leiblichem Schmerz wurde die Reiſe im Heiligen Lande gemacht; unter mancherlei leiblichem Schmerz wurde ſie auch geſchrieben. Am Reiben hat's nicht gefehlt, wenn das Kraut nicht duftet; an der Kelter hats nicht gemangelt, wenn die Traube nicht fließt.

Wie wohl wäre dem Verfaſſer, wenn ſein anſpruchsloſes Büchlein durch die Bilder aus dem Heiligen Lande Dieſem oder Jenem das bevorſtehende liebe Weihnachtsfeſt mit verklären hülfe, oder wenn es gar für eine Seele den Veilchenduft langvergeßner Bibeleindrücke aus der Kindheit wieder mit heraufbrächte!

Allen, die Seine Erſcheinung lieb haben, Friede und Freude zum Gruß!

Leipzig im November 1853.

K. Graul.

Inhalt.

I. Hinreiſe.

Von Leipzig über die Schweiz nach Marſeille . . . S. 3

Reiſe bis Clarens am Genfer-See und Aufenthalt daſelbſt, S. 3—10. Lyon, S. 11—12. Avignon, S. 13.

Von Marſeille über Malta nach Alexandrien . . . S. 15

Marſeille, S. 15. Malta, S. 17. Ein wegen Bibelverbreitung von Madeira vertriebener Schotte, S. 19. Schiffsgeſellſchaft, S. 21.

Aufenthalt in Alexandrien . . . . . S. 24

Landung. Zudringlichkeit der Eſeltreiber, S. 25. Das öſterreichiſche Konſulat, S. 27. Die Nadeln der Cleopatra und die Pompejus-Säule, S. 28. Straßengewühl, S. 29. Engliſcher Gottesdienſt, S. 30. Charakter der Alexandriner, S. 31. Peſt- und Quarantäne-Angelegenheit, S. 31.

II. Reiſe in Paläſtina.

Von Alexandrien nach Beirut. Quarantäne . . . . S. 35

Hafen von Beirut, S. 35. Die Quarantänegebäude, S. 36. Dürftige Einrichtung in denſelben, S. 37. Herrliche Ausſicht auf den Libanon, S. 40. Der Vorabend des Feſtes der Kreuzeserhöhung, S. 44.

Aufenthalt in Beirut . . . . . S. 46

Innere Anſicht der Stadt, S. 46. Ihre Zerſtörung im J. 1840, S. 47. Die in die Felſenwände an der Mündung des Nahr el Kalb gehauenen Bilder und Inſchriften, S. 48. Handel mit den Pferdeverleihern um Pferde und Maulthiere für die Reiſe nach Jeruſalem, S. 50. Beſuch bei einer Maroniten-Familie, S. 51.

Nach dem Libanon . . . . . S. 53

Wunderliche Meinung über den Urſprung der Druſen, S. 54. Ihr Religionslehrer Deraſy, S. 55 (vgl. S. 72). Beſchwerlicher Weg, S. 56. Das Dorf Abeih, S. 58. Hasbeja, S. 59. Proteſtantiſche Bewegung unter den Chriſten daſelbſt, S. 59. Baalbek, die Cedern, S. 60.

Die Bewohner des Libanon . . . . . S. 62

Die Maroniten. Ihr Urſprung, S. 63. Ihre Geſchichte ſeit den Kreuzzügen, S. 64. Jeſuiten-Miſſionen unter ihnen, S. 64. Ihre An-

hänglichkeit an den Papſt, S. 65. Dieſer ſieht ihnen viel nach, S. 66. Seminare und Klöſter der Maroniten, S. 67. Ihre Wohnſitze, S. 68. Ihr Charakter, S. 69. Die Druſen, S. 71. Der alberne und ſchändliche Chalif El Hakim, ihr Gott, S. 72. Martyrthum Abu Nedſchahs, S. 73. Das Lehrgebäude der Druſenreligion, S. 75. Sitten der Druſen und Ueberblick ihrer neuern Geſchichte, S. 79.

Die nordamerikaniſche Miſſion auf dem Libanon . . S. 81

Schönheit des Libanon-Gebirges, S. 81. Wichtigkeit von Beirut. S. 83. Erſte Anfänge der nordamerikan. Miſſion im Libanon, S. 84. Verfolgung der Miſſionare von Seiten der römiſchen Propaganda und des marionitiſchen Patriarchen, S. 85. Martyrthum Aſaad Schidiaks, S. 86. Erſte unmittelbare Miſſionsverſuche unter den Druſen, S. 88. Gegenwärtiger Beſtand der Miſſion, S. 94. Die Mittel deren ſich die Miſſionare bedienen, S. 96. Hinderniſſe der Miſſion im Libanon, S. 98. Ihre Gebrechen, S. 100.

Vom Libanon nach Sidon . . . . . S. 104

Gefährliche Wege, S. 104. Das Wirthshaus zum Propheten Jonas, S. 106. Zigeuner im H. Lande, S. 107. Sidon, 108. Aufſchwung der Stadt unter Fakhr ed Din zu Anfang des 17. Jahrh., S. 108.

Von Sidon nach Ras el Ain bei Tyrus . . . . . S. 110

Charakter der phöniciſchen Ebene, S. 110. Die Segensquelle, S. 111. Das alte Zarpath, S. 111. Ras el Ain, der Quell des Naturſegens für Tyrus und die Umgegend, S. 112. Nahr el Kaſimieh, S. 113. Die Metawileh-Secte, S. 113. Tyrus, S. 114.

Von Tyrus über Acca nach dem Karmel . . . . S. 116

Das Vorgebirge Ras el Abiad, S. 116. Die Tyriſche Leiter. Das alte Achſib, S. 117. Acca, S. 117. Der Belus, S. 119. Der Bach Kiſon. Eine Beduinen-Karawane, S. 120. Das Eliaskloſter auf dem Karmel, S. 121.

Vom Karmel nach Nazareth . . . . . S. 123

Battiſta, der Wiederaufbauer des Eliasklöſters, S. 123. Das Königsthal, S. 125. Die deutſchen Anſiedelungsverſuche im H. Lande, S. 126. Erſter Blick in das Innere des gelobten Landes, S. 126. Nazareth, S. 127.

Abſtecher von Nazareth nach dem Tabor . . . . . S. 129

Ruinen auf dem Tabor, S. 130. Herrliche Ausſicht von dort, S. 131. Gottesdienſt in der Kirche der Lateiner zu Nazareth, S. 133. Eine Todtenklage, S. 133. Die Marienquelle, S. 133. Die deutſchen Handwerker im H. Lande, S. 134.

Von Nazareth nach Nabulus . . . . . S. 135

Die Ebene Jeſreel, S. 135. Nain, Sunem, S. 135. Zerin, Dſchenin, S. 136. Samaria, S. 137. Charakter der Gebirge, S. 137. Nabulus, das alte Sichem, S. 138. Ritt nach dem Gipfel des Garizim, S. 139. Heiliger Ort der Samaritaner daſelbſt, S. 139. Beſuch der Samaritaniſchen Synagoge in Nabulus, S. 140.

Von Nabulus nach Jeruſalem . . . . . S. 143

Die Samariter, S. 143. Der Jacobsbrunnen, S. 145. Das Grab Joſephs, S. 146. Das alte Libona, S. 146. Silo, Bireh, S. 147. Bethel, S. 148. Die Höhe des Scopus vor Jeruſalem, S. 148.

Aufenthalt zu Jeruſalem im Allgemeinen . . . . . S. 150

Das Brüderhaus, S. 150. Das preußiſche Konſulat, S. 151. Das Haus des anglik. Biſchofs Gobat, S. 152. Der engliſche Konſul, S. 152. Neue Elemente in der abendländiſchen Bevölkerung Jeruſalems, S. 153. Klima, S. 154.

Das Panorama v. Oelberg, die Himmelfahrtskapelle u. Bethanien S. 155

Charakter des Oelbergs, S. 155. Der Kidron. Gethſemane, S. 156. Anſicht der Stadt von der Mitte des Oelbergs, S. 156. Umſchau vom Gipfel des Oelbergs, S. 157. Die öſtliche Ausſicht, S. 158. Die Himmelfahrtskapelle, S. 159. Die Ueberlieferung in Bezug auf den Ort der Himmelfahrt, S. 160. Rückkehr vom Oelberg über Bethanien, S. 161.

Ein Ritt um die Mauern von Jeruſalem . . . . S. 163

Das Damaskusthor, S. 163. Die Frauenthürme, das Blumenthor, der Eckthurm, S. 164. Das Thal Joſaphat, die muhamed. und jüdiſchen Gräber, das Stephansthor, das Goldene Thor, S. 165. Die alterthümlichen Werkſtücke in der Südoſtecke der Tempelmauer, S. 166. Der Ophel, das Thor Mugharibeh, der Zionsberg, das Davidsthor, die Davidsburg, das Jaffathor, S. 167. Die Goliathsburg, S. 168.

Wanderung im Thale Joſaphat . . . . . S. 169

Das Grab des Joſaphat, S. 169. Das Grab des Abſolom, die Grotte des Jacobus, S. 170. Das Grab des Zacharias, die Prophetengräber, das Dorf Siloah, S. 171. Der Marienbrunnen, die Siloah-Quelle, S. 172. Die Königsgärten, der Brunnen Rogel, S. 173. Das Wadi er Rubâb, S. 174.

Wanderung in den ſüdlichen, weſtlichen und nördlichen Umgebungen von Jeruſalem . . . . . S. 175

Berg des Böſen Rathes, Töpfersacker, S. 176. Das Beinhaus, S. 177. Dr. Clarke und ſeine eigenthümlichen Entdeckungen, S. 177. Gräber der Karaiten, Birket es Sultan, Waſſerleitung des Pilatus, Mamillateich, Birket el Hammam, S. 178. Gräber der Richter, S. 179. Königsgräber, S. 180. Jeremiasgrotte, S. 180. Der unterirdiſche Bach, S. 181.

Beſuch in der Davidsſtadt . . . . . S. 182

Die engliſch-proteſtantiſche Kirche, S. 182. Das größere armeniſche Kloſter, S. 183. Die chriſtlichen Gottesäcker, die Kirche der Apoſtel, S. 184. Das kleinere armeniſche Kloſter, die Hütten der Ausſätzigen, S. 185. Ein jüdiſcher Leichenzug, das Quartier der Juden, das Käſemacherthal, S. 186. Der jüdiſche Klageort, S. 187.

Ausſchau auf den Tempelberg . . . . . S. 188

Die Burg Antonia, der Tempelplatz, S. 188. Geſchichtliche Erinnerungen, S. 189. Die Moſchee Omars, die Moſchee el Akſa, S. 190.

Ein Gang nach Golgatha und dem H. Grabe . . . S. 192

Der Schmerzensweg, S. 192. Teich Bethesda, S. 193. Das Aeußere der Grabeskirche, S. 193. Ihr Inneres, S. 194. Geschichte der Grabeskirche; ihre Vertheilung an die verschiedenen christlichen Gemeinschaften, S. 196. Die „Frage der heiligen Orte", S. 197.

Die Juden und die Judenmission im H. Lande . . . S. 198

Die jüdischen Vorposten im H. Lande, S. 198. Die Juden treiben keinen Ackerbau in Palästina, S. 199. Die paläst. Juden ihrer Nationalität und ihrem Bekenntniß nach, S. 200. Die Juden in Tiberias, S. 201. Die Juden in Safed, S. 202. Heidnische Gebräuche der Juden in Meirun, S. 202. Die Juden in Hebron, S. 203. Die Sephardim, Aschkenazim und Karaiten in Jerusalem, S. 203. Die Litanei der Sephardim am Klageort, S. 205. Die Gründe, die den Israeliten nach Palästina ziehn, S. 206. Eine rabbinische Anecdote, S. 207. Erste Anfänge der Londoner Judenmission, S. 209. Die verschiednen Anstalten derselben und das Missionspersonal, S. 210. Missionserfolge, S. 211. Hindernisse der Mission, S. 212. Ein taktloses Verfahren, S. 214. Jüdisch-fleischliches Wesen, S. 215. Williams und die Judenmission, S. 216. Presbyterianische Judenmission in Damascus, S. 218.

Nach Jericho . . . . . S. 219

Charakter der Wüste zwischen Jerusalem und Jericho; Vorbereitungen zur Reise nach Jericho, S. 219. Die Reisegesellschaft, S. 220. Die christliche Oster-Karavane, die muhamedanische Karavane, S. 221. Die Oertlichkeit der Versuchungsgeschichte, S. 222. Das Wadi Kelt, S. 223. Djebel Karantel, S. 223. Blick in die Jordansau; Bauern aus Szalt, S. 224. Der Sodomsapfel. Jericho, S. 225.

Von Jericho nach dem Jordan und dem Todten Meere S. 226

Die saure Nachtherberge, S. 226. Die Quelle des Elisa; das Haus des Zachäus, S. 227. Die Ufer des Jordans, S. 228. Charakter des Jordans, S. 229. Das einfache Wirthshaus am Todten Meere, S. 230.

Vom Todten Meere über Mar Saba nach Jerusalem . S. 231

Charakter des Todten Meeres; S. 231. Ein schnell errichtetes Beduinendorf, S. 233. Hirtenzank, S. 234. Das Kloster Mar Saba, S. 235. Der „Wüstenstern", S. 235. Ansicht Jerusalems von der Südseite, S. 236.

Die Christen im H. Lande . . . . . S. 237

Die Armenier, S. 237. Die Syrer und Kopten, S. 238. Die Griechen, S. 238. Die Lateiner, S. 239. Die Anglikaner, S. 240. Der Vertrag zwischen der anglikanischen und preußischen Kirche, S. 241. Die Stellung des anglikanischen Bischofthums den morgenländischen Kirchen gegenüber, S. 243. Protestantische Bewegungen zu Nabulus, S. 245. Die protest. Gemeinde zu Nazaret. Des Captain Williams kirchliche Bedenken. Die Bedeutung der jerusalemitischen Ordination, S. 241. Die abendländischen Kolonisationsversuche, S. 248. Europäische Handwerke in Palästina, S. 249. Deutsche Diakonissen in Jerusalem, S. 250.

Von Jerusalem über Bethlehem nach Hebron . . . S. 251

Abschied von Jerusalem, S. 251. Die Ebne Rephaim, das Kloster Mar Elias, Grabmal der Rahel, S. 252. Das Kloster in Bethlehem, die Grabmäler des Hieronymus, der Paula und des Eusebius, S. 253. Die Bewohner von Bethlehem, S. 254. Wadi Urtas, S. 254. Die salomonischen Teiche, das Haus Abrahams, das Thal Escol, S. 255.

Von Hebron nach Gaza . . . . . S. 256

Unart der Bewohner von Hebron, S. 256. Der Teich zu Hebron; das Grabmal der Patriarchen, S. 257. Die Abrahamseiche, S. 258. Beit Gibrin, Seta, Faludj, S. 259. Bureir, Simsin, Hudj, S. 260.

Aufenthalt in Gaza . . . . . S. 261

Die Umgebungen von Gaza, S. 261. Die Wüste zwischen Bureir und Burj, S. 261. Besuch beim Kaimakam, S. 262. Spaziergang in der Stadt, S. 263. Das neue Quarantänehaus, S. 263. Der Quarantänearzt, S. 264.

Von Gaza durch die Wüste nach Suez . . . . . S. 265

Das Kameel, S. 265. Wadi Gaza. Chan Junes, S. 266. Genügsamkeit der Wüstenbewohner und Anwohner, S. 267. Wadi el Arisch; Djebel Halal und Djebel Libni, S. 268. Quelle Hassanah; ein Streit in der Wüste, S. 269. Poesie des Scheikhs, S. 270. Brunnen Mabuk, S. 270. Ein Tag in der Wüste, S. 270. Ankunft in Suez, S. 273.

Quarantäne in Suez . . . . . S. 274

Eine Quarantäne ohne Quarantänehaus, S. 274. Klimatische Verhältnisse am Rothen Meere; Umgebungen von Suez, S. 275. Der englische Gasthof, S. 277. Leben in Suez; Einschiffung nach Bombay, S. 277.

III. Poetische Nachklänge.

Im Hafen von Marseille. Vor Malta. Zwischen Malta und Alexandrien. In Alexandrien. In der Quarantäne zu Beirut. Auf dem Libanon. Vom Libanon nach Sidon. Von Sidon nach Tyrus. Vom Karmel nach Nazareth. Auf dem Tabor. Ueber die Ebene Jesreel. Im Thale von Nabulus. Auf der Höhe des Scopus bei Jerusalem. Durch die Wüste zum Jordan und zum Todten Meer. Nach Bethlehem und Hebron. Von Gaza durch die Wüste nach Suez. . . . . S. 279

Anhang. Das Heilige Grab . . . . . S. 303

Reise-Skizze . . . . . S. 311

Erklärung der Anſicht von Jeruſalem.

Dieſe Anſicht iſt von dem Berge des Böſen Rathes im Süden aufgenommen. So tritt dir die „hochgebaute Stadt" entgegen, wenn du von dem Kloſter Mar Saba, das Kidron-Thal entlang, herkommſt (S. 236). Der Berg links iſt der Berg des „Böſen Raths", der rechts der Berg „des Aergerniſſes", das ſüdlichſte Gebäude im Thalgrunde zwiſchen Beiden der Brunnen Rogel. Etwas nördlich vom letztern, ebenfalls im Thalgrunde, ſiehſt du die Königsgärten und gegenüber den Felſen, unter welchem der Marienbrunnen liegt. Das Dorf da an der Kante des Bergs des Aergerniſſes iſt Siloah, und darüber hinaus ſiehſt du das Grabmal des Abſalom aus dem Thale Joſaphat herragen. Das langgedehnte Gebäude auf der Spitze des dahinterliegenden Bergs iſt die Himmelfahrtskirche auf dem Gipfel des Oelbergs.

Wir wollen nun einen Blick auch auf die Stadt ſelbſt werfen. Da im Vordergrunde blähet ſich die Moſchee Omars auf dem Moriah oder dem Tempelberge, und die kleine Moſchee el Akſa ſteht ein wenig ſeitwärts dicht davor. Siehſt du von der Omar-Moſchee links hin, ſo bezeichnen dir zwei Kuppeln die Kirche des Heiligen Grabes und im äußerſten Weſten ragt dir die Citadelle am Jaffathore entgegen, in deſſen Nähe auch die anglikaniſche Kirche auf einer Höhe des Zionsberges gelegen iſt.

Den Ausdruck des Pſalmiſten „Um Jeruſalem her ſind Berge" zeigt dir dieſe Anſicht von der Heiligen Stadt im vollen Lichte.

Berichtigungen.

S. 130 Z. 17 v. oben ſtatt „chriſtliche Zeit deuten" lies „römiſche Zeit deuten, die Geſchichte aber von einer Tabor-Feſte ſchon vor Chriſto beſtimmt weiß."
„ 166 „ 16 v. oben ſtatt „Salomo's" lies „Soliman's".
„ 193 „ 1 v. oben ſtatt „Damascus[illegible]

I.

Hinreiſe.

Von Leipzig über die Schweiz nach Marseille.

Es war am 16. Juli 1849, als wir uns im Namen unſres Gottes von Verwandten und Freunden losriſſen, um unſre mehrjährige Wanderſchaft in „jenes Land der Sonne" anzutreten, davon ein engliſcher Dichter begeiſtert ſingt:

„Wo Balſam weht, wo Meere wallen
Auf Bernſtein, Felſen von Korallen,
Wo glutbefruchtet ſelbſt die Höhen
Mit Diamanten ſchwanger gehen,
Wo Flüſſe, gleich vornehmen Bräuten,
Mit Gold in ihren Fluthen gleiten,
Wo würz'ge Lauben Sandelhainen
Zum Erdenparadies ſich einen."

Bei uns aber wollten dieſe dichteriſchen Verheißungen, die in morgenländiſche Glutfarben getaucht ſind, in der Stunde der Trennung am allerwenigſten haften. Unſre Gedanken klammerten ſich mit aller Gewalt an dem minder poetiſchen, aber tiefſtheuren Boden feſt, in welchem wir bisher mit jeder Faſer unſres Seins gewurzelt hatten, — während der Dampfwagen uns in Sturmeseile entführte.

Es war von Anfang an unſer Plan geweſen, nicht ſchnurſtracks nach Oſtindien zu reiſen, ſondern von Aegypten aus erſt einen Abſtecher nach dem Lande zu machen, das unſer Aller wahre Geiſtes-

heimath ist, — nach Palästina. Dazu boten sich nun von hier aus drei Straßen, die Donau, der Weg über Triest und der Weg über Marseille. Wir hatten aber zu jener Zeit kaum eine Wahl, indem die beiden erst genannten Straßen in Folge der damaligen politischen Bewegungen bedenklich waren. So entschieden wir uns denn bald für die Straße durch das ungeliebte Frankenreich. Wir hatten dabei wenigstens die Annehmlichkeit, daß wir bis zur Schweiz in befreundeter Gesellschaft reisen durften.

In Eisenach benutzten wir die Zeit bis zum Abgang der Abend-Post zu einem flüchtigen Besuch unsres deutschen Zions, der Wartburg, und ließen von dort unsern Blick noch einmal frei ausschweifen über unsre guten deutschen Wälder mit ihrem saftigen Grün und ihrem ernsten Dunkel, davon der Süden und der Osten so wenig wissen. Der Himmel hatte unterdeß sympathetisch einige Tropfen auf unsern Weg fallen lassen, und uns so unsern abendlichen Rückgang zur Post mit den schönsten Düften von Wiese und Wald gewürzt.

Einer der vollgepfrostesten und ungemüthlichsten Postwagen brachte uns am folgenden Abend nach Hanau. Schon ein paar Stunden vorher merkten wir, daß wir einem unsrer politischen Krater nahe gekommen: Bettelbuben umschwärmten den Postwagen und gaben uns mit dem lebhaftesten Geberdenspiel die neuesten politischen Lieder zum Besten.

In liebem Freundeshause sprachen wir zu Hanau ein. Dorthin war etwa aus der Gegend, wohin Göthe das eigentliche Belvedere deutscher Gebirgslandschaften gesetzt hat, noch ein über alles theurer Universitätsfreund zur Letzte gekommen, der in seinem hochgesegneten Hirtenamte „umzutragen allezeit das Sterben des Herrn Jesu an seinem Leibe (2 Cor. 4, 10)" in hohem Grade gewürdiget worden.

Leider zerriß der Ungestüm des Dampfwagens in Frankfurt, wohin er uns am andern Morgen geleitete, unsre innigen Gespräche

ſo haſtig, daß ich mich von dieſem letzten Freunde aus alter herziger Zeit ohne eigentlichen Abſchied trennen mußte.

In Heidelberg ſagte uns das rege und laute Leben und Treiben auf den Straßen deutlich genug, daß wir in den weinländiſchen Süden Deutſchlands bereits eingetreten waren. Wir eilten am andern Morgen der ſchönen Schloßruine zu mit ihrer Fernſicht über das tief zu Füßen liegende hochromantiſche Neckarthal. Die alten Epheubäume, die ſich an der ältern Ruine ſo feſt klammern, als ſympathetiſirte hier ein Greis mit dem andern, verſetzten mich auf einen Augenblick lebhaft nach dem jüngſt geſehnen Oxford, dem Nürnberg Englands, und zwar in den intereſſanteſten Theil desſelben, in die Colleges mit ihren dunkelgrünen, tiefſchattigen und ſammtmattigen Parkanlagen. Gewaltiger Epheu umrankt auch dort wie träumeriſch die altersgrauen Gebäude des Mittelalters, und es iſt beiläufig gewiß nicht ohne alle Bedeutung, daß grade an jener mittelalterlich romantiſchen Stätte jene alterthümliche Geſtalt der Theologie zuerſt aufgetaucht iſt, die ihren Schatten je länger je weiter nach Rom hinüber wirft.

In Muggenſturm fanden wir die Eiſenbahn für eine Strecke unfahrbar und zwar in Folge der Revolution, die in dem benachbarten Raſtadt ihre letzten Kräfte im Kampf der Verzweiflung zuſammen gezogen hatte. Ein quetſchender Omnibus brachte uns von da nach Doos — mitten in das Lager ſiegesfreudiger Preußen hinein, die auch gegen die dortigen Vorräthe von Lebensmitteln einen ſo vollſtändigen Vernichtungskrieg geführt hatten, daß wir uns mit Einer und einer halben Taſſe Kaffee, als Frühſtück, Mittags- und Abendbrot zugleich, für dieſen Tag begnügen mußten. Auch dienſtthuende Hände waren nicht zu haben. Ich lud daher die ſchweren Koffer einen nach dem andern auf die eigne ungewöhnte Schulter und gerieth dabei einmal ſo tief in ein preußiſches Regiment hinein, daß die

Männer des Krieges den keuchenden Mann des Friedens mit ganz eignen Augen maßen.

Es machte einen sehr wehmüthigen Eindruck auf uns, daß wir unter lauter Donner, Blitz und Sturm unsrem lieben Deutschland den Rücken kehren sollten, zumal es sich nicht bestimmt sagen ließ, ob die Winde, die damals von allen vier Enden her an Staat, Kirche, Schule und Haus rüttelten, Frühlings- oder Herbststürme seien. Dennoch war ich in meinem Gott getröstet. Ich sprach:

Mag sich's entladen, mich soll's nicht erschrecken!
Ich seh' auch über diese Wetterwolke
Sich Gottes gnäd'gen Regenbogen strecken.
Noch sind ja „zehn Gerecht" in meinem Volke.

Wir langten erst ganz spät in Kehl an. Dort stießen wir nach den vielen rauhen und rohen Scenen des Tages auf ein so zerfließend weiches Gemüth, daß wir uns eines heitern Lächelns nicht enthalten konnten. Eine große Kreuzspinne nämlich machte sich auf der Wirthstafel breiter, als es uns angenehm war, und als wir den dabeistehenden Kellner zur Tödtung aufforderten, so antwortete er mit kaum vernehmbarer Stimme: „Verzeihen Sie meine Herrschaft, ich bin zu gefühlvoll." Ein ächter Hindu schon an der Grenze Deutschlands.

Am andern Morgen überschritten wir den „freien deutschen Rhein," und brachen schon im Thore der guten alten Stadt Straßburg die Wagendeichsel. Berufsgeschäfte führten mich dorthin und die Liebe christlicher Freunde daselbst hielt uns volle sechs Tage in jener letzten Oase der deutsch-lutherischen Kirche. Eine wunderbare Stadt mit ihrem ahnungsvollen Münster, ihren behaglichen alterthümlichen Häusern, ihren reichen Läden und Gewölben, — und mit ihren gemüthlichen Störchen auf den hohen Dächern.

Am 26. Juli ging's nach Basel. Bei Effringen eröffnete sich uns eine der schönsten und überraschendsten Aussichten über den Rhein;

es war, als ob Deutſchland, das wir ſchon nach einigen Stunden ganz verlaſſen ſollten, uns noch einmal alle ſeine Reize zeigen wollte. Dieſes letzte Lächeln unſres tiefleidenden Vaterlandes ging uns zu Herzen.

„Wie lächelteſt du doch ſo allerſüßeſt,
Mein Deutſchland, dort, wo du uns von dir ließeſt!“

Von der Terraſſe des Basler Münſters aus, zu deren Füßen der grüne Rhein ſeine Wogen wälzt, genoſſen wir in lieber Begleitung einen ſehr belohnenden Fernblick nach dem höchſten Punkt der Vogeſen, und als wir nach ſechzehnſtündiger Raſt die wohlhäbige Stadt verließen, ſchollen noch „Grüße für Jeruſalem“ dem dahin rollenden Reiſewagen nach.

Ein wunderlieblicher Nachmittag führte uns von Baſel in das gefeierte Münſterthal, das je länger je ſteiler, wilder und romantiſcher wurde, und gegen Mittag des folgenden Tages lagen vor unſern Augen die Berner Alpen im vollen Silber, das, als wir am Abend Bern ſelbſt erreichten, ſich in glühendes Gold umſetzte, während wir die blaugrüne Aar ſich durch anmuthige Auen ſchlängeln ſahen.

In dem maleriſchen Bern, das ſeinen intereſſanten Naturumgebungen keine Schande macht, war uns nur ein einziger Tag zugemeſſen. Dort hatten wir ein kleines Abentheuer. Wir ſuchten einen chriſtlichen Gelehrten und geriethen in Folge einer unbedeutenden Namensverwechslung in das Haus eines iſraelitiſchen. Erſt nach langem Zwiegeſpräch mit der freundlichen Frau des abweſenden Mannes kam beim Abſchied ſelbſt der Irrthum zu Tage. Dafür lohnte uns aber der mühſame Weg mit der entzückendſten Alpen-Ausſicht, die auch für die kleine Verlegenheit vollkommen entſchädigte. Am Nachmittag legten wir uns von neuem auf's Suchen, und als wir uns bei einem am Wege ruhenden Frauenzimmer zurechtfragen wollten, ſo ſah uns ein daneben ſitzendes Kind hochverwundert an und gab uns

Unwiſſenden die entmuthigende Belehrung: „Das iſt ja Hanne-Grete.“ Erſt gegen Abend fanden wir die liebliche Campagne des lang Geſuchten, und zwar ohne die geringſte Mißſtimmung über unſer langes Umherirren. Irrten wir doch auf einem der anmuthigſten Spaziergänge der Welt, auf der ſogenannten „Enge“, — vor uns die hehren Alpen, tief unten die behäbige Stadt, an der Seite die muntre Aaar, und um uns bunte Volksmaſſen, aus denen die friſchen Geſtalten der Berner Bäuerinnen in ihrer reichen Volkstracht ſich von ſelbſt hervorhoben.

Am zweitfolgenden Tage gegen Mittag lag der Genfer See tiefblau zu unſern Füßen. Wir alle ſuchten Stärkung unſrer Geſundheit, und ich ſelbſt außerdem Muße zur Vollendung einer ſchriftſtelleriſchen Berufsarbeit an den ſtillen Ufern desſelben; dort hielten wir daher in Geſellſchaft unſrer freundlichen Begleitung die letzte längere Raſt in Europas mütterlichem Schooße, und zwar in Clarens bei Vevay.

Das Bauernhaus, das wir in Clarens bewohnten, war ein höchſt intereſſantes; Lord Byron hatte da gelebt und Vinet war da geſtorben. Wir beſuchten das einfache Grab des Letzteren auf dem Friedhofe des Dorfes, ſo wie das zauberiſche Chillon, früher ein ſavoyiſches Schloß, jetzt ein Staatsgefängniß, das der Erſtere durch ſein Gedicht „der Gefangene von Chillon“ verewigt hat. Als wir von dort in unſerm Boote zurückkehrten, fanden wir den See, deſſen Schilderung die eigentliche Perle in dem erwähnten Gedicht iſt, ſo durchſichtig, daß man meinen konnte, er ſei von blauem Saphir; der Dent du Midi ſtand in vollem Feuer, und das hochgelegne Montreux mit ſeiner berühmten Terraſſe ſah aus einer Bergſchlucht wie träumend auf uns herüber.

Ich kann und will hier die ſchönen Orte nicht alle nennen, die wir von unſrem gemüthlichen Bauernhauſe aus gelegentlich beſuchten. Der einzige weitere Ausflug ging nach Savoyen hinüber, wo wir

neben einem erſten Anſatz italieniſcher Natur dem vollendetſten italieniſchen Schmutz begegneten. Wir werden die ſüße Raſt auf dem dichten Raſen in dem ſchattigen Kaſtanienwald bei Bouveret nie vergeſſen, mit deſſen Frauen ich übrigens faſt in einen Krieg verwickelt worden wäre. Ich hatte nämlich eine kleine cryſtallene Bergquelle, die ihren eiskalten Segen nur in Tropfen gab, nahe bei unſrem Lagerplatze entdeckt, daraus geſchöpft und dadurch eine mehr als einfache Vorrichtung der waſſerholenden Frauen etwas verſchoben. Die Unordnung ließ ſich durch die Bewegung eines einzigen Fingers in Einer Secunde beſeitigen; dennoch ſchrieen mir die unliebenswürdigen Frauen von Bouveret wie einem Verbrecher nach: „Der Mann hat die Quelle verdorben, der Mann hat die Quelle verdorben.“

An einem der beiden Sonntage, die wir in Clarens verlebten, beſuchte ich auch in Geſellſchaft unſrer Wirthsleute den benachbarten Gottesdienſt der freien wadtländiſchen Kirche, zu welcher damals 45 Geiſtliche (ein Drittel der geſammten wadtländiſchen Geiſtlichkeit) gehörten. Ich fand in dem gottesdienſtlichen Locale, das der Beſitzer einer blühenden Campagne trotz des polizeilichen Verbots in ſeinem prächtigen Landhauſe dazu eingeräumt hatte, nur drei bis vier Männer unter den 60 Perſonen, die ſich zum Gottesdienſte eingeſtellt hatten. Der Prediger unterließ nicht, die verſammelten Frauen in einer allerdings ſehr freien Predigt zu beloben, indem er es nicht verhehlen wollte, daß er ſtets mehr Frauen als Männer zum Glauben geneigt gefunden, und dabei zu meinem nicht geringen Erſtaunen unter andern auch den Umſtand geltend machte, daß in Indien die Frauen aus Religion ſich auf den Leichen ihrer Männer bereitwilligſt verbrennen laſſen.

Wir theilten unſern Aufenthalt an den friedlichen Ufern des Genfer-Sees mit einer nicht geringen Anzahl ſolcher Landsleute, die, während ſie die Kriegsflamme in dem alten Deutſchland ſchürten,

hier ganz naiv gemüthlich die Landkarte für das zu machende Neu-Deutschland entwarfen. Die 14 Tage, die uns die Umstände für unser Bleiben in Clarens gestatteten, vergingen zwischen strenger Berufsarbeit und angenehmer Erholung nur allzuschnell und schon am 15. August hieß es:

Leb wohl, du blauer und doch tück'scher See!
Du wechselst deine Farbe, wie das Leben.
Leb wohl, du freie und doch enge Höh,
Wo Nebel, Wolken, Sturm und Düfte weben!

Von Vevay, wo wir uns von unsrer lieben Begleitung aus Sachsen verabschieden mußten, trug uns das flüchtige Dampfschiff nach Genf hinüber. Wie nett die Schweizer Städtchen an den Ufern des blauen Sees umherlagen und wie majestätisch das schneeweiße Haupt des Montblanc über den See herblickte! Es war ein wonniger Nachmittag: Luft und Licht und Wasser, — alles war Friede und Freude.

Da waren wir denn also in Genf mit seiner malerischen Lage, seinen alterthümlichen Häusern und blechberänderten hohen Schornsteinen. In dem savoyischen Morney, wo wir den Wein schon wild an den Bäumen emporranken sahen, aßen wir des andern Tages zu Mittag im Angesicht des ehrwürdigen Montblanc.

Am 17. galts eine zweite Trennung von zwei Freundinnen, die sich uns alsbald nach den ersten von Lausanne her, wo das Dampfschiff anhielt, unerwarteter Weise angeschlossen hatten. Dafür aber hatten wir zwei neue landsmännische Begleiter bis Marseille gewonnen.

Der Hinterkasten des Lyoner Postwagens, der kaum Raum für zwei Personen hatte, nahm uns Viere auf, und fort gings dem Jura zu. Das junge Deutschland blieb dahinten in Genf und am Genfer See; aber bald hing sich das junge Frankreich mit einer Unverschämtheit auf den Wagen, die nur aus dem echten Samen des

Communismus auf ſo gutem Boden, wie Frankreich, gezogen werden konnte. Der Jura lief ziemlich langweilig neben her und als er romantiſcher werden wollte, ſo zogen ſich Regenwolken darüber zuſammen, — und auf unſren Brauen Wolken des Mißmuths über die unleidlichen Plackereien der franzöſiſchen Mauth. Gegen Abend ſahen wir die erſten Myrthen in Hecken und auf Bergen und bald ſtellte ſich auch die hochrothblumige Granate ein. Eine gräßliche Nacht in dem engen Poſtwagen voll ſchlafloſen Durſtes, und wir zogen in Lyons ein, das zuerſt in dem Negligee eines leichten Morgennebels vor unſre Augen trat, um dann mit der durchbrechenden Sonne ſeine volle Schönheit mit Einem Male zu entfalten.

Hier in Lyons machte ſich der Süden ſchon bemerklich genug und zwar am angenehmſten auf dem Markte mit ſeinen Südfrüchten, am allerunangenehmſten im Gaſthauſe mit ſeinen ſüdlich unſaubern und dazu gepflaſterten Zimmern. Auf dem höchſten Punkte der Stadt thront die Marienkirche; dort hatten wir einen herzerfreuenden Blick über die Stadt, die, wo ſie nicht von der Rhone und der Saone durchrauſcht wird, ſich über ſanfte Bergabhänge maleriſch hinlagert, und von nähern und fernern Bergreihen umſchloſſen iſt. Aus der fernſten Ferne grüßte noch einmal der Montblanc zu uns herüber, — und aus dem Stadttheil, der an der Saone liegt, ſah mich die wohlbekannte Phyſiognomie meines lieben toscaniſchen Piſa an,

„Wo das Si geſprochen
So ſüß klingt"

und wo ich vor vielen Jahren zwei ſchöne balſamiſche Winter verleben durfte.

Wir verfehlten nicht, neben der herrlichen Natur, in die Lyons eingerahmt iſt, auch die wenigen Kunſtmerkwürdigkeiten zu ſehen, welche die altersgraue Stadt bietet. Am meiſten intereſſirte uns natürlich die Cathedrale des h. Johannes, die aus dem 6. Jahrhundert

ſtammt, und deren „ehrwürdige Nacht" von theilweiſe vortrefflichen Glasmalereien durchlichtet wird. In dem ahnungsvollen Helldunkel dieſer uralten Cathedrale ließ es ſich von vergangener Zeit gar lieblich träumen. Von hier aus ließ noch in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts der Kirchenvater Irenäus ſein großes, klares und mildes Licht in und über die junge Chriſtenheit hinaus ſcheinen, — eine Kirchen-Sonne und ein Kirchen-Mond zugleich. Die hohe Geſtalt des Mannes — und noch eine „Wolke von Zeugen" dämmerte vor meiner Seele auf.

Hier alſo war eine der erſten Pflanzſtätten des Chriſtenthums in Frankreich. Wie es da keimte, blühete und ſich beſamte, — auf dem blutgedüngten Boden zur erſten Frühlingszeit der chriſtlichen Kirche. O was iſt im Laufe der Jahrhunderte aus dieſer lieblichen Pflanzung geworden! Was aus faſt allen Pflanzungen der Apoſtelzeiten geworden iſt, — ein ſumpfiger Dickicht, der eben damals, wo der Sturm der politiſchen Bewegung darüber hinfuhr, ſich durch ſeinen giftigen Athem auszeichnete.

Doch auch in dieſem ſumpfigen Dickicht ſind in neuerer Zeit wieder einige Pflänzchen beſſerer Art aufgewachſen. Eine proteſtantiſche Gemeine hat ſich, meiſt aus Römern, gebildet, die ſchon damals etwa 400 Seelen zählte. Ihr eifriger und liebenswürdiger Seelſorger gehörte der freien Kirche an, zu der ſich zu jener Zeit 4—5 Geiſtliche hielten, und die eben im Begriffe ſtand, ſich zu einer Synode in Paris zuſammen zu thun. Daß auch in dem beſten Theile ſolcher Gemeinden nicht alles geſund iſt, wird Niemanden Wunder nehmen. Ich fand ſelbſt bei „Engeln" der Gemeinde nicht den Abſcheu vor der Revolution, den man ſchon bei dem ſchlichten Chriſten vorausſetzt; dagegen hörte ich das methodiſch vereinte Beten der Gläubigen in England, in der Schweiz, in Deutſchland und in Nord-America als eines der entſchiednen Zeichen von dem Kommen des Herrn nennen.

Am 20. beſtiegen wir den Rhone-Dämpfer, ein langes, ſchmales, unbequemes, mit Waarenballen und Perſonen überladenes Schiff. Wir kamen bald an dem nettgelegenen Vienne vorbei, wo, wie die Sage erzählt, der verbannte Pilatus ſein Leben beſchloſſen hat; aber ſchon gegen Mittag mußten wir bei Valence liegen bleiben, denn der böſe Minſtral hatte ſich aufgemacht und wehete endlich ſo ſtark, daß unſer langgeſtrecktes Schiff an einer der vielen Rhonebrücken Schaden zu nehmen drohte. Erſt am andern Morgen, nach einem ziemlich unerquicklichen Nachtlager auf dem feſten Boden, ging's weiter. Die gemüthlichen Sevennen tauchten vor unſeren Augen auf und zu Mittag beſahen wir in dem theuren Avignon den berühmten päpſtlichen Palaſt.

Auf ein ſo bodenloſes Geſindel, wie in Avignon, bin ich weder vorher, noch nachher auf meinen Reiſen je geſtoßen, — nicht in dem „Sitze aller Heiligkeit" in Rom, nicht in dem „müßigen" Neapel, nicht in dem lärmenden Alexandrien, nicht unter den fanatiſchen Jüngern des falſchen Propheten, — noch weniger unter den Hindu-Heiden, am allerwenigſten unter den ceyloneſiſchen Buddhiſten. Die Laſtträger zerriſſen uns faſt, und als wir aus dem Kaffehaus, wo uns eine verblichne, aber noch immer melodiſche Sängerin ein Lied von der „Unſchuld" vorgeſungen hatte, auf die Straße hinaustraten, ſchrie das Heer der getäuſchten Ciceroni's: Nieder mit ihnen, nieder mit ihnen!

Hier zerſtreute ſich unſre Schiffsgeſellſchaft, unter der ſich mehrere römiſche Prieſter befanden, deren Einer — und das war der allerrundeſte und behäbigſte — mich für einen ſeiner lieben Amtsbrüder hielt. — Damals nämlich hatte die tropiſche Sonne mich noch nicht zu einem magern Häretiker gemacht, und dazu trug ich einen Käpſel.

Auf der Eiſenbahn gerieth ich abermals unter die römiſche Geiſtlichkeit, und während der Eine mich mit mißtrauiſchen Blicken

maß, ſpielte mir ein Andrer ein religiöſes Vereinsblatt in die Hand, in welchem die Sonntagsfeier und das Kommen zur „großen Meſſe" alle drei Wochen eingeſchärft wurde.

Um uns her breitete ſich die poetiſche, aber von der Gluth der Sommerſonne zur dürrſten Proſa ausgedorrte Provence mit ihren fahlen Oelbäumen aus. Je mehr wir uns Marſeille näherten, je lieblicher wurde die öde Landſchaft; Mandel- und Feigenbäume wechſelten mit Olivenpflanzungen. Erſt kurz vor Marſeille verloren wir die Seealpen aus dem Geſicht, und noch ehe die volle Nacht hereinbrach, ſaßen wir vier Deutſche gemüthlich zu Marſeille in dem Hôtel de Rome, wohin uns unſer liebenswürdiger Freund, der Abbé, hinempfohlen hatte, — in dem Abſteigequartier der katholiſchen Prieſter, an einem der mittelmeeriſchen Thore zum Morgenlande.

Von Marſeille über Malta nach Alexandrien.

„O Meer! O Meer!“

So hatte es von jeher auch in mir gejauchzt, ſo oft mich mein Weg an die Ufer des Meeres führte. Dort im Hafen von Marſeille aber begrüßte ich das flüſſige Element, das ſich zwiſchen Europa und Afrika drängt, noch einmal ſo herzlich; hatte ich doch ſchon einmal an ſeinen weltgeſchichtlichen Ufern für längere Zeit gewohnt, und zwar in dem „Winkel“, der den claſſiſch-gebildeten Naturfreund gegenwärtig „vor allen andern anlacht“, zu Sorrento am neapolitaniſchen Meerbuſen. Wie ſchwellte das noch um 10 Jahr jüngere Herz, wenn ich nach des Tages Laſt und Hitze am Abend in das Meer hineinfuhr, und dann der Landwind, der dem Sonnenuntergang auf dem Fuße folgte, auf „lauen Lenzesſchwingen“ die balſamiſchen Düfte aus den Orangengärten Sorrento's mir entgegentrug. Auch auf den myrthenbewachſenen Bergen, welche die große Ebne von Sorrent mit ihren hesperidiſchen Gärten und Hainen und ihren zwiſchenein blinkenden Landhäuſern zu einem gleichenloſen Amphitheater machen, habe ich oft im Angeſicht des benachbarten Veſuvs geſeſſen und über die zu meinen Füßen „im dunkeln Laub erglühenden Goldorangen“ hinweg den Blick auf das mittelländiſche Meer gleiten laſſen, das mit ſeinen wechſelnden Farben und ſeinen geſchäftigen weißgeflügelten Barken für jenes Amphitheater ein würdiges Schauſpiel bietet. Schon damals hatte ich, dem mittelländiſchen Meer

tief in's blaue Auge blickend, gar oft die heimliche Frage an dasſelbe geſtellt: Du liebes Meer, das du den Apoſtel Paulus aus dem gelobten Lande hier vorüber dort nach Puteoli hergetragen haſt, — wirſt du mich nicht einmal nach jenem Lande aller Länder hinüberführen? — Dieſer ſehnſüchtigen Ahnung denn ſollte nun nach zehn Jahren die Erfüllung werden, und darum jauchzte es im Hafen von Marſeille ſo laut in meinem Herzen:

O Meer! o Meer!

Da der franzöſiſche Dämpfer, der hier das Morgenland mit dem Abendlande verbindet, ſchon am 23. Marſeille verlaſſen ſollte, ſo hatten wir mit den Vorbereitungen zur Reiſe zu viel zu thun, als daß an einen ruhigen Genuß der ſchönen Stadt zu denken geweſen wäre, deren ſüdliche Lage Haufen von Trauben und Melonen bei ſo früher Jahreszeit bezeugten. Doch ließen wir uns die prachtvolle Anſicht auf die Stadt von dem ſogenannten Napoleonshügel im Gold der ſinkenden Sonne nicht entgehen. Auch die Gemäldeſammlung in dem Sanitätsgebäude beſuchten wir; da ſie aber das Elend der ägyptiſchen Plage in den manichfaltigſten und detaillirteſten Gruppen ſo lebendig vor Augen ſtellt, daß ſich bei Betrachtung derſelben das Herz im Leibe wendet, ſo kehrten wir uns gar bald abſeits, — denn es iſt je und je mein Grundſatz geweſen:

„Nur daß die Kunſt gefällig ſei.“

Da war mir das bunttrachtige Gedränge in den Straßen Marſeilles, zu dem ſelbſt das benachbarte Afrika ſeine dunkelfarbigen Geſichter liefert, ein viel lieberer äſthetiſcher Genuß, und ſelbſt der Markt, wo eine faſt unabſehbare und undurchdringliche Maſſe von Fiſchweibern wie 10,000 Stück gewiſſer Hausvögel durcheinanderſchrieen, hatte ſeine Poeſie — die Poeſie des Volkslebens. Eine wohlhäbige Stadt, — die alte Maſſilia. Hier lebt mancher Laſtträger, der mit 40 bis 60 Francs in der Taſche alltäglich heimkehrt,

des Abends das Haus der Muſen beſucht und für ſeine Familie eine Campagna hält.

Am Morgen des 23. alſo ſagten wir den letzten vaterländiſchen Freunden und Bekannten, ſo wie dem europäiſchen Feſtlande ein wehmüthiges Lebewohl. Der Regierungsdämpfer „Luxor" nahm uns in ſeine weiten, angenehmen und bequemen Räume auf, und ſchon um 2 Uhr des Nachmittags ſahen wir die Hyeriſchen Inſeln aus den Wellen ſteigen. Am andern Morgen flogen wir zwiſchen Corſica und Sardinien hindurch, und in den erſten Nachmittagsſtunden dämmerte uns die Küſte von Sicilien entgegen. Am dritten Tage ſtattete uns der entartete Sohn der afrikaniſchen Sandwüſte mit ihrem trocknen Glutwinde, der feucht-heiße Scirocco, ſeinen unangenehmen Beſuch ab, und am vierten Tage in aller Frühe lagen wir vor Malta. Der Hafen wimmelte von buntflaggigen Schiffen; auf den Verdecken geigten und tanzten die müßigen Matroſen; von dem Ufer her ſtießen erwerbbegierige Bootsleute auf uns zu; Gaſtwerber, Wegweiſer und Bettler ſchrieen und kreiſchten, — und von den Kirchthürmen der Stadt ſchollen die Sonntagsglocken in Ohr und Seele, ein ſänftigendes Oel auf den unruhigen Wellen jenes hundertfältigen Getümmels.

Da unſer Schiff in dem Hafen von Malta mehrere Stunden Halt machte, ſo verſäumten wir nicht, uns dieſen engliſchen „Schlüſſel des Morgenlandes" zu beſehen. Die Sonne brannte gewaltig auf das hohe Felſen-Eiland mit ſeinen zum Theil von terraſſenförmigen Mauern umfriedigten Feldern. Wir keuchten daher nur mit Mühe nach Valetta hinauf, das wie eine graue Klette auf dem grauen Felſen hängt, und ſeine mit Kanonen wie beborſteten Feſtungswerke dem Ankommenden in ruhigem Trotz entgegenſtreckt, — ein in ſich zuſammen gerollter beſtachelter Igel. Gleich am Eingang der Stadt ſahen wir neben hohen Orangenbäumen dunkle Cypreſſen auf-

ſchießen, und in den ſaubern Treppenſtraßen der Stadt, die ſich meiſt nach dem Meer hin öffnen, zogen europäiſche und afrikaniſche Geſtalten an uns vorüber. In dem bunten Gemiſch derſelben rauſchten auch die langen ſchwarzſeidenen Gewande der malteſiſchen Frauen, die alle in eine Art Capuze enden, — eine Tracht, die zu dem halb-arabiſchen Urſprung der Malteſer vollkommen ſtimmt, aber zu dem ſonnegeſengten Felſeneiland ſehr wenig paßt.

Unſer erſter Gang war in die Kirche zu Sanct Johanne, ein Prachtgebäu mit Pracht-Denkmälern der Großmeiſter des Johanniterordens, den neulich ein Königswort aus ſeiner Todtenkammer wieder heraufbeſchworen hat. Der Eſtrich der Kirche iſt mit den Wappenſchildern der Ritter und mit monumentalen Inſchriften aus buntem Marmor ausgelegt. Er ſchwankte unter unſern ſeegewöhnten Füßen, als wir darüber hin der berühmten Silber-Baluſtrade vor einem der Altäre zuſchritten, die, weil ſie zur Zeit der Franzoſen-Herrſchaft angeſtrichen war, der franzöſiſchen Plünderungsgier entging.

Noch zeugen viele andere Kirchen von der einſtigen Macht und dem Reichthume des Ordens, aber die ſogenannten „Ordensherbergen" ſind meiſt in öffentliche Gebäude umgewandelt. Jede Zunge des Ordens hatte eine ſolche Herberge, für die Ritter ſowohl als für die dienenden Brüder; ein Herbergsvater ſtand jeder derſelben vor. Dieſer wurde mit Geld aus der Gemeinekaſſe oder mit Getreide aus den öffentlichen Magazinen nur theilweiſe entſchädigt; den Reſt der Ausgaben beſtritt er aus ſeinen eignen Mitteln, hatte aber dafür die Anwartſchaft auf die nächſte erledigte Würde innerhalb ſeiner Zunge. In neuerer Zeit wurde eine jener Herbergen von dem Malteſer „Vereinigungs-Club" als Verſammlungsort gewählt; zwei andere wurden zu Gerichtshöfen umgeſchaffen, und in einer vierten richtete man ein Arſenal und eine Regierungs-Druckerei ein. Die caſtiliſche Herberge wurde für die engliſche Garniſon beſtimmt.

In der engliſchen Garniſonskirche wohnten wir dem letzten Theile des Gottesdienſtes bei und begaben uns nachher mit dem gefälligen Paſtor in die ehemalige Behauſung eines Ordens-Groß-Meiſters, wo wir freundlich empfangen und bewirthet wurden von einer engliſchen Predigerfamilie, die ſich vor dem politiſchen Vulcan in Sicilien hieher geflüchtet hatte auf ſichern engliſchen Grund und Boden. „Herberget gern!“ hat ja der große Wanderapoſtel geſagt, der bei ſeinem Schiffbruch auf der Reiſe nach Welſchland wahrſcheinlich hier dem unwirthlichen Meere entrann, und dem dann auch die Leutlein hier „nicht geringe Freundſchaft“ erzeigten (Apoſtelgeſch. 28, 1, 2). Dank dem fremden Bruder, der in demſelben apoſtoliſchen Sinne uns Fremdlingen an dieſer Felſenbrücke zwiſchen dem Abend- und Morgenland durch die erzeigte Freundſchaft für einige Stunden das ſüße Gefühl der Heimath lieh.

Ich machte dort in aller Geſchwindigkeit auch die ſehr intereſſante Bekanntſchaft eines Schotten, mit Namen Dr. Kalley, der wegen beiläufiger Bibelverbreitung in Madeira in ſo ſchlimme Händel gerathen war, daß er jenes paradieſiſche Eiland, wohin ihn der leidende Zuſtand ſeiner Frau geführt hatte, eiligſt verlaſſen mußte. Die Ortsregierung von Madeira warf ihn im Jahre 1843 in's Gefängniß, ohne daß man ihm, der Portugieſiſchen Charte gemäß, nachweiſen konnte, er habe gegen irgend ein bereits vorhandenes Landesgeſetz verſtoßen, und obgleich ihn der Appellationshof in Liſſabon nach fünf Monaten völlig freiſprach, ſo verweigerte man ihm doch allen und jeden Erſatz, und entblödete ſich nicht, gegen ihn, den Engländer, ein längſt vergilbtes Inquiſitionsgeſetz vom Jahre 1603 in Anwendung zu bringen, während den Portugieſen ſelbſt auch für die gröbſten Gotteslästerungen gegenwärtig nur noch einjährige Gefängnißſtrafe treffen kann. Erſt als er auf den Rath des britiſchen Geſandten in Liſſabon auf jeden Erſatz verzichtete, nahm man die

Anwendung jenes Geſetzes auf ihn zurück, und da er ſich von nun an aller und jeder Bibelverbreitung enthielt, ſo konnten ihm die Behörden fürder nichts anhaben. Dafür aber ſtachelten die einmal empörten Prieſter den Pöbel gegen ihn, und die Flamme des Fanatismus ſchlug zuletzt ſo hell auf, daß am Ende kein Engländer mehr ſeines Lebens ſicher war; zwei Familien flohen in's britiſche Conſulat und dreizehn andere britiſche Unterthanen, die auch das nicht für ſicher hielten, an Bord eines engliſchen Schiffs. Dr. Kalley ſelbſt entwich auf den Rath des britiſchen Conſuls nach England, und wurde dort nach langem Hinhalten von dem Staatsſecretair der auswärtigen Angelegenheiten dahin bedeutet, daß die britiſchen Verträge mit auswärtigen Mächten „diejenigen britiſchen Unterthanen zu ſchützen nicht den Zweck haben, die gegen die Vorurtheile des Auslandes, ſei es im Volke, ſei es bei den Behörden, anſtoßen.“ Ein tröſtliches Orakel aus dem Munde des Oberprieſters der Weltfreiheit. — Denn das iſt doch die Würde, deren Inſignien England in aller Welt vor ſich hertragen läßt.

Man ging damals gerade mit dem Gedanken um, für die an den Geſtaden des Mittelmeeres geborenen Kinder britiſcher, ſchweizer und deutſcher Familien auf einem der ſchönſten Punkte in St. Julians Bay, dem Belvedere Maltas, eine Erziehungsanſtalt zu gründen, in der zugleich für diejenigen jungen Leute, die ſich dem kaufmänniſchen, dem ſtaatsmänniſchen oder dem Dolmetſcher-Fach widmen wollten, die orientaliſchen Sprachen Zweige des Unterrichts bilden ſollten. Man rechnete dabei auch auf die in Indien geborenen Kinder der Europäer, und zwar hauptſächlich, weil Malta ſo bequem zwiſchen England und Indien gelegen iſt.

Als wir gegen Abend wieder an Bord gingen, wollte ein Bootsmann, der auf uns gewartet zu haben verſicherte, für ſein „dolce far niente“ bezahlt ſein, und als er mit leeren Händen abziehen

mußte, ſo ſchrie er mir mit voller Kehle nach: Iſt das ein Herr Theolog, iſt das ein Herr Theolog? Ich dachte, er würde hinzuſetzen, da war der Theolog Paulus zu ſeiner Zeit ein andrer Mann.

Unſere Schiffsgeſellſchaft war eine ziemlich bunte Moſaik. Der franzöſiſche Theil machte ſich natürlich am lauteſten, und den Hauptgegenſtand ihrer geflügelten Geſpräche bei Tiſche bildete natürlich die neueſte Glanzthat der „großen Nation", die Expedition nach Rom. Blitze auf Blitze flogen. „Wir gehen ja mit unſeren geborenen Feinden, den Oeſterreichern, Arm in Arm" rief der Eine, und der Andere ſetzte hinzu: „Ja, wir ſtehen im Begriff den Papſt wieder einzuſetzen, an den wir doch nicht glauben"; ein Dritter aber fuhr beſänftigend zwiſchen die erhitzten Geiſter: „Meine Herrn, der Papſt hat die Aufrechterhaltung der zeitlichen Gewalt beſchworen; er kann und darf ihr nicht entſagen." Zu dem allen lächelte der dabeiſitzende wohlgerundete engliſche Kaufmann gar eigenthümlich vor ſich nieder; aber die franzöſiſche Eitelkeit wußte es nicht zu deuten. Nur Einer der Franzoſen ſuchte den ſtolzen Engländer in das Geſpräch hineinzuziehen. Er ſchlug eine Verbindung ſeiner landmächtigen und der ſeemächtigen engliſchen Nation vor; dann, meinte er, könnten die beiden großen Nationen den ganzen Erdball in ihre Taſche ſtecken. Allein der behäbige Engländer hatte nichts als ein Lächeln für den eifrigen Allianz-Macher, und die dritte große Nation, die meine Wenigkeit zu vertreten hatte, wurde gar nicht befragt, Ich hatte übrigens nicht einmal ein Lächeln für ihn.

Gegen mich dagegen erſchloß ſich das Herz des ſpröden Britten. Er rühmte ſich als guter Anglicaner die Methodiſten aus Alexandrien mit vertrieben zu haben; er freute ſich als ſpeculirender Kaufmann, daß die ägyptiſche Regierung beſchloſſen habe, allen Tranſitgewinn auf die allmähliche Verbeſſerung der Tranſitſtraße zu verwenden; er erklärte als kluger Weltmann die Errichtung ſämmtlicher angli-

caniſcher Biſchofsſitze im Auslande als rein politiſch; er war als guter Engländer gegen die Anſtellung deutſcher Theologen im anglicaniſchen Kirchendienſt: denn, ſagte er, die ſchlechte Ausſprache derſelben entlocke Einem beim Gottesdienſte zuweilen ein ſtörendes Lächeln. In Bezug auf den letzten Punkt mochte er nicht durchaus Unrecht haben, beſonders wenn er dabei die Süddeutſchen mit ihrem rauhen Organe im Sinne hatte. Mir ſelbſt iſt in Oſtindien erzählt worden, daß ein ſolcher ſüddeutſcher Theolog im Dienſte der Anglicaner in Folge ſeiner fehlerhaften Ausſprache die engliſche Gemeinde zu einem: Laßt uns blöken! (ſtatt: Laßt uns beten!) aufgefordert und ein Anderer der Verſammlung vordemonſtrirt habe, daß die Juden nicht raſirt werden konnten, weil ſie kein Geſicht hatten, ſtatt, daß ſie nicht gerettet werden konnten, weil ſie keinen Glauben hatten.

Auch mit Zweien der Franzoſen wurde ich näher bekannt; der Eine, ein Kaufmann, der bereits zum vierten oder fünften Male nach China reiſte, nannte ſein Volk offen heraus ein ſittlich verfaultes, und ein junger Graf, der bereits die afrikaniſche Nordküſte, die Weſtküſte und Madagascar beſucht hatte, wandte nun, wie es ſcheint, aus politiſchem Ekel, ſein Angeſicht nach Mekka. Dorthin zog auch ein alter Muslim aus Fez, der ſich das Verdienſt eines Mekkapilgers bereits zu fünf Malen erworben hatte, mit ſeiner zahlreichen Familie.

Ein Kölner Jude, der ſein Glück in Oſtindien ſuchen wollte, und ſich ſtets einen Seeſturm wünſchte, ein Jude aus Cairo, der die Engländer allmächtig und die Preußen allwiſſend nannte, ein ſicilianiſcher Kaufmann, mit dem ſich über den großen Dante reden ließ, ein italieniſcher Arzt, der von Mehmed Ali ſchwärmte, — und dazu ein Prachtexemplar von St. Bernhard-Hund, den Abbas Paſcha für 1200 Francs erſtanden hatte, und deſſen edle Geſtalt unter der ungewöhnten Hitze ſchon an Bord des Schiffes zu erliegen drohte, —

das ungefähr waren die Hauptelemente, aus denen unſre Schiffsgeſellſchaft zuſammengeſetzt war.

Am 28. gerieth das Meer, das bisher nur ein ſanfter Wind gefächert hatte, in eine Bewegung, die den Kölner an das Ziel ſeiner eigenthümlichen Meerfahrtswünſche führen zu wollen ſchien, — und auch unſer Herz bewegte ſich ſtärker, als wir uns erinnerten, daß das der Tag war, wo die heimathlichen Freunde das Leipziger Miſſionsfeſt begingen, und wir nun dies Mal nicht ſein konnten unter dem Haufen derer, die „da feieren.“ Der Sturm ſauſte, das Meer brauſte; aber im Herzen klang es wie Lied und Orgel.

Wir ſehnten uns innig nach Alexandrien, — noch inniger aber, als wir eine arme blinde Dame. Ihr Gemahl, von italieniſcher Abkunft, wie ſie, in ägyptiſchen Dienſten, hatte ihr vor einiger Zeit am Rand der Wüſte ein Zelt errichten laſſen, Geſundheitshalber. Dort erſchreckte ſie ein nächtlicher Beduinenüberfall in ſo hohem Grade, daß ſie auf der Stelle das Licht ihrer Augen verlor. Sie ſuchte darauf in ihrem Vaterlande vergebens Hülfe und kehrte nun blind zu dem harrenden Gatten zurück, begleitet allein von ihrem fünfjährigen Knaben, dem die ägyptiſche Sonne daſſelbe Gut genommen, was der Mutter das nächtliche Entſetzen geraubt hatte. Als wir nun am 30. Auguſt in den erſehnten Hafen von Alexandrien einliefen, da mag es wohl in ihrem Herzen noch beweglicher als in den unſrigen geſchollen haben:

O Land! O Land!

Aufenthalt in Alexandrien.

So lagen wir denn an der Küste von Afrika, — an dem Saum des Landes, dessen Namen man nur zu nennen braucht, um selbst die Aufmerksamkeit eines auch nur nothdürftig unterrichteten christlichen Kindes sogleich zu fesseln. Hier hatten ja die Erzväter zur Zeit der Theuerung als Fremdlinge gezeltet; hier war der Kinderliebling Joseph durch viel Trübsal zu großer Herrlichkeit eingegangen; hier hatte das Volk Israel, da es noch ein Jüngling war, seinen Nacken unter das Joch beugen lernen; hier an den Ufern des Nils war der Mann mit der schweren Zunge und dem diamantnen Willen aufgewachsen, kein Rohr, das sich vom Winde weben ließ, — eine Ceder Gottes; von hier aus hatte der Gott, der wohl züchtet, aber nicht über Vermögen lässet versucht werden, seinen weinenden Sohn Israel wie auf Adlersflügeln durch die Wüste und durch das Meer getragen in das Land, da Milch und Honig fließt. Was Wunder denn, daß der Name Aegypten neben dem Namen des gelobten Landes in jedem Christenherzen wie eingeschnitten und von Kindheit an damit verwachsen ist.

Allein das sind keineswegs die ersten Erinnerungen, die sich an den abendländischen Christen heranstehlen, wenn das Schiff in den gefährlichen Hafen von Alexandrien einläuft.

Alexandrien hat mit jenen heiligen Geschichten nichts zu thun, und obschon es sich auf der flachen sandigen Küste ganz stattlich hin-

breitet, ſo zeigt es doch beim erſten Anblick vom Hafen aus nur eben ſo viel morgenländiſchen Charakters, wie etwa der darin hauſende europäiſche Kaufmann, wenn er ſich bei übrigens ganz abendländiſcher Kleidung den rothen Tarbuſch mit blauer Quaſte, — ein Mittelding zwiſchen dem franzöſiſchen Hut und dem arabiſchen Turban — auf das kahlgeſchorene Haupt ſetzt. Dazu kommt dann noch die tiefe abendländiſche Proſa, die von der unabſehbaren Reihe holländiſcher Windmühlen am Ende der Stadt her dem Nahenden zuerſt entgegengähnt. Ganz anders freilich geſtalten ſich die Eindrücke, wenn der Reiſende nun wirklich den Fuß an's Land ſetzt, und von einer halb neu-, halb geld-gierigen Menge mit ſchwarzen, braunen und gelben Geſichtern in Empfang genommen wird. Da muß ihm denn wohl in der That ein wenig morgenländiſch zu Muthe werden. Schade nur, daß die Art jener Empfangnahme dem Morgenlande innerhalb einiger Secunden nicht bloß allen Blüthenſtaub der Phantaſie abſtreift, ſondern die ganze Poeſie deſſelben mit Blume, Stiel und Wurzel ſo gründlich zu zerſtören droht, daß Einem dabei zu Muthe wird, wie etwa demjenigen, den ein leichtbeſchwingter Traum eben hoch in die Lüfte gehoben hat und der dann plötzlich in einem elenden Poſtwagen auf einem deutſchen Knüppeldamm aufwacht.

So lange noch einige Klafter Waſſer zwiſchen dir und der mit ägyptiſchen Eſeltreibern beſetzten Küſte liegen, magſt du deine abendländiſchen Augen immerhin an dem neuen Schauſpiele der morgenländiſchen Menſchenwelt weiden. Aber nimm dich in Acht! So bald du in Faßweite kommſt, ſo packen dich auch ſchon die ſonneverbrannten Hände der Eſeltreiber, wie einen ausgeladenen Waarenballen, und ſetzen dich auf eines ihrer Thiere, und glücklich biſt du, wenn dich nicht ein Stärkerer wieder herunterreißt und auf ſeinen Eſel ladet. Man geſteht dir eben kein anderes perſönliches Recht zu, als die Pflicht, zuletzt in die Taſche zu greifen und einen Haufen

Geldes herauszuſchütten, und wem es nun gelungen iſt, ſich des mit Spendirhänden und Geldtaſchen verſehenen Waarenballens bleibend zu bemächtigen, der verabſchiedet ſich von ſeinen minder glücklichen Mitbewerbern mit einem herzhaften Lachen, kneift deinen trägen Eſelrappen noch herzhafter in den Schweif und ſtürmt mit dir durch das Menſchengedränge einem der europäiſchen Gaſthäuſer zu. Ueberglücklich biſt du, wenn du dabei nicht über den Kopf deines Thieres hinabſtürzeſt oder einen daherträumenden Araber überrennſt, und haſt du nun auch noch deinen Eſeltreiber, der ſelbſt zu einer Guinee unwillig den Kopf ſchütteln möchte, zuletzt mit einigen Groſchen abgefertigt, ſo darfſt du, von dem Fenſter deiner Herberge auf die bunte Menſchenwelt zu deinen Füßen hinabblickend, dich immerhin wieder in morgenländiſche Träume wiegen.

Da wir von dem ſchlechten Rufe der alexandriniſchen Eſeltreiber bereits gehört hatten, und auch das einfache Mittel kannten, womit man ſich dieſes läſtige Volk vom Leibe hält, ſo ging es uns in dieſer Beziehung beſſer, als manchem unſerer Mitreiſenden. Wir beſtiegen ſogleich einen ſchon bereit ſtehenden Hotel-Omnibus und gelangten nach einigen Mauthplackereien ziemlich angenehm zum nächſten Ziel unſerer Wünſche, in das Hôtel d'Orient, das im Frankenviertel an einem großen, länglichtviereckigen Platze liegt, der zu beiden Seiten mit ziemlich neuen Häuſern in ſüdeuropäiſchem Stil umſchloſſen iſt. Ein geräumiges Zimmer nahm uns auf. Schade nur, daß mit dem ſüdeuropäiſchen Stil des Gebäudes auch die ſüdeuropäiſche Unſauberkeit verbunden war und daß die ſtark duftende Küche, die jeden der Gäſte gegen 10 Francs alltäglich mit Eſſen und Trinken in franzöſiſchem Geſchmack verſorgt, unſerem Zimmer allzubenachbart lag.

Der Gedanke, daß wir nun in die Hütten Ham's eingezogen waren, litt uns nicht lange auf unſrem Zimmer. Sobald der Fußboden unter uns das ſchwankende Schiff zu ſpielen einigermaßen nach-

gelaſſen, und das vom erſten Anhauch ägyptiſcher Gluth aufwallende Blut ſich ein wenig beruhigt hatte, eilten wir auf die Straßen hinaus und geriethen zuerſt in eine römiſche Kirche. Ein Prieſter aus Palermo von edlem Anſehen trat uns freundlich entgegen; er dürſtete nach europäiſchen Neuigkeiten; war doch damals ſeine geliebte Braut, die römiſche Kirche, in tiefen Nöthen. „Der Sieg der Ungarn iſt die einzige Stütze für das ſchöne Italien," rief er wie begeiſtert aus und reichte uns mit ſeltner Grazie den erſten Trunk jenes köſtlichen Waſſers, das, wie das Sprüchwort geht, Niemand genießen kann, ohne ſich eine unaustilgbare Sehnſucht nach Aegypten in das Herz zu trinken. Es war nämlich Waſſer aus dem Nil, der ſeine ſeit Jahrtauſenden gefeierten Fluthen in dem Mahmudie-Canal bis nach Alexandrien entſendet.

Wie freueten wir uns, als wir am Abend an der Wirthstafel die Entdeckung machten, daß faſt alle Herrn, die mit uns aßen, trotz des türkiſchen Tarbuſch und des arabiſchen Bartes Deutſche waren. Ich probirte den engliſchen, franzöſiſchen und italieniſchen Sprachſchlüſſel, — bald an Dieſem und bald an Jenem, und das Ende vom Liede war beinahe immer, daß die Unterhaltung auf gut Deutſch endete.

Dr. Reiz, der jetzt als öſterreichiſcher Conſul in Chartum das öſterreichiſche Intereſſe auf dem weiteſt vorgeſchobnen Poſten vertritt, half damals den eben abweſenden öſterreichiſchen Generaconſul Laurin mit vertreten, und obſchon wir als Anhalter nicht zu ſeinen politiſchen Küchlein gehörten, ſo nahm er uns doch freiwillig unter ſeine Flügel und begleitete uns auf unſren täglichen Ausflügen.

In dem Landhauſe des öſterreichiſchen Generalconſuls, das damals der Kanzler bewohnte, verbrachten wir einen ſehr gemüthlichen Abend, und zwar draußen im Garten, der europäiſches Grün mit orientaliſcher Anmuth vereinte. Da ſahen wir denn zum erſten

Male Gruppen von Dattelpalmen, die, wie ein arabiſcher Dichter geſungen hat:

„Träumeriſch, als wie in Kummer,
Sternbekrönte Häupter neigen,
Jungfraun gleich, gemahnt vom Schlummer,
Sich auf's ſeidne Bett zu beugen."

Ueppige Feigenbäume ſtanden demüthig neben dieſen hohen, ſchlanken Geſtalten und ägyptiſche Alterthümer, hie und da zwiſchen eingeſtellt, ſchienen von längſtvergangnen Zeiten zu träumen. Die Vögel zwitſcherten in den dichten Zweigen der Feigenbäume und in den langen Aeſten der Palmen ſäuſelte der Wind. Ein ägyptiſcher Mond aber goß ſein verklärendes Licht über Alles und lieh dem Ganzen ein in der That feenhaftes Anſehn, in unſern Augen wenigſtens, denen das Alles noch neu war.

Wir beſuchten die ſogenannten Nadeln der Kleopatra, dicht bei der Stadt, zwei etwa 60 Fuß hohe granitne Spitzſäulen, davon die eine halb begraben am Boden liegt, während die andre noch ſo ſtolz emporſtrebt, als ſagte ſie: „Was ſind für mich tauſend Jahre! Ich ſah vor 1800 Jahren einen der erſten deiner Glaubensgenoſſen in dieſer Stadt, den redekundigen Apollos (Apoſtelgeſch. 18, 24) an mir vorüberwandeln; hier ſtand Pantänus, der denſelben Weg gegangen iſt, den du jetzt zu gehen im Sinne haſt; ich kenne jene Säulen der alten Kirche, Clemens und Origenes, wohl; ſie ſind gefallen, als ich bereits ein Greis von mehr als tauſend Jahren war, und wenn du ſelbſt gefallen ſein wirſt, und eine lange Kette von Menſchengeſchlechtern mit dir, wie meine Schweſter da, — ſo werde ich doch noch immer ſo ſtehen, wie du mich heute ſtehen ſiehſt."

Auch zur ſogenannten Pomejus- (eigentlich Diocletians-) Säule, die etwa 100 Fuß hoch aus röthlichem Granit gearbeitet iſt, ritten wir bereits im Dämmerſchein des Abends. Ein eigenthümlicher Ritt. Der

muhamedaniſche Begräbnißplatz, den die Cholera der letzten Zeit überfüllt hatte, die wüſten Schutthaufen des alten Alexandriens, der melancholiſch aus der Ferne herſchauende Marcotisſee, der ſüdliche Abendhimmel, der geiſterhafte Mond, die im Abendwinde rauſchenden Palmen, und dann die Prachtſäule ſelbſt auf dem bleichen Sandhügel, umſpielt von zerlumpten Kindern, darunter eine Wittwe von 12 Jahren: das Alles machte einen ſo gemiſchten Eindruck von Vergangenheit und Zukunft, Pracht und Elend, Natur und Kunſt, Tod und Leben, daß ich wie träumend nach unſrer Herberge zurücktrabte.

Was für ein Gewühl von Menſchen in den Straßen Alexandriens, das bis zur Entdeckung des Caps der guten Hoffnung im Jahre 1493 den indiſch-europäiſchen Handel vermittelte, und nun ſeit der engliſchen Dampfſchifffahrt im rothen Meere die alte Stellung, wenn auch in veränderter Form, wieder gewonnen hat. Und was für ein Gemiſch! Araber und Kopten, Türken und Armenier, Griechen und Italiener, Abyſſinier und Neger mit ihrem Babylon von Sprache! Langbärtige und bartloſe Geſtalten, weiße und ſchwarze, olivenfarbige, hell- und dunkelbraune Geſichter, — Trachten aller Art, — Seide und Lumpen! Auf dem Bazar natürlich, der in nichts Anderem, als in einigen Straßen mit offnen Krämerladen beſteht, ſieht es am bunteſten aus. Die meiſten der Krämer ſitzen mit kreuzweis untergeſchlagnen Beinen neben ihrer ausgebreiteten Waare und rauchen die lange Shibuck mit der ſcheinbaren Ruhe eines Philoſophen; Andere dagegen ſind mit der Zubereitung ihrer Artikel emſiglich beſchäftigt. Zwiſchenein thut ſich dann auch ein Kaffehaus auf, wo der Orientale von ſeinem ſauren Müßigang ausruht und für 5 Paras (etwa 3 Pfennig) ein Täßchen feines ſchwarzen Lieblingstrankes ohne Milch und Zucker bedächtiglich hinunterſchlürft, — die gemalte Behaglichkeit.

Da wir vier volle Tage in Alexandrien bleiben durften und

unter dieſen vier Tagen auch ein Sonntag war, ſo beſuchten wir den engliſchen Gottesdienſt in einem ſehr beſcheidnen Locale. Die Vögel des Himmels flogen unbefangen aus und ein, ab und zu; der Leute waren wenig und unter den Wenigen bemerkte ich einen Armenier und einen Kopten. — Man hatte den Bau einer anſtändigen engliſchen Kirche bereits begonnen; der Paſcha ſelbſt hatte ein Grundſtück, 1000 Pfund Sterling an Werth, dazu hergeſchenkt, und die engliſche Regierung macht es ſich zum Grundſatz, für jede neu zu errichtende anglicaniſche Pfarrei, innerhalb der Summe von 150 Pf. Sterling eben ſo viel beizuſteuern, als die betreffende Gemeinde ſelbſt zuſammenlegt. Dennoch war der Bau aus Geldmangel immer und immer wieder in's Stocken gerathen, — zu einer rechten Herzensfreude der Römer und der Muſelmänner. Bei unſerer Rückkehr von Oſtindien im Jahre 1853 fanden wir ihn jedoch vollendet.

Das große politiſche Erdbeben, das damals Europa durchſchütterte, machte ſich auch in Alexandrien noch fühlbar; jedes neuankommende europäiſche Schiff brachte neuen Zunder und neuen Zündſtoff zugleich, — und da Alexandrien ſelbſt zum großen Theil von den politiſchen Schlacken Europa's bevölkert iſt, ſo gab es bei der beſtändigen Reibung der verſchiedenen Nationalitäten oft ſehr helle Flammen. Auch die juſt angelangte Nachricht, daß der ungariſche Krieg beendet und Venedig ſich zu ergeben nahe daran ſei, verfehlte ihre Wirkung nicht; ſo eben war in einem blutigen Streite zwiſchen italieniſchen und öſterreichiſchen Matroſen einer der letztern um's Leben gekommen. Daß unter ſolchen Umſtänden der Handel darniederlag, wird Niemanden Wunder nehmen.

Der unruhige Charakter der Alexandriniſchen Bevölkerung — jetzt ein Gemiſch aus Aegyptiern, Barbaresken, Türken, Albaniern, Syrern, Griechen, Juden, Kopten, Armeniern und Franken, — war ſchon zur Zeit der Römer wohl bekannt. Trebellius Pollio klagt

bitter darüber. Wehe, wenn einem Bürger etwa ein Ehrenplatz in einem öffentlichen Bade vorenthalten wurde! Da gährte und brauste es gleich in der ganzen Masse. Selbst den Schuh eines Sclaven fand man wichtig genug, um darob einen Aufruhr zu beginnen. Ein Sclave des damaligen römischen Statthalters hatte gegen einen Soldaten geäußert, daß die Schuhe desselben schlechter als die seinigen seien; und als er deshalb von dem Mann des Krieges geschlagen wurde, so sammelte sich auf der Stelle eine bewaffnete Menge lauttobend vor dem Hause des Generals, den man mit Steinen und Spießen zu werfen sich nicht entblödete.

In unsrem Gasthause wohnte einer jener europäischen Aerzte, welche die Pest- und Quarantäne-Angelegenheit an Ort und Stelle studiren und dann darüber berichten sollten. Man ging nämlich schon damals damit um, die Quarantäne, wo nicht ganz abzuschaffen, so doch wesentlich zu verkürzen. Am bereitwilligsten dazu zeigten sich Oesterreich und Frankreich; die italienischen Staaten sträubten sich am hartnäckigsten; England war gleichgültig. Keiner aber interessirte sich mehr dafür, als unsre Wenigkeiten; denn wir hatten beschlossen, von Alexandrien aus unsern Weg über Beirut durch das heilige Land nach Suez zu nehmen, wobei uns dann eine doppelte Quarantäne, — die eine zu Beirut und die andre zu Suez — bevorstand.

Der Hof der ostindischen Directoren in London hatte uns auf die freundliche Verwendung der preußischen Gesandtschaft freie Ueberfahrt von Suez nach Bombay großmüthigst gewährt und dazu dem Capitän Johnson, Hauptagenten der ostindischen Compagnie in Aegypten, die nöthige Weisung gegeben. Dieser Herr versah uns auf das allerfreundlichste und bereitwilligste mit den nöthigen Papieren. Riesige Karten, auf denen jede Untiefe und jede Klippe im rothen Meere genau verzeichnet stand, hingen an den Wänden seines Zimmers umher

und ſagten uns: Fürchtet euch nur nicht, ihr armen ſeeſcheuen Deutſchen; wir ſeeluſtigen Engländer haben auch dieſes gefährliche Meer auf das allergenaueſte durchſucht und durchmeſſen.

Da wir bei unſrer dereinſtigen Rückkunft aus Oſtindien von Aegypten mehr zu ſehen hoffen durften, das Wenige aber, was wir in dem zwitterhaften Alexandrien geſehen hatten, uns keineswegs feſſelte, ſo waren wir herzlich froh, als unſer franzöſiſcher Dämpfer am 3. September die Anker lichtete, und wir das ſonnige, ſandige, ſtaubige Alexandrien mit ſeinen ſchmucken Palmenbäumen und ſeinen theuren Gaſthöfen verlaſſen durften.

Alle unſre Gedanken eilten nun dem Libanon entgegen,

Auf dem des Winters Geiſter brüten,
Dem ew'ger Schnee den Scheitel ſäumt,
Weil roſig in dem Thal von Blüthen
Der Sommer ihm zu Füßen träumt.

II.

Reiſe in Paläſtina.

Von Alexandrien nach Beirut.
Quarantäne.

„Das Schiff der Wüste" nahm diejenigen unsrer Sachen, die wir nicht graden Wegs nach Suez von Alexandrien aus bereits vorweg geschickt hatten, auf seinen höckrigen Rücken und schritt vor uns her langsam bedächtig dem Hafen zu, der uns in den benachbarten Welttheil hinüberführen sollte. Noch ein langer unangenehmer Strauß mit den Bootsleuten, und wir waren an Bord des Schiffes, das kurz vor Einbruch der Nacht in die See stach. Alle unsere europäischen Mitreisenden hatten uns in Alexandrien verlassen, und so standen denn sämmtliche Cajüten zu unsrer Verfügung. Das Meer wallte hoch auf von einem widrigen Winde; noch höher aber wallte unser Herz, als wir nach einer vierzigstündigen Fahrt dicht am Fuße des königlichen Gebirges Anker warfen, das Gott selbst zum Wächter des heiligen Landes im Norden desselben gesetzt hat, eine wahre Naturfeste, — am Libanon. Wie hingezaubert lag das reizende Beirut mit seinen Gärten und Landhäusern auf dem Vorgebirge, das der Libanon hier weit in's Meer hinein entsendet.

Leider ist der Hafen von Beirut, obschon gegenwärtig der Mittelpunkt des europäisch-syrischen Handels, so verschüttet, daß die ankommenden Schiffe genöthigt sind in ziemlicher Entfernung vom Lande Anker zu werfen. Es dauerte lange, ehe das kleine Fahrboot, das zuerst den Postbeamten mit seinen Briefen und Depeschen

ans Land trug, für uns bereit ſtand. Wir hatten daher volle Muße, Auge und Herz einzuſenken in die anmuthige Majeſtät des Libanon mit allen ſeinen bibliſchen Erinnerungen; allein die Sonne wehete uns von der ſyro-phöniciſchen Küſte heiß in's Angeſicht, und das Meer, obgleich noch immer bewegt, hielt ſeinen Athem an. Dieß, ſo wie die nahe Quarantäne, die uns ſchwer im Sinne lag und auf die unſre aſiatiſchen und afrikaniſchen Mitreiſenden und künftigen Leidensgenoſſen bereits mit Fingern zeigten, ließ es zu keinem ungeſtörten Genuſſe kommen. Wir waren daher froh, als wir nach ein- bis zweiſtündigem Harren das Schiffsboot beſteigen durften, das uns unſrer nächſten Beſtimmung, der gefürchteten Quarantäne, im ſchnellſten Laufe entgegenführte. Es ging uns hiebei wie den Seelen in der Unterwelt bei Dante, die eingedenk des nahe bevorſtehenden Richterſpruchs an den Ufern des ſtygiſchen Fluſſes mit Ungeduld auf die Fähre Charon's harren.

Was macht ſie nach der Ueberfahrt ſo bangen?
Es wandelt ihre Furcht ſich in Verlangen.

Auf einem ſteilen Felſenvorſprunge, etwa eine Stunde nordöſtlich von Beirut, liegt ein ziemlich wüſtes Stück Land, ringsum von Mauern umſchloſſen. Faſt „kein Baum verſtreuet Schatten" und „kein Quell durchrinnt den Sand;" ja auch nicht ein einziges Grashälmchen kann der ſpärliche Thau während der heißen Sommerzeit zuwege bringen; verdorrte Diſteln höchſtens, ſo grau wie der Boden, der ſie trägt, klammern ſich an den darüber hingehenden Fuß. Auf dieſer dürren, ſonnigen Fläche nun laufen nach verſchiednen Richtungen hin langgeſtreckte, niedrige, flache Gebäude mit dicht an einander gefügten Zellen. Das ſind die Quarantänegebäude von Beirut, die Ibrahim Paſcha, wie man ſagt, als Repreſſalie für die Quarantäne zu Conſtantinopel u. ſ. w. den Türken zum Trotz errichten ließ. Hier, am Fuße des felſigen Vorſprungs, ſetzte

uns das Schiffsboot ab, und die Französischen Matrosen sagten uns ein mitleidiges Lebewohl.

Langsam klommen wir den steilen Felsenpfad hinan. Kaum waren wir oben, so löste sich ein schöner Doppelwahn in Dunst auf. Wir hatten immer gehofft, unsre Quarantäne in einem einzelnstehenden, halbeuropäischen Hause halten zu dürfen, das der Oberwächter, ein glatter Malteser, officiell „den Palast", privatim aber mit vornehmer Europäermiene eine kaum leidliche Stallknechtswohnung titulirte. Nun hörten wir, daß es zur Besitznahme desselben erst einer besondern Eingabe bedürfe. Zu dieser weitläufigen Maßregel von zweifelhaftem Erfolge fehlte es uns an Neigung. Wir hatten ferner erwartet, der als Begleiter Robinson's auf dessen Untersuchungsreisen in Palästina wohlbekannte Missionar Smith, an den wir empfohlen waren, sollte uns zu einer zweckmäßigen und wohlfeilen Einrichtung in der Quarantäne behilflich sein. Nun hörten wir, daß sämmtliche Missionare sich aus der schwülen Küsten- in die frische Gebirgsluft zurückgezogen hatten. So nahmen wir denn betrübten Herzens von unsrer engen Zelle Besitz, d. h. wir stellten unsre Koffer an die Wand — und setzten uns darauf.

Nachdem wir uns an einem langentbehrten Trunke frischen Wassers aus einem thönernen Kruge, den der gefällige Malteser auf unsre Bitte in die eine Ecke unsrer Zelle hatte stellen lassen, einigermaßen erquickt hatten, fanden wir reiche Muße, uns mit der Zelle und ihren leeren Räumen ein wenig bekannt zu machen. Unsre zwei ersten Entdeckungen in dieser neuen Welt machten keinen angenehmen Eindruck: die Thür ließ sich nur von außen verriegeln und — vor den Fenstern waren eiserne Gitter. Die zwei folgenden Entdeckungen aber waren schon tröstlicher. Unsre Zelle war keine vollkommne Oede, wie es uns erst hatte scheinen wollen. Dort ragten zwei stattliche Nägel von wirklichem Eisen aus der Wand und luden gleichsam

unſre auf dem Eſtrich umherliegenden Reiſekleider zu ſich hinauf; ja als wir die Wände noch genauer unterſuchten, ſo entdeckten wir hie und da auch ein Loch, das ſich vorzeiten ebenfalls eines Nagels mochte erfreut haben. Leider fehlte es an Holz, um die mangelnden Nägel daraus zu ſchnitzen; Diſtelſtengel jedoch, an denen es uns keineswegs gebrach, vertraten zuletzt die Stelle des Holzes. Nun aber ging es aus einer Herrlichkeit in die andre. Nach einigen Stunden kam auf unſer Verlangen, freilich gegen ſchweres Geld, ein und ein halber Stuhl, nach einer Weile auch zwei Tiſche ohne Schubkaſten, und endlich gar eine Art Bettgeſtell mit zwei Matratzen, doch ohne Kiſſen. Und als wir nun zuletzt alles überrechneten, ſo hatten wir faſt eben ſo viel Hausgeräth als der Prophet Eliſa, wenn er vom Carmel her durch die Ebne Jeſreel zog und des Abends bei ſeiner frommen Gaſtfreundin zu Sunem einſprach (2. Kön. 4, 10); es fehlte uns nur der „Leuchter.“ Eine leere Flaſche jedoch war ſo gütig, an die Stelle des letztern Artikels einzutreten.

Unterdeß hatten ſich alle unſre ſchwarzen, braunen und gelben Reiſegefährten eingefunden, die benachbarten Zellen gefüllt, und die vorher ſo ſtille Quarantäne in ein lärmendes Dorf verwandelt. Der Quarantänewirth ſandte auch noch vor Sonnenuntergang das erſehnte Mittagseſſen. Der ſchmackhafteſte Theil desſelben war eine von zerquetſchten Paradiesäpfeln roth gefärbte Reisſuppe, um die uns gewiß mancher Spartaner bei ſeiner ſchwarzen Blutſuppe beneidet hätte. Bald darauf kamen die Schließer und riegelten uns trotz aller Gegenvorſtellungen feſt ein, und wir ſuchten mit ganz eigenthümlichen Gefühlen das Lager, nachdem wir uns an einem kräftigen Pſalm erquickt hatten, der unter dieſen Umſtänden und in dieſer Umgebung mit ganz beſondrer Friſche das „dürre Land“ befeuchtete. Das Meer brach ſich lautdonnernd an den ſteilen Felſen zu unſern Füßen, und darein miſchte ſich die eintönige, ſchwermüthige Muſik der Araber

in der anſtoßenden Zelle zu unſern Häupten. Es dauerte lange, ehe ſich das Auge ſchließen wollte und gänzliche Müdigkeit dem fieberhaften Aufſchrecken ein Ende machte.

Ich habe unſern erſten Tag in Aſien ſo ausführlich beſchrieben, um den Leſern die große Kluft zwiſchen abend- und morgenländiſchem Weſen zu zeigen, eine Kluft, die demjenigen, der auf Flügeln des Dampfſchiffes ſtracks von Europa herkommt, in der That jäh entgegenklafft, und die in ihrer tiefſten Tiefe nichts anderes iſt, als der ungeheure Abſtand zwiſchen Chriſtenthum und Muhamedanismus.

Was die übrigen 10 Tage betrifft — denn den 12. Tag wird man ſchon ganz in der Frühe für geſund und für frei erklärt — ſo verfloſſen ſie ziemlich einförmig. Jeden Morgen und jeden Abend durchmaßen wir, pflichtmäßig luſtwandelnd, die engen Räume; jeden Morgen und jeden Abend ſetzten wir uns nach dem Spaziergange vor die Zelle und tranken die reine friſche Seeluft in vollen Zügen; jeden Mittag von 11 bis 4 Uhr zogen wir uns in unſre Klauſe zurück und ſchloſſen Thür und Laden, denn noch immer zeigte das Thermometer auf 35 Grad.

Wir fühlten uns bald heimiſch, und mir ſelbſt ſchmeckte das Eſſen ſeit meiner Krankheit in den letzten Tagen vor meiner Abreiſe faſt zum erſten Mal wieder, zumal das Frühſtück, das uns der Libanon ſelber ſpendete: honigſüße Feigen und die allerſaftigſten Trauben. Uebrigens genoſſen wir zwei der herrlichſten Ausſichten. Zu unſrer Linken lag auf einem ſanft abgedachten Vorgebirge das liebliche, langhin geſtreckte Beirut mit ſeiner nach uns zu ſich immer mehr erweiternden Campagne. Die dichten Häuſermaſſen der Stadt und die ſtets dünner geſäeten Landhäuſer der Campagne ragten freundlich aus dem dunkeln Grün der Maulbeer- und Feigenbäume, die ſich um die ganze Stadt herumziehen und ſich dann in der Cam-

pagne in Haine und Gärten gruppiren. Dieſe Ausſicht nahm ſich im Strahl der aufgehenden Sonne am reizendſten aus.

Welche Pracht aber, wenn die in einem Feuermeere niedertauchende Sonne von der See her auf den Libanon ihr letztes Licht warf! Das wunderbarſte Violett überflog dann die felſigen, ſchluchtenreichen, ſteil ſich über einander thürmenden Gebirge; über den Dſchebel Sannin aber, den zweithöchſten Punkt des Libanon, war das zarteſte Roſenfeuer gehaucht, ähnlich dem Alpenglühen, aber bei weitem ätheriſcher. Und dazu ſpielte das von ankernden Schiffen belebte Meer am Fuße der Berge in allen Farben. Da mußte man wohl mit dem Pſalmſänger ſprechen: „Lobe den Herrn, meine Seele! Herr, mein Gott, du biſt ſehr herrlich; du biſt ſchön und prächtig geſchmückt. Licht iſt dein Kleid, das du anhaſt. — Die Berge gehen hoch hervor und die Breiten ſetzen ſich herunter zum Ort, den du ihnen gegründeſt haſt. — Das Meer, das ſo groß und weit iſt, da wimmelt es ohne Zahl; daſelbſt gehen die Schiffe; da ſind Wallfiſche, die du gemacht haſt, daß ſie darinnen ſcherzen. — Groß ſind die Werke des Herrn; wer ihrer achtet, der hat eitel Luſt daran.“

Ja und wer namentlich auf die Werke des Herrn zu achten Gelegenheit hat, die uns dieſe Gegend am Libanon vor Augen ſtellte, dem erſcheinen die Pſalmen ſelbſt, die ſolche Herrlichkeit preiſen, in einem viel hellern Lichte. Haben doch die heiligen Seher und Sänger, von Moſes an (5 Moſ. 3, 25), ihr Auge dem Libanon als dem Inbegriff aller Majeſtät und Anmuth zugewendet; ſie ſahen ja die allerhöchſte Spitze deſſelben, wenn ihr Eiskranz im Lichte der Sonne funkelte, in das gelobte Land an vielen Punkten ahnungsvoll hereindämmern. Dem Libanon entnimmt namentlich David ſeine kühnſten und lieblichſten Bilder; auf den Libanon und ſeine Herrlichkeit kommt er in der Schilderung der göttlichen Größe

gern zurück. So wird ja wol auch hier in gewiſſem Sinne das Wort ſeine Wahrheit haben:

„Wer den Dichter will verſtehen,
Muß in's Land des Dichters gehen.“

Mir wenigſtens iſt es ſo vorgekommen, als wenn mir hier der 104. Pſalm gradezu leibhaftig entgegengetreten wäre.

Das waren die Ausſichten, die uns des Morgens und des Abends in's Auge und in's Herz leuchteten. Wir konnten zur Rechten hin die Meeresküſte und den dahinter aufſteigenden Libanon auf eine große Strecke hin überſehen. Leider ſind der ſtolzen Cedern auf dem Libanon jetzt ſo wenig, daß „ein Knabe ſie mag aufſchreiben“ (Jeſ. 10, 19); nur hier und da ſchmückt noch ein einſamer Cedernhain den kahl gewordnen Scheitel. Einer der ſchönſten und berühmteſten liegt 6 bis 8 Stunden nördlich von dem Dſchebel Sannin, deſſen Gipfel wir ſo oft im Widerſchein der untergehenden Sonne zu einer ungeheuern Roſe erblühen ſahen.

So viel von der uns umgebenden eigenthümlichen Natur und von den daran ſich knüpfenden bibliſchen Erinnerungen. Nun noch einige Worte von der wildfremden Menſchenwelt, in deren Mitte wir hauſten.

Ein junger Maronit aus Beirut, der längere Zeit in Alexandrien als Kaufmann conditionirt hatte, ſuchte zuerſt eine Annäherung an uns. Er hatte kaum einige Worte mit mir gewechſelt, ſo gab er ſich mir mit freudeſtrahlendem Geſicht als Chriſten zu erkennen, wie denn alle Maroniten ſich des in dem benachbarten Antiochien zuerſt aufgekommenen Chriſtennamens (Apoſtelgeſch. 11, 26.) noch ſtets mit beſonderm Nachdruck rühmen. Freilich mochte dieſer Name urſprünglich von den Gegnern Chriſti aufgebracht und zuerſt ſpottweis gemeint geweſen ſein, ganz wie der Name Nazarener, womit der Muslim den Chriſten noch heute brandmarkt; allein die erſten Chriſten machten

ſich aus der Schmach eine Ehre. So dachte auch mein junger Maronit, der ſeinen Arm entblößte und mir mit ſichtlichem Wohlgefallen das darauf eingebrannte Kreuz zeigte.

Unſre Unterhaltung wandte ſich natürlich bald auf religiöſe Gegenſtände. Da ſaß er denn oft zu meinen Füßen mit untergeſchlagnen Beinen und ſuchte eifrig in ſeiner arabiſchen Bibel nach einem Spruche, der mich widerlegen ſollte. Zuweilen aber, wenn die Noth am größten war, ſprang er plötzlich auf und eilte zu einem maronitiſchen Prieſter aus Aleppo, der in einer der benachbarten Zellen hauſte, um ſich von ihm mit neuen Waffen verſorgen zu laſſen. Allein ſie mochten ihm ſelbſt manchmal ſo unzulänglich vorkommen, daß er gar keinen Gebrauch davon machte, ſondern ſich wieder ganz ſtill zu meinen Füßen niederließ; ja einmal, als ihm der Prieſter meine italieniſche Bibel mit den Worten zurückgegeben hatte, daß ſie ja in London gedruckt ſei, ſo erſchien das ihm ſelbſt ſo untriftig, daß er es mir mit Lächeln erzählte. Unſer Geſpräch betraf vornehmlich die Fürbitte der Heiligen und namentlich der Jungfrau Maria, und er bekannte ſich endlich von 1. Timoth. 2, 5 „geſchlagen."

Zweierlei trat mir in meinen religiöſen Geſprächen mit ihm als beſonders merkwürdig entgegen; das eine, die noch immer unverkennbare Spur der alten Irrlehre, das andre die noch ſtets fortwirkende freiere Richtung der alten antiocheniſchen Kirche. Mein maronitiſcher Freund konnte ſich in die wahre Menſchheit des erhöheten Heilandes nur ſchwer finden, und bei aller faſt ſchwärmeriſchen Anhänglichkeit an den fernen Papſt wollte er ſich doch das Recht der freien Forſchung unverkümmert wiſſen. Ich will jedoch auf dieſe doppelte Wahrnehmung kein ſo großes Gewicht legen, indem ich allerdings nicht beurtheilen kann, in wie weit der junge Maronit den allgemeinen Charakter ſeiner Glaubensgenoſſen darſtellte.

Auch mit den übrigen Genoſſen unſrer Quarantäne ſtanden wir in freundlichem Verkehr; alles beeiferte ſich, uns kleine Gefälligkeiten zu erweiſen. Wir mußten von ihren arabiſchen Gerichten koſten, beſonders von einem ihrer Lieblingsbiſſen, — geſottnen Gurken mit einer Fülle von Reis und gehacktem Fleiſch. Auch den edlen Traubenbranntwein durften wir nicht unbenippt laſſen; man brachte uns Feigen und Melonen, an denen wir auch ſonſt keinen Mangel litten; ein junger Iſraelit aus Damascus, deſſen Couſin bei dem dortigen preußiſchen Conſulat das Amt eines Dolmetſchers verſah, beglückte uns mit überzuckerten Aprikoſen aus ſeiner früchtereichen Vaterſtadt; ja ſelbſt ganz ſchwarze Afrikaner beſchenkten meine Frau mit Blumen, oder wenigſtens mit wohlriechenden Kräutern aus dem kleinen Gärtchen des Quarantänevorſtehers. Dafür mußten wir uns aber auch zuweilen mit in ihren Kreis ſetzen. Das gab oft wunderliche Gruppen. Die gewöhnlichſte war die: dicht an dem ſteilen Felſenufer, gegen welches das Meer fort und fort andonnerte, ließ ſich der ſyriſche Theil des Quarantänevolks behaglich nieder, nachdem die Sonne untergegangen war und der friſche Seewind ſich aufgemacht hatte. Nun mußte ein junger Burſche, der zwar keine leidliche, aber doch eine vernehmbare Stimme hatte, ſich in die Mitte ſetzen und arabiſche Volkslieder ſingen. Einer nach dem andern beſtellte ſich ſein Lieblingslied. Und dazu blies Einer der Geſundheitswächter, ein ſchmucker Jüngling, auf einer Art Rohrflöte. Die ganze Zuhörerſchaft, die, meiſt paarweis gruppirt, eine Art Halbkreis um die jungen Künſtler ſchloß, horchte hoch auf. Zuweilen klang auch der Geſang wirklich allerliebſt, ganz ſchwermüthig-ſüß; nur daß dann der wackre Spielmann, der den Geſang in ſehr willkührlicher Weiſe zu begleiten ſchien, dieſem ſchwermüthigen Charakter des Liedes nicht anders beizukommen wußte, als durch erſtaunliche Dehnung und unermüdliche Wiederholung eines und deſſelben Tones.

Sehr oft aber erinnerte der ſeufzende Geſang allzulebendig an unſre deutſchen Kinder, wenn ſie ein Gefäß zerbrochen oder ein Stück Geld verloren haben und nun die Straße entlang aus voller Kehle greinen; die begleitende Muſik aber blieb ſo ziemlich gleich ſchlecht und artete höchſtens in eine Art Röcheln aus. Da war es wol manchmal ſchwer ernſt zu bleiben und die Frage, wie uns die arabiſche Tonkunſt gefalle, der Wahrheit gemäß und doch ohne Verletzung zu beantworten.

Der oben erwähnte Iſraelit aus Damascus war ein eben ſo ſchmucker als liebenswürdiger junger Mann. Während der römiſche Prieſter aus Neapel und der maronitiſche von Aleppo ſich ſcheu zurückzogen, näherte ſich uns der Iſraelit ganz unbefangen. Die bekannte Ermordung des Pater Thomas in Damascus, die man den Juden zur Laſt legte, hatte, da er noch ein Kind war, eine ſchwarze Leidenswolke über ſein junges Haupt mit heraufgebracht. Sherif Paſcha nämlich erſtreckte die Verfolgung der Juden, die doch, wie mich mein junger Freund verſichern wollte, keinen Hund todtzuſchlagen im Stande ſind, bis auf die Schulkinder; ſie wurden bis zum Niederſtürzen gepeitſcht, und ſpitze Eiſen ihnen unter die Nägel getrieben. Acht Monate lang hielten ſich Vater, Mutter und Kind in drei verſchiednen Türkenhäuſern verſteckt, ohne daß Einer vom Andern Kunde hatte. Der junge Mann war voll von den Leiden, die damals über ſein Volk gekommen waren, noch voller aber von dem Glanze, den der kürzliche Beſuch ſeines reichen Glaubensgenoſſen Monteſiore über die geſammte orientaliſche Judenſchaft ausgegoſſen hatte. Da ſeien Geſchenke und Almoſen in Strömen gefloſſen; jeder Arme habe einen Thaler und jeder Blinde zwei erhalten.

Einmal wurde auch die einförmige Stille unſres Quarantänelebens durch eine große Feſtlichkeit unterbrochen. Am Vorabend des Feſtes der Kreuzeserhöhung nämlich (14. Septbr.) zündeten, altem

Brauche gemäß, alle Maroniten in der Umgegend Freudenfeuer an. Kaum war die Sonne untergegangen, so tauchte ein Feuer nach dem andern auf den Höhen und an den Abhängen des Libanon empor, und bald war das ganze Gebirge, so weit das Auge reichte, von flackernden Lichtern so besternt, daß die wirklichen Sterne an dem durchsichtigen orientalischen Himmel verdunkelt wurden. Der junge Maronit war ganz Freude und Stolz, als er nun mit Fingern hinweisen und sagen konnte: Das alles, alles sind christliche Dörfer! Aber auch die arabischen Christen in unsrer Quarantäne, ja selbst einige Muslims, machten die Festlichkeit mit; sie rafften die dürren Disteln, womit wir überreichlich versehen waren, hier und dort zusammen, steckten sie in Brand und sprangen jubelnd über die hochauflackernde Flamme.

Endlich erschien der langersehnte Morgen, wo uns der Oberwächter die Hand reichte und uns damit für gesund und frei erklärte. Wir stiegen denselben steilen Fußpfad, auf dem wir so langsam heraufgeklommen waren, rasch hinunter, setzten uns in das auf uns harrende Boot, und warfen noch einen Scheideblick nach der am Ende doch zur Heimath gewordnen Zelle. Es dauerte nicht lange, so sahen wir die europäischen Consularflaggen mit ihren verschiednen Farben über Beirut herwehen und schon hoben uns die Bootsleute auf ihren starken Schultern an das freie Land.

Aufenthalt in Beirut.

Es war an einem Sonntagmorgen (16. Septbr.), als wir, der kaum geſchenkten Freiheit froh, in Beirut einzogen, das, aus der Ferne betrachtet, uns entzückt hatte, nun aber ſich in ſeiner ganzen Blöße zeigte. Enge, finſtre, dumpfige Straßen umfingen uns, und nur hie und da zog ein nettes, offenbar von fränkiſchen Kaufleuten erbautes und bewohntes Haus die Aufmerkſamkeit auf ſich. Um ſo intereſſanter aber war die Menſchenwelt, die ſich in den Straßen bewegte. Franken aus allen Gegenden des Mittelmeers, Türken, Aegypter, Abyſſinier, Beduinen, Syrer und Bewohner des Libanon wogten durch einander hin, und bildeten durch die Verſchiedenheit der Geſichtsfarbe ſowol als durch die Mannichfaltigkeit der Tracht das allerbunteſte Gemiſch. Die Bewohnerinnen des Libanon mit ihrem eigenthümlichen Kopfputz, einem langen, ſchleierumwundnen Horn, gaben dieſem Potpourri die pikanteſte Würze.

Wir eilten vor allen Dingen der Herberge zu, — in dem Hauſe unſres Dragomans, den wir ſeit einigen Tagen bereits in Dienſt genommen. Er überließ uns das beſte Zimmer, das weiter kein Geräth hatte, als den nimmer fehlenden Divan, und einige in die Wand hineingearbeitete Schränke. Das Unangenehmſte war, daß von einer Art Gallerie mit einem nur ganz dünnen Vorhang neugierig durchblitzende Frauenaugen jede unſrer Bewegungen controllirten, und daß ein arabiſcher Muſikus, der ſich auf der euro-

päiſchen Flöte wie verzweifelt übte, unſren Ohren auch in der Nacht keine Ruhe gönnte.

So waren wir denn nun in Beirut, das unter Auguſtus zur römiſchen Kolonie mit italiſchem Städterecht und ſpäterhin zu einer weit und breit berühmten Pflanzſchule römiſch-griechiſcher Rechtsgelehrſamkeit wurde. Im September 1840 legte die engliſch-öſterreichiſche Flotte die Stadt in Trümmer, und obſchon zu unſrer Zeit alle Spuren der Verwüſtung bereits getilgt waren, ſo hörten wir doch manche bittre Klage über den ſeitdem eingetretnen politiſchen Wechſel; man hatte ſich unter dem kräftigen Scepter des benachbarten Aegyptens beſſer befunden, als unter dem ſchlaffen Scepter des fernen Conſtantinopels. Mein junger Maronitenfreund war beſonders ſtark in dieſer Klage. Er erklärte ſich für einen entſchiednen Verehrer Ibrahim Paſcha's, den er in Einem Athem einen Gott und einen Teufel nannte, — beides im Sinne höchſten nur erdenkbaren Lobes. Ibrahim Paſcha, ſo erzählte er mir, ging des Abends verkleidet umher und horchte. Dabei griff man ihn einmal als verdächtig auf und legte ihn in Ketten; er aber belohnte den Offizier, der jeder Beſtechung widerſtanden hatte, nachher fürſtlich. Er flog von Ort zu Ort, und wenn man glaubte, er ſei hier, ſo war er da. „Allah iſt gekommen" hieß es, wenn er irgendwo eintraf, und Wehe, wenn er etwas Unrechtes ſahe, — „ſo wurde er gleich zum Teufel!" —

Beſonders empörte es meinen jungen Freund, daß, ſeitdem die Engländer der ägyptiſchen Herrſchaft in Syrien ein Ende gemacht, die Türken nun großſprecheriſch ſagten: die Engländer ſeien nur die allergehorſamſten Diener des Großherrn; der habe ihnen allergnädigſt einen Wink gegeben, das verloren gegangne Syrien für die Hohe Pforte wieder zu erobern.

Unſre urſprüngliche Abſicht ging auf einen längern Aufenthalt

in Beirut und Umgegend. Allein die außer Rechnung gebliebnen zwölf Tage der Quarantäne beſchnitten unſre paläſtiniſchen Reiſepläne um ein Bedeutendes; wir hatten noch eine weite Strecke bis Suez und die Regenzeit war nicht ſo gar fern mehr. Dazu wünſchten wir eine längere Zeit in Jeruſalem ſelbſt zu wohnen.

Die Stelle, wo der Nahr el Kalb, der Lycus der Alten, in das Mittelmeer mündet, hatten wir ſchon von der Quarantäne aus geſehen. Aus wilden Felſenſchluchten neben üppigen Maulbeer- und Olivenpflanzungen, Pinienhainen und reich bebauten Terraſſen ſtürzt er ſich zur Küſte hinab. Einmal bilden die überhängenden Felſen eine Brücke über ihn; einmal windet er ſich durch natürliche Felſen-Tunnel. Was aber den europäiſchen Forſcher am meiſten intereſſirt, das ſind die geheimnißvollen, in die Felſenwände gehauenen Bilder und Inſchriften, nicht fern von der Mündung des Fluſſes, — an der alten Küſtenſtraße. Heſekiel 23, 14 — 15 iſt die Rede von „gemalten Männern an der Wand in rother Farbe, die Bilder der Chaldäer, um ihre Lenden gegürtet und alle gleich anzuſehen wie gewaltige Leute.“ Dr. Wilſon wurde durch den Anblick dieſer eigenthümlichen Figuren an dieſe Stelle erinnert; ſie ſtellen aller Wahrſcheinlichkeit zufolge aſſyriſche Könige dar, die ja ihr Reich bis an die Küſten des Mittelmeeres erweiterten, und wenn man die damit verbundnen keilförmigen, aber leider ſehr unleſerlichen Inſchriften, in denen man den aſſyriſchen Charakter zu erkennen glaubt, je entziffern ſollte, — vielleicht daß ſich dann die Namen eines Salmanaſſar, eines Sanherib oder eines Aſſarhaddon darunter finden. Auch Major Rawliſon, der ſich in neuerer Zeit um die aſſyriſchen Alterthümer ſo verdient gemacht, hat eine durchgängige Aehnlichkeit zwiſchen dem Bildhauerſtil von Nahr el Kalb und von Khorſabad bei Ninive anerkannt, — wiewohl er nur eine Zeichnung von der Einen Hauptfigur vor Augen hatte.

Dieſe Bilder und Inſchriften ſind zwar nur etwa drei Stunden nordöſtlich von Beirut entfernt; dennoch glaubten wir aus den vorhin angegebnen Gründen auf einen Beſuch derſelben verzichten zu müſſen. Dagegen behielten wir es uns vor, auf unſrer Reiſe nach Jeruſalem einen Theil des Libanon zu beſuchen, zu deſſen Füßen wir nun bereits 12 Tage in ſtillem Entzücken geſeſſen hatten.

Schon als wir noch in der Quarantäne hauſten, ſtatteten uns die beiden nordamerikaniſchen Miſſionare Smith und Whiting, die auf ein paar Tage nach Beirut herabgekommen waren, einen Beſuch ab. Mit ihnen beſprachen wir unter anderm auch unſere weitere Reiſe nach Jeruſalem. Man hatte uns von verſchiedenen Seiten her von einer Landreiſe abgemahnt, indem die Straßen nicht ſicher ſeien. Die Miſſionare aber verſcheuchten alsbald alle Bedenken, und durch ihre freundliche Vermittlung war nun alles ſo weit vorbereitet, daß wir ſchon den nächſten Morgen unſre Reiſe anzutreten im Stande waren. Die Pferde waren vorläufig beſorgt und auch ein Dolmetſcher, der zugleich die Geſchäfte eines Kochs zu übernehmen hatte, gefunden. Meine Leſer wiſſen ja wol, daß es in hieſigen Landen weder Wagen noch Gaſthöfe gibt. In dem Hauſe des Dolmetſchers hatten wir, wie bereits geſagt, unſer Quartier.

Wir begaben uns möglichſt bald zu dem preußiſchen Viceconſul, Herrn Weber, außerhalb der eigentlichen Stadt, und verſuchten dabei die Pferde, die uns den nächſten Tag zu der Miſſionsſtation Abeih auf dem Libanon, von dort aber geraden Weges in das gelobte Land nach der heiligen Stadt tragen ſollten. Ein enger, ſandiger Weg führte uns, ſobald wir zum Thore hinaus waren, zwiſchen grünen, von indiſchem Cactus eingeſchloſſenen Gärten hin, und obſchon die Entfernung wol kaum 20 Minuten betragen mochte, ſo ſpürte ich doch die Kraft der orientaliſchen Sonne, gegen die ich mich durch einen breitkrämpigen Hut hinlänglich verwahrt zu haben

glaubte, ſo ſtark, daß es mir wie einem Träumenden zu Muthe war, als ich in die Wohnung des Herrn Weber eintrat. Da dachte ich faſt mit Sehnſucht an die luftige Quarantäne zurück, und nicht ohne einiges Bangen an die bevorſtehende Reiſe.

Ich war überraſcht zu hören, daß wir eigentlich in dem Hauſe des Miſſionar Hurter waren, der die Aufſicht über die Miſſionspreſſe führt. Der Herr Conſul hatte ihm einen Theil des Hauſes abgemiethet, indem Miſſionar Hurter mit ſeiner Familie die heißere Jahreszeit auf dem Gebirge verbringt, und nur von Zeit zu Zeit Geſchäfte halber nach Beirut kommt. Das ſehr ſchöne und freundliche Haus genießt einer verhältnißmäßig friſchen Luft und einer herrlichen Ausſicht. Wir ſahen von hier auch die netten, meiſt hochgelegenen Wohnhäuſer der übrigen Miſſionare, die jetzt ebenfalls nur gelegentlich nach Beirut herabkommen, aus dem dunkeln Grün der Gärten hervorragen.

Ungern vertauſchten wir die kühle Campagne mit der ſchwülen Stadt. Aber wir mußten zurück, um unſerer Pferde wegen einen feſten Vertrag abzuſchließen, und Herr Weber war ſo freundlich, uns ſeine Begleitung und Mithilfe anzubieten. Denn das iſt ein wichtiges, ſchweres, langwieriges, feierliches Geſchäft in dieſem Lande, die Abſchließung eines ſolchen Vertrags. Die Herren Muckarin, d. i. Pferdeverleiher, werden citirt. Sie treten gemeßnen Schrittes ein. Der dolmetſchende Koch — oder ſoll ich ihn lieber den kochenden Dolmetſcher nennen? er verſteht weder von dem einen, noch dem andern viel — zeigt ihnen das Gepäck. Sie heben prüfend Stück für Stück auf, ſo ernſt als ob es ſich um die heiligſte Sache handle. Nun wird um die Zahl der Thiere gemarktet. „Zwei Maulthiere genügen für das Gepäck.“ Die Muckarin zucken die Achſeln und prüfen noch einmal das Gewicht. Nach einer halben Stunde wird man eins „Gut; drei Maulthiere!“ — Nun kommt die einzuſchla-

gende Straße daran und die Orte, die wir zu paſſiren wünſchen, werden hergezählt. „Wir wollen vom See Genezareth nicht wieder zurück nach Nazareth, ſondern auf einem andern Wege in die Nähe des Jordans ſtracks nach Dſchenin.“ Einer der Muckarin, die ſammt und ſonders etwas feiger Natur ſind und vor den am Jordan umherſtreifenden Beduinen zittern, macht die Geberde des Halsabſchneidens. „Gut denn; wir gehn nach Nazareth zurück.“ Endlich, endlich kommt der Preis an die Reihe, die eigentliche Capitalfrage! und unter vielem Achſelzucken, Kopfſchütteln, Weggehen und Wiederkommen wird auch dieſe allerſchwierigſte Sache ins Reine gebracht, natürlich nicht ohne ſtufenmäßiges Aufſetzen.

Gegen Abend machten wir einen ſehr intereſſanten Beſuch. Er galt unſerm jungen Beiruter Freund. Wir trafen ihn in dem wohlverwahrten Hofe vor ſeinem Hauſe, ſchön geputzt, mit weißen Beinkleidern, blauer Jacke und ſilbernen Strumpfbändern. Wie er dort im Schatten grüner Bäume ſo glücklich ſaß, umgeben von neugierigen Bekannten und Verwandten, denen er von dem fernen Alexandrien vorerzählen mochte. Die alte Mutter rauchte, ſo gut wie jeder Andere, wohlgefällig ihre Pfeife, und ſah bald auf ihren ſchmucken Sohn, auf dem ihr mütterliches Auge ein paar Jahre lang nicht geruht hatte, bald auf die wunderlichen Fremden. Die jugendliche Schweſter aber, von deren Nacken eine Unmaſſe langer, goldbehängter Zöpfe hinabfiel und die auf ungeheuer hohen, eigenthümlich geformten Holzſchuhen, faſt wie auf Stelzen einherſchritt, brachte uns alsbald den üblichen Kaffee, nachdem man uns ſchon zuvor die orientaliſche Pfeife angeboten hatte. Meine Leſer müſſen nämlich wiſſen, daß dem Gaſte, dem dieſes Beides nicht gereicht wird, eben damit die Thür gewieſen iſt. Mein junger Freund war ganz Feuer und Flamme, daß der Papſt zu der politiſchen Bewegung in Europa den erſten Anſtoß gegeben habe. Sein Biſchof, der beiläufig ihm einmal eine

Bibel in's Feuer geworfen und ihm die bloße Schale mit vergoldetem Titel als unschädlich zurückgegeben, theile seiner Gemeinde allsonntäglich die neuesten Nachrichten aus Europa mit. Da werde dann viel geschluchzt und geweint über das wieder vergoßne Christenblut. Das Schlimmste aber sei, daß sich der gottlose Türke über die blutigen Zerwürfnisse in der europäischen Christenheit freue.

Nachdem wir uns an der lieblichen Familienscene, als an einer seit lange nicht mehr gehabten Erquickung, recht herzlich gelabt hatten, sagten wir unserm jungen Freunde, der mich nicht ohne ein Gastgeschenk entließ, ein wehmüthiges Lebewohl. Seine Lippen flossen von frommen Segenswünschen über. Friede sei mit ihm!

Nach dem Libanon.

Den andern Morgen waren wir früh auf. Wir hatten unſere Leute auf halb 6 Uhr beſtellt; aber erſt um 8 Uhr konnten wir aufſitzen. Ein lieber Landsmann, ein Maler aus Berlin, den wir im Hauſe des Herrn Weber getroffen, brachte uns noch einige Minuten vor der Abreiſe die angenehme Nachricht, daß er und der Stellvertreter des preußiſchen Conſuls in einigen Tagen ebenfalls nach Jeruſalem reiſen und uns vielleicht in Nazareth einholen würden.

Unſer Weg führte zuerſt wieder zwiſchen dunkelgrünen Gärten voll Maulbeer- und Feigenbäumen hin. Zu beiden Seiten der engen Straße ſtarrten dicht an den Gartenmauern in faſt ununterbrochener Reihe die indiſchen Cactus baumhoch empor und machten mit ihren knorrigen, ſonderbar gewundenen Stämmen, mit ihren dicken, ungeheuern Blättern und mit den röthlichen, ſtachlichten Früchten, die unmittelbar aus den Blättern in dichten Maſſen, pilzartig hervorſchießen, einen überaus fremdartigen Eindruck.

Nach einer halben Stunde etwa gelangten wir in einen ſchönen Fichtenhain von äußerſt hellgrüner Farbe, aus dem hie und da eine Gruppe dunkelgrüner Pinien hervortauchte. Ihn ſoll im ſiebzehnten Jahrhundert Fakhr ed Din gepflanzt haben, jener berühmte Emir des Libanon, durch den das intereſſante Volk der Druſen zu allererſt in Europa bekannt wurde. Da nun die Druſen noch heut zu Tage mit den Maroniten, die wir bereits kennen gelernt haben, die

Hauptbevölkerung des Libanon ausmachen, wir aber der Miſſionsſtation Abeih auf dem Libanon mit halb druſiſcher, halb maroniſcher Bevölkerung geraden Wegs zureiten, ſo machen wir hier in dem Fichtenhain des Fakhr ed Din auf einige Minuten Halt und hören, was für Leute die Druſen ſind.

Vernehmen wir zuerſt, was die franzöſiſche Zeitſchrift „La Presse“ im Jahre 1837 hinſichtlich ihres Urſprungs von ihnen ſagte. „Sie ſtammen,“ heißt es dort, „von jenen Iſraeliten ab, die das goldne Kalb anbeteten; ſie ſind der Abgötterei ihrer Väter treu geblieben, und ihre Frauen tragen noch immer als Kopfputz das Horn eines Rindes, das die Aermern ganz einfach der Stirn des Thieres entnehmen, die Reichern aber verſilbern und vergolden.“ Hierzu muß ich jedoch die Bemerkung machen, daß das Horn, welches vom Schleier umwunden die Stirn der Druſenfrauen ſchmückt, ſo viel ich weiß, aus Metall beſteht, daß es der eigenthümliche Kopfputz aller Bewohnerinnen des Libanon iſt, und daß man zwar kleine kupferne oder bronzene Kalbsfiguren dann und wann unter ihnen gefunden hat, dieſe aber keiner Verehrung genießen, ſondern nach dem Urtheil der Kenner die Geſammtheit aller übrigen Religionen verſinnbilden, die in ihren, gegen alle Abgötterei ſich auf das allerentſchiedenſte ausſprechenden heiligen Schriften mit dem Kalbe und dem Büffel verglichen werden. Uebrigens wurde das Horn einſt auch von Männern getragen, wie eine antike Gemme bezeugt, die Dr. Wilſon in Damascus zu Händen kam. Vielleicht daß ſelbſt das bibliſche Bild von der „Erhöhung des Hornes“ in dieſer Sitte ſeinen Urſprung hat.

Eine zweite wunderliche Meinung über den Urſprung der Druſen iſt die, daß ſie von den franzöſiſchen Kriegern, die Gottfried von Bouillon auf ſeinem erſten Kreuzzuge begleiteten, und zwar von einem gewiſſen Marquis de Dreux herſtammen. So willkührlich und

lächerlich dieſe Ableitung iſt, ſo hat es dennoch der franzöſiſchen Eitelkeit geſchmeichelt, zu ſehen, wie bereitwillig die Fabel von den unwiſſenden Fürſten eines unwiſſenden Volkes geglaubt wurde, und wie ſehr dieſelbe dazu beitrug, die Anhänglichkeit der Druſen an „die große Nation" zu ſtärken. Ja ſelbſt ein Fakhr ed Din, als er, von den Türken genöthigt, ſein Vaterland verließ und ſich an den Hof der Mediceer nach Florenz zurückzog, machte dort ſeine fränkiſche Abſtammung und mit ihr ſeine Anſprüche auf die Verwandtſchaft mit den europäiſchen Höfen geltend.

Doch genug der Meinungen über die Herkunft des immerhin wunderlichen Druſenvolkes.*) Der Name „Druſen" kommt am wahrſcheinlichſten von Deraſy her, das in der Mehrheit Derus bildet. Deraſy aber war ihr eigentlicher Religionslehrer. Der halb phantaſtiſche, halb wahnſinnige, halb freigeiſtiſche, halb abergläubiſche, halb wohlwollende, halb blutdürſtige, erſt als Prophet, und dann als die Gottheit ſelbſt ſich geberdende Hâkim, Chalif von Aegypten, zu Anfange des 11. Jahrhunderts, hatte ihn als ſeinen Apoſtel zu den unwiſſenden Bewohnern des Libanon geſandt. Die neue Religion, die ſich weder als Chriſtenthum, noch Judenthum, weder als Muhamedanismus noch Heidenthum, ſondern als das fadeſte, blaßeſte Gemiſch aus allen möglichen Religionen zu erkennen gibt, fand gleichwol ihre Anhänger und breitete ſich mit der Zeit über den ganzen Süden des Libanon aus. Die hervorſtechendſten Züge in der Miſch-Maſch-Religion ſind: Gott iſt Einer, und zwar ſo geiſtig, daß er ohne alle Eigenſchaften exiſtirt. — Die Seele wandert aus einem Menſchenleibe in den andern. — Hâkim wird wieder kommen und dann werden ſeine Gläubigen mit ihm ſehr, ſehr lange über die Ungläubigen mit eiſernem Scepter regieren: das iſt der Himmel,

*) Siehe den Artikel „die Bewohner des Libanon."

das die Ewigkeit. — Die Gläubigen sollen sich beistehen und wahrhaftig sein, aber blos unter und gegen einander. — Gänzliche Ergebung in den Willen Hakims.

Doch ich darf meine Leser in dem Fichtenhain des berühmten Druſen-Emirs nicht allzulange aufhalten. Kein kühles Lüftchen regt sich in den steifen, dünnschattigen Fichten und Pinien, und der sandige Boden erhitzt sich immer mehr unter den aufprallenden Strahlen der stets höher steigenden Sonne.

Wir kamen alsbald in eine offene Ebene. Dunkle Maulbeer- und Feigenbäume erquickten wieder das Auge; dazwischen mischte sich der friedliche Oelbaum mit seinem graugrünen Blätterwerk, und hie und da schoß die majestätische Palme mit ihrer zierlichen Blätterkrone hoch empor. Die Sonne verbarg sich zuweilen hinter dünnes Gewölk, und kühle Lüfte strichen vom Meer her durch die offene Ebene.

Nach zwei Stunden endlich, von Beirut aus gerechnet, veränderte sich die Scene. Kahle, steile Felsmassen lagen zu unsern Füßen, und eine schroffe, von Steinen aller Größe, ja von förmlichen Felsblöcken übersäete und verschüttete Straße lud uns zur Weiterreise ein. Daß wir gewaltig stutzten, werden uns die lieben Freunde nicht verdenken, besonders wenn sie erfahren, daß wir Tags zuvor zum ersten Male in unserm Leben zu Pferde gesessen hatten. Ich wünschte ein getreues Bild der Straße, die vor uns lag, entwerfen zu können. Die bedenklichsten Straßen auf den bedenklichsten Schweizeralpen sind vielleicht ein Spiel dagegen. Ein Glück war es, daß die von Jugend auf an solche Arbeit gewöhnten Pferde unser Stutzen nicht theilten, sondern auf den allerschmalsten Pfaden über Stein und Block, an den klaffendsten Abgründen hin, trotz stetem Stolpern und Gleiten, so unbefangen dahin schritten, als ob sich solche Wege von selbst verständen. Es dauerte auch nicht lange, so waren wir

an die Schrecken des Weges hinlänglich gewöhnt, um die Wunder deſſelben zu genießen. Hier that ſich ein Abgrund auf, dort riß ſich eine Schlucht hinab, hier wieder ſenkte ſich ein Keſſel ein. Alles kahl, nackt, öde! Aber dann mit einem Male wieder eine grüne Oaſe, reichbeladne Feigenbäume, Steineichen mit erquickendem Schatten, Johannisbrotbäume mit einer Fülle reifer Früchte, Granaten mit feuerrothen Blumen. Ueberall die wohlthuenden Spuren eines eiſernen Fleißes, der durch Anlegung von Terraſſen und Bewäſſerungsanſtalten dem felſigen Boden ſeinen Schatz abringt. Das waren die majeſtätiſch-anmuthigen Bilder, die uns umgaben. Wenn wir aber dann den Blick zurückwandten, ſo lieferte das ferne Meer, deſſen tiefes Blau mit dem Horizont in eins verſchwamm, den rechten Rahmen zu allen dieſen Bildern.

Obgleich die Berge mit Dörfern wie überſät ſind, ſo erinnere ich mich doch nur eines einzigen, durch welches wir mitten hin durch kamen. Die platten Häuſer waren aus dem Fels gebaut, auf dem ſie ſtanden. Eine friſche Quelle, an der weißverhüllte, mit dem räthſelhaften Horn geſchmückte Frauen ihre Krüge voll ſchöpften, und ſchattige Bäume zwiſchen den zerſtreuten Häuſern luden zur Raſt ein. Allein unſer Treiber ſchien vorwärts zu wollen; nur der Eſel deſſelben war offenbar anderer Meinung. Er entfernte ſich nur mit zögerndem Schritt von dem anmuthigen Orte. Schon vorher hatte er einmal ſeine abweichende Anſicht ziemlich deutlich an den Tag gelegt. Denn als wir an einem einzelſtehenden, etwas höher gelegnen Hauſe vorbeikamen, wo eine ſtattliche Steineiche ihren wohlthuenden Schatten über eine rieſelnde Quelle warf, ſo benutzte er, da der Treiber eben abgeſtiegen war, die gute Gelegenheit, lief, alle ſeine Kräfte zuſammenraffend, die ſteile Anhöhe hinan, ſtreckte ſich an einem ſchattigen Plätzchen ſo haſtig hin, als wenn er ſich auf's vollſte bewußt wäre, daß ihm keine gar lange Ruhe würde gegönnt

werden, und konnte nur durch die allerentſchiedenſten Gegenerklärungen von Seiten des eben ſo ſchnell nachlaufenden Treibers auf den rauhen Weg der Pflicht zurückgebracht werden. Wir ſelbſt bedurften der Ruhe nicht; zudem verſorgte uns der nicht blos mit „Bornen lebendigen Waſſers" (Hohel. 4, 15.) freigebige Libanon mit allen möglichen Erquickungen in den allerſüßeſten Feigen und in den allerſaftigſten Trauben. Die letzteren konnten wol an das Wort der Schrift erinnern: „Sein Gedächtniß ſoll ſein wie der Wein am Libanon." (Hoſ. 14, 8.)

Nach einem ununterbrochnen Ritt von ſiebentehalb Stunden langten wir endlich in Abeih an. Dieſes von Maroniten und Druſen faſt gleichmäßig bewohnte Dorf erhebt ſich an 2000 Fuß über das Meer, und hat eine eben ſo romantiſche als geſunde Lage. Eine überaus liebliche, heimliche, im ſchönſten Grün prangende Schlucht reißt ſich zu ſeinen Füßen tief hinab, während die Berge zu ſeinen Häupten himmelan ſtreben. Und dann der köſtliche Blick auf das ferne, und doch ſo nahe ſcheinende Mittelmeer! Wohler aber als alles dieß that uns der freundliche Empfang in dem freundlichen Hauſe des Miſſ. Whiting. Miſſ. Smith, der bekannte Begleiter Robinſons auf ſeinen paläſtiniſchen Reiſen, der ſeine Sommerwohnung mehrere Stunden von Abeih in einem andern Bergdorfe mit Namen Bhamdun aufgeſchlagen hatte, fand ſich der Verabredung gemäß auch bald ein, und da ſich nun noch Miſſ. Calhoun und der Miſſionsarzt de Foreſt, wovon der erſtere bleibend, der letztere zeitweilig in Abeih ſich aufhält, zu uns geſellten, ſo hatte ich etwa das Drittel ſämmtlicher nordamerikaniſchen Miſſionare im Libanon um mich, und konnte mir die im voraus notirten Miſſionsfragen, deren Zahl nicht klein war, der Reihe nach vollſtändig beantworten laſſen. Wir ſprachen, bis die von der beſchwerlichen Reiſe und dem ungewohnten Reiten erſchöpfte Natur ſich ihr Recht nicht länger vor-

enthalten ließ, und ſetzten unſre Unterhaltung am folgenden Morgen bis zu der Stunde fort, die uns zur Weiterreiſe mahnte.

Abeih mit ſeinem Seminar zur Ausbildung eines eingebornen Lehrſtandes ſtellt den geiſtigen Brennpunkt der nordamerikaniſchen Miſſion auf dem Libanon dar. Ein andrer auch in äußrer Beziehung ſehr intereſſanter Poſten aber iſt Hasbeja auf einem 8 bis 900 Fuß hohen Berge in dem Wady et Teim. Dort wahrſcheinlich zog Abraham mit ſeinen 318 Knechten durch, als er ſeinem Brudersſohn zu Liebe dem räuberiſchen Kedorlaomor bis gen Dan in der Nähe von Hasbeja und Hoba im Nordoſten von Damascus nachjagte (1 Moſ. 14, 14 — 15). Aber nicht bloß die heilige Geſchichte, auch die Natur ſelbſt, und dieſe ganz unzweifelhaft, macht die dortigen Umgebungen zu einer der anziehendſten Parthieen des Libanon. Auf der Südoſtſeite des Thales, in welchem Hasbeja liegt, ragen die majeſtätiſchen Höhen des Hermon, deſſen Thau in der Schrift ſo hoch geprieſen wird und deſſen Schnee noch heut zu Tage dem Durſtigen „zur Zeit der Aernte" (Spr. Salom. 25, 13.) einen Labetrank bereitet. Das Beſte aber, was der Thau- und Schneereiche Hermon von jeher gegeben hat und noch immer giebt, das ſind die drei Quellen des Fluſſes, der mehr als jeder andre Paläſtina zu einem Lande gemacht hat, da „Milch und Honig fließt;" des Jordans nämlich. Die entfernteſte jener Quellen nun rieſelt eben durch das Hasbeja-Thal und ſo wird dasſelbe zur erſten Wiege des großen Wohlthäters, der, nachdem er das ganze Land geſegnet hat, in dem fluchbeladnen Todten Meere ſein frühes Grab findet.

Als Wilſon im Frühling 1843 in dem Hauſe eines dortigen Juden herbergte, war er ein Zeuge der erſten proteſtantiſchen Bewegung unter den 4000 Chriſten zu Hasbeja. Die gelegentlichen Beſuche der nordamerikaniſchen Miſſionare und die zeitweilige Errichtung einer Schule daſelbſt hatten ſie veranlaßt, und einer der dorti-

gen Druſen ſtellte den Uebertritt von nicht weniger als 100 Familien zum Proteſtantismus in Ausſicht, wenn man ihnen nur den engliſchen Schutz zuſichern konnte und wollte.

Ein Jahr ſpäter hieß es denn auch wirklich, daß bereits „150 griechiſche Chriſten Proteſtanten geworden wären", aber, nachdem das dritte Jahr in's Land gegangen, waren die 150 in dem Glutofen der Verfolgung ſchon auf „ein paar" zuſammengeſchmolzen, die nun ſeit der kräftigen Dazwiſchenkunft mehrerer europäiſchen Mächte (und darunter auch Preußens) vor offenbarer Verfolgung wenigſtens geſichert ſind.

Zwei Punkte hätten wir, wenn es irgendwie thunlich geweſen wäre, gar gern noch beſucht, ehe wir dem Libanon für immer Lebewohl ſagten: die Ruinen von Baalbek in dem Hochthale zwiſchen dem Libanon und dem Antilibanon und die Cedern. Die erſtern, obſchon durch ſaraceniſche Thürme und Feſtungsmauern entſtellt, gehören zu „den ſtolzeſten und größeſten" Denkmälern menſchlicher Baukunſt, und mit ungetheilter Bewunderung ruht das Auge auf den claſſiſchen Trümmern des großen Sonnentempels, ſeinen Höfen und Colonnaden, — bis etwa die Erinnerung an die damit verbundne heimliche Schande des alten morgenländiſchen Naturdienſtes ihre trüben Schatten darüber wirft.

Einen reineren Genuß gewähren ſicherlich die heiligen Hallen jener „Cedern Gottes," die namentlich bei Bſcherreh, das am Rande einer tiefen und dunklen Gebirgskluft liegt, auf einer 6000 Fuß hohen Schulter des Libanon übrig geblieben ſind. Ehrwürdigen Erzvätern gleich, erheben ſich dort unter einer Nachkommenſchaft von mehr als 300 kleinern, aber auch ſchmuckern Cedern die 12 älteſten, deren eine nicht minder als 40 Fuß im Umfang hat. Sie haben ſicherlich mehr als 1000 Wintern die Stirn geboten; Wilſon möchte ſie bis auf den Anfang der chriſtlichen Zeitrechnung,

Andre gar bis auf Salomo zurückführen, und wer weiß, wie vielen Wintern ſie noch trotzen werden, wenn ihr allzu unregelmäßiger Wuchs ſie vor der rückſichtsloſen Axt des türkiſchen Zimmermanns noch ferner ſchützen ſollte.

O daß wir unter den „Bäumen des Herrn, die voll Saft ſtehen, unter den Cedern Libanons, die Er gepflanzet hat," doch auch ein unvergeßliches Stündchen hätten raſten dürfen!

Die Bewohner des Libanon.

Die beiden größern Religionsgemeinschaften; denen das Loos „auf's Liebliche" gefallen ist, ich meine, deren Wohnsitz der Libanon ist, sind die Maroniten und Drusen. Ich erzähle meinen Lesern zunächst von den erstern; denn sie stehen uns als Christen am nächsten, und übertreffen die letztern außerdem an Alter und Zahl.

Unter den Streitfragen, welche die christliche Kirche während des fünften und sechsten Jahrhunderts stürmisch bewegten, stand die mit oben an, ob man dem Heiland zwei unterschiedne Naturen, eine göttliche und eine menschliche, oder nur eine aus beiden gleichsam in einander geschmolzene Natur beizulegen habe. Die Abendländer behaupteten das erstere; die Morgenländer hielten sich mehr zu der letzteren Ansicht, die nach langem Streite von den allgemeinen Concilien als irrgläubig verworfen wurde. Den Monophysiten, oder Anhängern der Lehre von Einer Natur, wurde nun zwar die Kirchengemeinschaft aufgesagt; allein ihre Lehre behauptete sich in Syrien, Mesopotamien und Aegypten und gilt bis auf den heutigen Tag in der syrischen, armenischen, koptischen und abyssinischen Kirche.

Als nun der Kaiser Heraclius im Anfange des siebenten Jahrhunderts auf seinem Feldzug gegen Persien in Armenien und Syrien verweilte, kam er auch mit den Monophysiten in Berührung, und da er zu bemerken glaubte, daß dieselben weniger an der Lehre von den zwei Naturen, als vielmehr an der daraus fließenden Folgerung

von zweierlei Willens-Aeußerungen in Chriſto Anſtoß nahmen, ſo kam er und ſein unirender Hoftheolog auf den Gedanken, ob man ſie nicht, mit gänzlicher Umgehung der rechtgläubigen Lehre von zwei Naturen, durch die vermittelnde Lehre von Einem Willen zur allgemeinen Kirche zurückzuführen im Stande ſein möchte. Aber obgleich die Lehre von Einem Willen im Morgen- und Abendlande anfangs eine günſtige Aufnahme fand, ſo wurde ſie doch bald beſtritten, und etwa nach fünfzig Jahren als irrgläubig verworfen. Sie kam zwar im Anfang des achten Jahrhunderts durch kaiſerlichen Machtſpruch noch einmal in der morgenländiſchen Kirche auf, allein nur, um bald wieder hin- und bis auf Eine Ausnahme auszuſterben.

Dieſe Eine Ausnahme bilden die unabhängigen Bewohner des Libanon, die damals der ſyriſchen Kirche zugehörten, was ſowohl daraus erhellt, daß ihre Kirchenſprache noch jetzt die ſyriſche iſt, als daraus, daß ſie ihre gewöhnliche Umgangsſprache, das Arabiſche, nicht ſelten mit ſyriſchen Charakteren ſchreiben.

Da wo der Libanon und Antilibanon ſich einander gegenübertretend das langgeſtreckte Hochthal bilden, das man mit dem Namen Cöleſyrien d. i. Hohlſyrien belegt hat, entſtrömt nicht gar fern am nördlichen Ende jenes Thals dem nackten Abſturz des Libanon der Orontes, der auch da noch, wo der Antilibanon im Oſten in unabſehbare Hochebnen ausläuft, ein treuer Begleiter des Libanon im Weſten bleibt, bis ihm dieſer bei Antiochien den Durchzug zum Mittelländiſchen Meere geſtattet. An dieſem Fluſſe ſammelte ſich die erſte Schaar Monotheleten, d. i. Bekenner Eines Willens, um das Kloſter des heiligen Maro, eines Zeitgenoſſen des Chryſoſtomus, gegen Ende des vierten Jahrhunderts. Sie wählte ſich einen eignen Patriarchen unter dem Titel „Patriarch von Antiochien", ein Titel, der ſich bis auf den heutigen Tag erhalten hat, obgleich der gegenwärtige Inhaber des Patriarchenſtuhls ſeinen Hauptſitz zu Kanobin (*Κοινόβιον*)

hinter Tripolis hat, jenem Kloſter, das an der ſchauerlichen Felskluft des Kadiſcha (jetzt Nahr Abu Ali) gleichſam angeniſtet faſt in der Luft zu ſchweben ſcheint.

Wir wiſſen nicht, was die Maroniten in das tiefere Gebirge des Libanon getrieben hat, ob erſt die muhamedaniſche Beſitznahme des heiligen Landes, oder ob ſchon ihr Zwieſpalt mit den kaiſerlich orthodoxen Katholikern. So viel aber wiſſen wir, daß ſie ſich im Laufe der Zeit immer tiefer in ihre Gebirgsveſte zurückzogen und von dort aus im Kampf mit dem oſtrömiſchen Kaiſer ſowohl als dem Halbmond bis gegen Ende des ſiebenten Jahrhunderts ihre Unabhängigkeit zu bewahren wußten.

Ueber der Geſchichte der Maroniten in den vier folgenden Jahrhunderten liegt die Wolke der Vergeſſenheit. Erſt die Zeit der Kreuzzüge bringt wieder Kunde von ihnen.

Wilhelm von Tyrus, der Hauptſchriftſteller der Kreuzzüge, berichtet uns als Augenzeuge, daß im Jahre 1180 die geſammten Maroniten, die ſich auf mehr als 40,000 Seelen beliefen, ihre monotheletiſche Ketzerei öffentlich abſchworen, ſich in geiſtigen Dingen dem lateiniſchen Patriarchen von Antiochia unterwarfen und ihre Streitkräfte den Kreuzfahrern zu Gebote ſtellten. Etwa vier Jahrhunderte ſpäter, d. i. gegen Ende des ſechszehnten Jahrhunderts wurden ſie der türkiſchen Regierung zinsbar und ſind es bis auf den heutigen Tag geblieben. In demſelben Jahrhundert wandte der Papſt, dem die Reformation im Abendlande ſo herbe Verluſte zugezogen hatte, ſeinen Blick nach dem Morgenlande, ob er vielleicht aus den dortigen Schismatikern, Jacobiten, Griechen, Armeniern u. ſ. w. die entſtandenen Lücken wieder füllen möchte. Die Maroniten, die von Alters her mit dem römiſchen Stuhle in Verbindung ſtanden, ſchienen ihm den beſten Anknüpfungspunkt dafür zu bieten. Jeſuiten-Miſſionare ließen ſich daher vom Jahre 1525 an nach einander zu Aleppo,

Damascus, Antura, Tripolis und in andern Städten Syriens nieder und Gregor XIII. errichtete im Jahre 1584 ein maronitisches Collegium zu Rom, um darin taugliche Jünglinge dieses Volkes zu Priestern erziehen zu lassen.

Wie es die Herrn Jesuiten anfingen, um sich zu den Herzen der Maroniten einen Zugang zu bahnen? Sie wandten sich als gute Seelenkenner an dasjenige Element der menschlichen Natur, das, wie einer unserer Dichter sagt, „Großes und Niedres im Menschen zu verbinden" pflegt, an die Eitelkeit. Hören wir Beispiels halber, wie Einer derselben, Vater Fromage, vor der großen Libanonsynode im Jahre 1736 auftritt.

„Erlauchte Maroniten! Wie liebe ich den Ruhm und die Schönheit eurer Kirche zu betrachten! Ich finde in ihr fast alle die Züge, welche die junge Kirche Jesu Christi auszeichneten..... Ich möchte diese Kirche dem geheimnißvollen Vließe Gideons vergleichen, auf welches der Thau des Himmels in Menge fiel, während die nächsten Umgebungen von brennender Hitze ausgedörrt und verzehrt wurden.

Sie ist eine ausgesonderte Heerde, deren Schafe, der Stimme des Oberhirten (des Papstes?) stets gehorsam, nie auf fremde Weiden abirren u. s. w. u. s. w."

Uebrigens fand schon der Jesuit Dandini, der im Jahre 1576 in der Eigenschaft eines päpstlichen Gesandten nach dem Libanon kam, die Maroniten dem römischen Stuhl im Allgemeinen sehr ergeben; die erwähnten Schmeichelkünste aber gossen Oel ins Feuer.

Eine gewisse schwärmerische Anhänglichkeit an den Papst hat sich bis heute noch nicht verloren. Robinson sagt von ihnen: „Es kann zweifelhaft sein, ob sich irgendwo ein Volk nachweisen läßt, welches eine so aufrichtige und tiefe Verehrung für den Papst hegt." Ich selbst kann, so weit meine Erfahrung reicht, diese Aussage nur be-

ſtätigen. Einer unſerer Leidensgenoſſen in der Quarantäne zu Beirut war ein junger, ſehr verſtändiger Maronit, und obgleich er von proteſtantiſchen Ideen mehr als angehaucht war, ſo machte ſich doch ſeine Sympathie mit dem geflüchteten Papſte auf faſt rührende Weiſe Luft und er erzählte mit triumphirender Freude, daß ihre Prieſter für die Wiedereinſetzung deſſelben in den Kirchen eifrigſt beteten. Ich kann aber die Bemerkung nicht unterdrücken, daß es mir ſcheint, als trüge zu dieſer ſchwärmeriſchen Verehrung des Papſtes die geheimnißvolle Ferne ein gut Theil bei, und zwar auch inſofern, als die guten Leutchen über den wirklichen Charakter des Papſtthums in der That ſchlecht unterrichtet ſind. So wollte es mein junger Beiruter Freund, um nur Ein Beiſpiel anzuführen, durchaus nicht glauben, daß der Papſt den Bibelgeſellſchaften mit aller Macht entgegenarbeite. Man hat ſich hierbei freilich zu erinnern, daß der Papſt den Maroniten aus Klugheit mancherlei nachſieht. Der maronitiſche Patriarch wird von den Maroniten ſelbſt gewählt; der Papſt hat ſich nur das Beſtätigungsrecht vorbehalten. Und wie ſie ihre eigne kirchliche Verfaſſung haben, ſo finden ſich auch bei ihnen viele Gebräuche, die der Papſt in der europäiſchen Kirche nicht duldet. Sie haben eigne Heilige und jeder Candidat des Prieſteramtes, der kein Gelübde der Keuſchheit gethan hat, darf vor der Ordination heirathen, ſo daß die Parochial-Geiſtlichkeit zum größten Theile verehelicht iſt. Es will mir überdies ſcheinen, als ob die Bibel auch dem Laien offen ſtehe; mein Beiruter Freund wenigſtens hatte, wie ich früher erzählt habe, die Evangelien bei ſich in der Quarantäne und öfters, wenn wir über eine Bibelſtelle mit einander disputirten, holte er ſich offen Rath bei einem maronitiſchen Geiſtlichen aus Aleppo, der ebenfalls die Quarantäne mit machte, es aber für gut erachtete, nie in eigner Perſon zu erſcheinen. Jener junge Mann, der früher mit einem engliſchen Geiſtlichen zu thun gehabt hatte, war in der Schrift

ziemlich gut bewandert; sonst aber soll die große Mehrheit schlecht genug unterrichtet sein.

Acht Seminare, in denen Syrisch, Arabisch, Logik, Moraltheologie und Homiletik gelehrt wird, öffnen sich den jungen Maroniten, die sich für das geistliche Amt vorzubereiten wünschen. Zwei derselben sind mit Klöstern und drei mit Diöcesen verbunden; die drei übrigen haben einen allgemeinen Charakter. Unter diesen letztern nimmt das Seminar zu Ain Warka im Gebiete Kesravan die höchste Stelle ein. Dort wird als in einer Art Hochschule auch Lateinisch und Italienisch gelehrt und Rhetorik, Physik und Philosophie vorgetragen. Allein nur wenig Begünstigte können außer denen, die sich für den Priesterstand vorbereiten, davon Gebrauch machen.

Der Agent des Patriarchen in Rom giebt in einem Berichte vom Jahr 1844 die Zahl der Mönchs- und Nonnenklöster auf 82 und die Zahl der Mönche auf 1410, die der Nonnen aber auf 330 an. Vergleicht man mit diesen Angaben die Summe der Gesammtbevölkerung, die von den amerikanischen Missionaren (die Maroniten auf Cypern, in Cairo und Constantinopel mit eingerechnet) auf 220,000 Seelen berechnet wird, so ergiebt sich, daß die faulen Bäuche ein ziemlich bedeutendes Element in der maronitischen Gemeinschaft bilden, und bedenkt man noch ferner, daß einige der Klöster sehr reich sind, und die besten Weinkeller besitzen, die Bewohner derselben aber oft weder lesen noch schreiben können, und dazu mit Sodom und Gomorrha wetteifern, so kann man sich wohl eine Vorstellung von dem Bleigewicht machen, welches das mönchische Element jeder bessern Bewegung im Volke fort und fort anhängt. Sonderbar, daß der Patriarch bei der Verwaltung der Klöster, die unter den superioribus generalibus der betreffenden Orden steht, auch gar nichts zu sagen hat, ausgenommen es wird an ihn appellirt. So dürfen denn jene trägen Sümpfe des Aberglaubens und der Unsittlichkeit

um ſo ungeſtörter fort verſchlammen und verwachſen. Nicht weniger als 1205 Prieſter bedienen, dem oben erwähnten Bericht zufolge, die 356 Kirchen der Maroniten, und einige der eifrigſten und fähigſten Prieſter gehen als Wanderprediger von Ort zu Ort, — ein Beruf, zu welchem der Patriarch unter Umſtänden ſelbſt Laien zuläßt. Die Maroniten nämlich legen mit Berufung auf den Heiland, deſſen Hauptgeſchäft die Predigt geweſen, ein bedeutendes Gewicht auf dieſen Zweig des geiſtlichen Amtes und ehren den Prieſter doppelt hoch, der von dieſer Kunſt, wenn auch noch ſo wenig, verſteht.

Die Maroniten finden ſich als Städter von Aleppo bis nach Nazareth. Als Ackersleute aber ſind ſie mit wenigen Ausnahmen nur auf dem Libanon-Gebirge zu Hauſe, und zwar bewohnen ſie den Libanon faſt in ſeiner ganzen Ausdehnung vom nördlichen Ende oberhalb Tripolis bis an die Grenzen Galiläas. Ihr Hauptſitz jedoch iſt das Gebiet Kesravan, nördlich von Nahr el Kalb, dem Hundsfluſſe, oder dem Lycus der Alten, im Nordoſten von Beirut. Hier ſind ſie faſt die einzigen Einwohner. In der zwölftägigen Quarantäne zu Beirut hatte ich Muße und Gelegenheit, mir dieſen Diſtrict aus der Ferne ſattſam zu beſchauen.

Die Berge Kesravans ſind von Dörfern wie überſäet. Da indeß die ohnehin ſchluchtenreichen Berge ſich terraſſenförmig über einander legen, ſo iſt nur ein Theil der Dörfer ſichtbar, und auch dieſe fallen nicht beſonders ins Auge, da ſie aus dem weißlichen Kalkſtein des Libanon erbaut ſind. Uebrigens iſt das ganze Gebirge ſo felſig, daß ihm der Landmann nur vermittelſt mühſam angelegter und mit Fruchterde überdeckter Terraſſen die koſtbaren Erzeugniſſe, Getreide, Wein, Feigen, Oel- und Maulbeerbäume, abgewinnen kann. Dieſem Terraſſen-Anbau iſt es denn auch zuzuſchreiben, daß man, von unten hinaufblickend, nur hie und da einen grünen Streifen gewahr wird, und daß die ganze Bergſeite mit wenigen Ausnahmen ſich

ganz so darstellt, als bestände sie nur aus ungeheuern schroffen Massen nackten weißlichen Felsens, mit tiefen, wilden, jähen, nach der Ebene hinablaufenden Schluchten. Und so ist es denn wohl wahr, was Robinson sagt, daß kein Mensch zwischen diesen Felsen eine unzählige Menge betriebsamer Dörfer ahnen sollte. Ich selbst wollte es trotz der Versicherung meines Beiruter Freundes nicht recht glauben. Als aber, wie früher erzählt, am Vorabend des Kreuzes-Festes, den die Maroniten mit Anzündung von Freudenfeuern begehen, bald nach Sonnenuntergang unter dem Freudenrufe des jungen Beiruters: „Das alles sind christliche Dörfer:" auf den Bergen Kesrawans sich ein Lichter-Kranz nach dem andern bildete, bis das ganze Gebirge von oben bis unten wie illuminirt war, so mußte natürlich aller Zweifel schwinden.

Was im Allgemeinen von allen Bewohnern des Gebirges im Verhältniß zu den Bewohnern der Ebene gilt, daß nämlich der Charakter-Vorzug auf Seiten der erstern ist, das gilt auch von den Bewohnern des Libanon im Vergleich zu der Bevölkerung des flachen Landes rund umher, und zwar in ganz besonders hohem Grade. Denn einerseits sticht das reine, kräftige Klima des Libanon, der sich bis zu 10,000 Fuß ziemlich jäh erhebt, gegen das schwüle erschlaffende Klima des benachbarten Flachlandes auffallend ab; andererseits aber fordert die felsige Natur des Libanon, die auch nicht zu dem geringsten freiwilligen Geschenk sich verstehen will, alle Kräfte des Menschen heraus, während die fruchtbare Ebene dem Landmann, der ihr nur einige Sorgfalt widmet, alle Gaben wie in den Schooß schüttet. Ich habe schon oben des mühsamen Terrassen-Anbaus gedacht. Man nehme hiezu noch die wahrhaft bewundernswürdigen Bewässerungs-Anstalten! Nicht selten werden die befruchtenden Ströme durch entgegenstehende Felsen und über klaffende Thäler viele Meilen weit an den Bergwänden hingeleitet. — Dazu kommt noch ein

andrer Umſtand. Die reichen Ebenen Syriens und Paläſtinas ſind ſammt und ſonders in den Händen der Regierung, die den vierten Theil der Ernte für ſich in Anſpruch nimmt, abgeſehen von den vielen heilloſen Plackereien, die ſich die Unterbeamten obendrein erlauben. Nicht ſo die Gebirge, ſicher wenigſtens nicht der bis zu einem gewiſſen Grade unabhängige Libanon. Hier iſt das Land in den Händen des Volkes, — etwa wie freies Lehen. Was Wunder daher, wenn in den an und für ſich geſegneten Ebenen ein armes Geſchlecht Halbleibeigner hin und wieder den Pflug und die Sichel mit Unluſt führt und bei den beſten Anlagen mit dem Boden zugleich verkümmert, auf den von Natur unfruchtbaren Gebirgen aber ein freies Volk jedes Stückchen Land, welches ſich dem harten Felſen abringen läßt, liebevoll pflegt und mit dem Boden zugleich ſich ſelbſt hebt.

Die Maroniten, die bei weitem die Haupt-Bevölkerung des Libanon ausmachen, zeichnen ſich, wie ſich das von einem ſo betriebſamen, an harte Arbeit von Jugend auf gewöhnten Volke auch nicht anders erwarten läßt, durch eine einfache, nüchterne Lebensweiſe aus. Das Laſter der Trunkenheit namentlich iſt trotz des köſtlichen Weins, der dort in Menge erzeugt wird, und der ſeinen alten Ruhm noch immer bewahrt (Hoſ. 14, 8.), beinahe unbekannt. Auf dieſes Lob freilich haben die Bewohner des Libanon nicht allein Anſpruch. Auch die Bewohner der Ebene — dazu leitet ſchon das heiße, jeden Diätfehler ſtreng ahndende Klima an — begnügen ſich mit Wenigem, und der große Abſcheu, den die muslimiſchen Umgebungen vor der Trunkenheit bezeigen, hält jede Neigung zu dieſem Laſter auch bei den Chriſten in Schranken. Den Ruhm aber haben die Maroniten vor den Bewohnern der Ebene voraus: ſie führen ein ſtilles, ehrbares Leben, freilich nicht gerade in lebendiger Gottſeligkeit, aber doch aus einer gewiſſen gottesfürchtigen Gewöhnung, da man ihnen

eine ſtrenge Religioſität in ihrer Weiſe durchaus nicht abſprechen kann: in ihrer Weiſe, die freilich oft nicht viel mehr als gewiſſenhafter Ceremoniendienſt iſt. So gehören denn grobe Ausbrüche der Unſittlichkeit zu den Seltenheiten. Dagegen nimmt das innere Verderben vornehmlich die feinere Geſtalt der Falſchheit an, und zwar in ſo hohem Grade, daß die Ehrenhaftigkeit des muslimiſchen Worts dagegen zum Sprüchwort geworden iſt.

Bei der nie ganz gebrochnen Unabhängigkeit des Volkes und bei dem damit zuſammenhängenden Mangel an geordneter Rechtspflege wird es uns nicht Wunder nehmen, wenn wir hören, daß die ſogenannte Blutrache bei den Maroniten ſo gut, wie bei den nicht chriſtlichen Bewohnern des Libanons, den Druſen, noch im Schwange geht. Sonſt findet man bei ihnen alle geſelligen Tugenden, die Gaſtfreundſchaft obenan, und überhaupt eine ſo große Zugänglichkeit und ſo viel Geſchmack an vertraulicher Unterhaltung, daß ſelbſt die Miſſionare, deren Abſichten ſie ſehr wohl kennen, nicht bloß den freieſten Zutritt haben, ſondern ſich auch der ungezwungenſten Ausſprache erfreuen. Dazu beſitzen ſie viel natürlichen Verſtand; ſie faſſen ſchnell; ihre ganze Geſichtsbildung giebt deß Zeugniß. Zugänglichkeit, Unbefangenheit und Faſſungsgabe, das ſind denn auch die drei Thüren, die den Miſſionaren für ihr Werk unter ihnen faſt allgemein offen ſtehen.

Ich komme nun zu den Druſen, den Erbfeinden der Maroniten. Zeit und Raum geſtatten mir nicht, mich über dieſes höchſt eigenthümliche Volk vollſtändig zu verbreiten; auch halte ich es für minder nöthig, da der Pfarrer Wolff zu Rottweil das weitläufige und ſchwer zugängliche Werk de Sacy's [1]) über die Druſen auszugsweiſe überſetzt und durch eine eigne Arbeit über die Vorläufer der-

[1]) Exposé de la Religion des Druzes etc. Paris 1838. 2 Bände.

ſelben vervollſtändigt hat*). Darum hier nur Einiges über ihren Urſprung und ihre Religion.

Im Oſten des Gebirgszuges, den, gegenüber einem etwa halbwegs zwiſchen Beirut und Sidon gelegnen Punkte, der Antilibanon ſüdweſtwärts entſendet, breitet ſich ein fruchtbares und von Ortſchaften dicht beſetztes Thal aus, Wady et Teim mit Namen. Die hauptſächlichſten Dörfer darin ſind Raſcheja und Hasbeja, welches letztere, wie ich bereits oben geſagt habe, eine beſonders wichtige Rolle in der nordamerikaniſchen Miſſion geſpielt hat und noch ſpielt. Hier war es, wo die erſten Druſengemeinden ſich ſammelten. Der geſchichtliche Hergang iſt aber in der Kürze folgender.

Der Dritte in der Reihe der fatimitiſchen Chalifen in Aegypten, die ſich von Aly und Fatimeh, der Tochter des Propheten, aber nicht in der geraden Linie der Imams herleiten und daher für ſchijitiſch, d. i. ketzeriſch, gelten, war El Hakim. Er beſtieg im Jahre 996 in ſehr zartem Alter den Thron, den er durch eine lange Reihe blutiger Thaten, narrenhafter Einfälle und ſonderbarer Widerſprüche ſchändete. Er gab ſich endlich für einen neuen Propheten, ja allmählig gar für Gott ſelbſt aus, und dieſer Schritt vom Propheten zum Gott mußte ihm bei ſeiner gründlichen Narrheit um ſo leichter werden, als alle Abkömmlinge Alys ſich einer beſondern Vereinigung mit der Gottheit rühmten. Es fehlte natürlich nicht an Schmeichlern, die ihn in ſeinem gottloſen Unſinn beſtärkten. Einer derſelben war Ed Derazi, ein perſiſcher oder turkomanniſcher Abenteurer, dem Hakim bald die Zügel der Regierung in die Hände legte. Als aber der begünſtigte Schmeichler offen mit der Lehre heraustrat, daß Hakim Gott, der Schöpfer des Weltalls, ſei, ſo brach die lange verhaltene Wuth der Muslims in

*) D. Druſen und ihre Vorläufer. Leipzig 1845.

helle Flammen aus, und Derazy floh auf den Rath Hakims nach Syrien, um dort unter den rohen und unwiſſenden Bewohnern des Libanon zum zweiten Male ſein Heil als Miſſionar zu verſuchen. Und ſiehe da, das Geld, womit ihm der neue Gott, deſſen Apoſtel er war, die Hände gefüllt hatte, und ſeine auf die Sinnlichkeit und die Raubgier des Volkes wohl berechnete Predigt ſammelten alsbald eine Schaar von Gläubigen um ihn her, die nach ihm Ed Deruz genannt wurden. Dieß der Urſprung der Druſen.

Ehe wir aber das alberne Religionsgebäude der Druſen mit einigen Strichen charakteriſiren, müſſen wir noch einmal auf Hakim, den Gott der Druſen, zurückkommen. Ich habe ſchon oben ſeiner Grauſamkeit und ſeiner Albernheit gedacht. Hier nun einige Belege. Zuerſt von ſeiner Grauſamkeit. Ich wähle dazu ein Beiſpiel, das uns zugleich ein liebliches Bild chriſtlichen Zeugenmuthes vor die Augen ſtellt. Von den eiferſüchtigen Muslims aufgeſtachelt, eröffnete Hakim eine blutige Verfolgung gegen die Chriſten, die bis dahin im Verein mit den Juden die höchſten Ehrenſtellen inne hatten. Er ließ zu dem Ende zehn der oberſten Schreiber feſtnehmen und den ausgezeichnetſten derſelben, den Abu Redſchah, einen rechtgläubigen Chriſten, vor ſich kommen. Als er denſelben durch die Vezirwürde zum Islam hinüberzulocken verſuchte, bat ſich der Chriſt einen Tag Bedenkzeit aus und verſammelte alsbald alle ſeine Freunde um ſich, erzählte ihnen den Vorfall mit Hakim und ſchloß, indem er ſich ſelbſt zur Dahingabe ſeines Lebens für den Herrn Jeſum Chriſtum bereit erklärte, mit der ſchönen Mahnung: „Meine Brüder, ſuchet ja nicht auf Koſten des dauernden und ewigen Ruhmes bei unſerm Herrn Jeſu Chriſto den unbeſtändigen und vergänglichen Ruhm dieſer Welt. Er hat uns geſättigt mit den Gütern der Erde; heute ruft uns ſeine Barmherzigkeit in's Himmelreich; ſtärket nun eure Herzen.“ Seinem ſchönen Wort entſprach die noch ſchönere That. Des andern

Tages, als weder Drohungen noch Verſprechungen etwas fruchten wollten, nahm man ihm ſeine Kleider ab, band ihn an zwei Pfähle und gab ihm zuvörderſt 500 Hiebe mit einem Ochſenziemer. Sein Blut ſtrömte. Nun ertheilte Hakim den Befehl zu weitern tauſend. „Mich dürſtet!“ rief Abu Nedſchah nach den erſten drei hundert. Hakim hieß die Peiniger inne halten und ließ ihm Waſſer reichen unter der Bedingung, daß er nun dem Chriſtenthum entſage. Da ſprach Abu Nedſchah: „Bringet ihm ſein Waſſer wieder; unſer Herr Jeſus Chriſtus hat mir zu trinken gegeben“, und mehrere der Anweſenden verſicherten, ſie hätten in der That Waſſer auf ſeinen Bart träufeln ſehen. Nach dieſen Worten gab er ſeinen Geiſt auf.

Exempel ſeiner Albernheit finden ſich in Unmaſſe. Einmal verbot er die Einfuhr und den Verkauf der Roſinen und ließ innerhalb 14 Tagen nicht weniger als 2840 Roſinenkiſten verbrennen. In dieſelbe Ungnade fiel auch der Honig und es wurden 5051 Honigkrüge zerbrochen und in den Nil geworfen. Zuweilen jedoch war in dem großen Haufen Unſinn auch ein Körnlein Klugheit. Einmal wurde, weil der Nil zu der gewohnten Zeit nicht wachſen wollte und das auf eine Mißernte deutete, das Brot ſehr theuer und ſelten. Als nun das Volk dem Hakim ſeine Noth klagte, antwortete er: „Morgen werde ich umher reiten und jeden Hausbeſitzer, bei dem ich kein Getreide finde, hängen oder köpfen laſſen.“ Er hielt Wort und ſiehe da, es war auf dem ganzen Wege kein Haus zu finden, das nicht mit Getreide verſehen war. Das beruhigte die Gemüther und die Theurung, die nur eine künſtliche war, nahm um ſo ſchneller ab, als er ſogleich die Verordnung ergehen ließ, daß Niemand mehr Lebensmittel in ſeinem Hauſe aufbewahren dürfe, als er für ſeinen Haushalt brauchte.

Doch ich habe mich für meinen Zweck ſchon allzulange bei dem wunderlichen Gott aufgehalten. Nur noch ein paar Worte von

ſeinem gewaltſamen Ende. Die Veranlaſſung dazu gab eine kleine Rache, welche die Weiber Cairos, denen er die meiſte Schmach und Gewalt angethan hatte, an ihm nahmen. Sie machten nämlich eine weibliche Figur aus Pappe, ſtellten ſie in einer Straßenecke auf und gaben ihr eine Schrift in die Hand, die mit höchſt beleidigenden Vorwürfen gegen die unverheirathete Schweſter Hakims angefüllt war. Dieſe Schrift, die ihm von ſeinen Leuten überreicht wurde, brachte ihn zur Wuth und er gab augenblicklich Befehl, Cairo anzuzünden, die Häuſer zu plündern und die Einwohner zu tödten. Da aber die Sache übel ablief, indem die Türken am vierten Tage mit den Einwohnern Cairos aus Mitleid gemeinſchaftliche Sache machten, ſo ſah ſich Hakim genöthigt, den Unſchuldigen zu ſpielen und ſeine Leute zurückzuziehen. Sein ganzer Zorn fiel nun auf ſeine Schweſter, der er alles, was ihr in jener ehrenrührigen Schrift vorgeworfen wurde, auf den Kopf hin Schuld gab, und die Folge hiervon war, daß ſie ſich gegen das Leben ihres Bruders verſchwor und ihn durch Meuchelmörder aus dem Wege räumte. Auf einem einſamen nächtlichen Spazierritt brachen zwei gedungene Sclaven aus dem Hinterhalt hervor, hieben ihm beide Arme hart an den Schultern ab, ſchlitzten ihm den Bauch auf, und zogen die Eingeweide heraus. So endete der armſelige Gott der Druſen, deſſen ganzes Leben ein arabiſcher Schriftſteller in die paar Worte zuſammenfaßt: „Sein Charakter war ein buntes Gewebe von Unſinn und Widerſpruch, verbunden mit Grauſamkeit, — und von Gottloſigkeit, vermiſcht mit Aberglauben. Er verehrte beſonders den Planeten Saturn, und behauptete, er hielte oft mit dem Satan Zwieſprache. Man kann ſicher annehmen, daß während ſeiner Regierung 18,000 Seelen die Opfer ſeiner Blutgier geworden.“

Es iſt nun Zeit, das Lehrgebäude der Druſenreligion zu beleuchten. Ein gewiſſer Hamſa, zu deſſen erſten geheimen Schülern

der oben erwähnte Derazi aller Wahrſcheinlichkeit nach gehörte, gilt unter den Druſen als Hauptverfaſſer ihrer h. Schriften, die vor den Augen aller Andersgläubigen auf das ſorgfältigſte verborgen gehalten werden. Ein Theil derſelben hat jedoch durch Kriegsgeſchick und andre Zufälle ſeinen Weg in die Bibliotheken Europas gefunden, und daraus eben hat De Sacy ſein gelehrtes Werk über die Druſen zuſammengeſtellt.

Die Grundzüge ihrer Religion ſind nach dieſem Werke folgende.

I. Gott iſt Einer. Seine Gottheit iſt unbegreiflich und unbeſtimmbar. Er hat ſich dem Menſchengeſchlechte zu verſchiedenen Malen in menſchlicher Geſtalt geoffenbart, zuletzt unter dem Namen Hakim. Dieſer wird zu ſeiner Zeit wiederkommen und der wahren Religion zum Triumph verhelfen, die Ungläubigen aber ſtrafen. Gewiſſe Zeichen werden ſeiner Wiederkunft vorhergehen. Dieſe ſind: Wenn die Könige regieren werden nach ihren Launen und die Chriſten die Oberhand haben über die Muslims.

II. Wie zu einem Wachslicht Wachs, Docht, Feuer und Leuchter gehören, ſo gehören zu wahren Erkenntniß der Einheit Gottes die ſämmtlichen Mittler. Die fünf höchſten derſelben, die als geiſtige, unſterbliche Weſen gelten, ſind: der allgemeine Verſtand, die allgemeine Seele; das Wort, der Vorgänger und der Nachfolger. Zu den Mittlern niedern Ranges gehören hauptſächlich die Dais oder Miſſionare. Der allgemeine Verſtand erſchien zur Zeit Hakims in der Geſtalt des Hamſa, nachdem er ſchon zuvor ſich zu ſieben Malen verkörpert hatte, und zwar zur Zeit Adams in der Perſon eines gewiſſen Schatnil, zur Zeit Noahs in der Perſon des Pythagoras, zur Zeit Abrahams in der Perſon Davids (!), zur Zeit Moſis in der Perſon Jethros, zur Zeit Jeſu in der Perſon des Eleazer oder Lazarus, zur Zeit Muhameds in der Perſon Salomos des Perſers, zur Zeit Said's in der Perſon eines gewiſſen

Saleh. Jeſus, der Sohn Joſephs, iſt ein falſcher Meſſias; der von den Todten auferſtand und durch verſchloſſene Thüren zu den Jüngern eintrat, war der lebendige, unſterbliche Meſſias, der Diener und Sclave Hakims, des Herrn. Auch die vier andern Mittler des höchſten Ranges erſchienen in menſchlicher Geſtalt, ſind aber von geringerer Bedeutung.

III. Es giebt eine Seelenwanderung; aber die menſchliche Seele geht nicht in Thierleiber über. Wenn Hakim wiedererſcheint, um Jahrhunderte über Jahrhunderte zu herrſchen, ſo werden alle andern Religionen vernichtet und die Ungläubigen gefeſſelt und zu einer jährlichen Steuer verurtheilt, die Gläubigen dagegen werden mit Hakim regieren. Von einem künftigen Zuſtande in einer andern Welt kann demnach nicht weiter die Rede ſein.

IV. Die ſieben großen Gebote der Muslims ſind: Der Glaube an die Einheit Gottes und an die göttliche Sendung Muhameds; Gebet; Zehnten; Faſten; Wallfahrt nach Mecca; Krieg gegen die Ungläubigen; Unterwerfung unter die rechtmäßigen Inhaber der Gewalt. Hamſa ſetzt dafür ſieben andere: Wahrhaftigkeit, gegenſeitigen Beiſtand, Verleugnung jeder andern Religion, völlige Gemeinſchaftsloſigkeit mit Dämonen und allen Irrgeiſtern, Glaube an die ewige Einheit Gottes oder Hakims, Zufriedenheit mit allen ſeinen Werken, ſtete Ergebung in ſeinen Willen. — Das Gebot der Wahrhaftigkeit beſchränkt ſich jedoch auf die Glaubensgenoſſen; dagegen ſchließt das Gebot, jeder andern Religion zu entſagen, die Geheimhaltung der eignen Religion in ſich. Die heiligen Schriften des Hamſa dringen auch auf Keuſchheit; es ſcheint aber, daß Derazi ſelbſt die Lüderlichkeit predigte, und noch immer ſtehen die Druſen in dem Rufe großer Ausſchweifung.

Das etwa ſind die Grundzüge der Druſenreligion, die, an und für ſich ein buntes und zum Theil geradezu unſinniges Flickwerk

aus allen möglichen Religionen, den ſchneidendſten Gegenſatz von Spiritualismus und Materialismus aufweiſt. Wird doch einerſeits ausdrücklich gelehrt, man müſſe von der Idee Gottes alle Eigenſchaften abſtreifen, ja man dürfe ſie nicht einmal in Worte faſſen, ſondern ſolle ſie mit dem einfachen Gedanken ergreifen und feſthalten, — und auf der andern Seite auch nicht der geringſte Schatten von einem Fortleben der menſchlichen Seele nach dem Tode! So wiederholt ſich denn auch hier die alte Erfahrung, daß der feinſte Spiritualismus mit dem gröbſten Materialismus ſtets Hand in Hand geht.

Nur den Eingeweiheten (den Akal) iſt es erlaubt, die h. Schriften zu leſen und ſich des Donnerſtags Abends in den Kapellen, die ſtets vereinzelt auf Hügeln ſtehen und während des Gottesdienſtes mit Wachen umſtellt werden, einzufinden. Die Zahl der Eingeweihten, zu denen auch Frauen gehören, beläuft ſich auf etwa 10,000; ſie haben ihre eignen Scheikhs und zeichnen ſich durch einen weißen Turban aus. Die große Mehrzahl der Uneingeweihten aber, die Jahel heißen, haben mit der Verrichtung religiöſer Gebräuche gar nichts zu thun. Ihre große Pflicht iſt — unbedingte Hingabe an ihre geiſtlichen Leiter.

Es iſt übrigens eine bekannte Thatſache, daß ſie alleſammt das eine ihrer ſieben großen Gebote fortwährend brechen, und zwar, wie es ſcheint, grundſätzlich, das Gebot nämlich, mit jeder andern Religion unverworren zu bleiben. Denn ſo oft ſie mit Muslims zu thun haben, ſpielen ſie die rechtgläubigen Muhamedaner und machen deren Gebräuche mit, — offenbar nur, weil der Muslim der Stärkere iſt. Im Herzen haſſen ſie alle fremden Religionen, insbeſondere die der Franken, weil eine alte Sage unter ihnen geht, die Franken würden einmal ihr Gemeinweſen über den Haufen werfen. Ob ſie nun die eben erwähnte Heuchelei mit dem Gebote, ihre eigne Religion geheim zu halten, oder vielmehr mit der ihnen geſtatteten

Freiheit, jeden Andersgläubigen zu belügen und zu betrügen, zu entſchuldigen ſuchen, weiß ich nicht. Das aber liegt auf der Hand, wie nachtheilig eine ſolche ſtete, bewußte, ja grundſätzliche Heuchelei auf den Charakter des Volkes wirken muß.

Die Schilderung, die ich oben von den Maroniten in Bezug auf Anlagen und Sitten gegeben habe, gilt im Allgemeinen auch von den Druſen. Die Blutrache iſt bei ihnen recht eigentlich zu Hauſe und das Gaſtrecht iſt ihnen ſo heilig, daß keine Gewalt der Erde, weder Furcht, noch Hoffnung, ſie zur Auslieferung deſſen, der ſich unter ihren Schutz geſtellt hat, vermögen kann. Uebrigens ſind ſie nicht minder geweckte Köpfe und eben ſo fleißige Arbeiter als die Maroniten, und in kriegeriſchen Tugenden thun ſie es ihnen bei weitem zuvor; ein Scheikh würde augenblicklich zu einem Gegenſtand allgemeiner Verachtung werden, ließe er nur ein einziges Mal eine Thräne in ſeinem Auge ſehen.

Lange Zeit hindurch waren denn auch die Druſen die eigentlichen Herrn des Gebirges. Von der Bergfeſte Deir el Kamar aus ſchwangen ſie ihr Scepter. Erſt im Laufe des letzten Jahrhunderts ging die Macht allmählich in die Hände der Maroniten über, die den Druſen an Zahl ſowohl als an Mitteln überlegen ſind. Emir Beſchir, der im Jahre 1796 das Commando im Libanon antrat und es ein halbes Jahrhundert lang führte, entſagte dem Islam und nahm mit ſeiner ganzen Familie im Stillen den maronitiſchen Glauben an. Ihm folgten die zwei bedeutendſten Zweige einer andern Emirfamilie Druſiſchen Urſprungs, und nun iſt faſt der geſammte höchſte Adel des Gebirges maronitiſch.

Ich will nun meinen Leſern einen kurzen Ueberblick über die Geſchichte der nordamerikaniſchen Miſſion im Libanon geben, deren erſtes Auftreten unter die Regierung des Emir Beſchir fällt. Hier nur noch zum Schluß die Bemerkung, daß die Druſen von dem

Wady et Teim aus ſich vornehmlich über den Süden des Libanon ausgebreitet haben, während die Maroniten vorzugsweiſe den Norden inne haben. Das weitere Verhältniß zwiſchen Druſen und Maroniten wird ſich aus dem Folgenden ergeben, indem die Geſchichte der nordamerikaniſchen Miſſion aufs innigſte damit verwachſen iſt.

Die nordamerikaniſche Miſſion auf dem Libanon.

Es giebt nächſt dem gelobten Lande kein anziehenderes Miſſionsfeld, als den Libanon, der das gelobte Land im engern Sinne von Phönizien und Syrien ſcheidet. Schon Moſes hatte vom Ruhme des Libanon gehört: denn als er vom Gefilde Moab her, Jericho gegenüber, ſein entzücktes Auge über das gegenüberliegende Jordansland mit ſeinem üppigen Grün und über den dahinter hinlaufenden Gebirgszug mit ſeinen reichen Gewäſſern ſchweifen ließ, ſo begehrete er hinüber zu gehn und zu ſehn nicht bloß das „gute Land", und das „gute Gebirge", das vor ihm lag, ſondern auch den fernen Libanon*); allein nur der luftigſte Gipfel deſſelben, der Hermon, deſſen ſchimmernde Eiskrone zu jener Jahreszeit ſchon von der Höhe des Moabitergebirges ſichtbar werden mußte, ſollte ihm, vom äußerſten Norden her, in's Auge dämmern (5 Moſis 3, 25 ff.). Was Wunder daher, wenn die heiligen Dichter und Propheten des alten Teſtamentes, die den majeſtätiſch lieblichen Libanon in nächſter Nähe geſehen, ihn nie aus dem Auge verlieren, ſondern ſtets auf ihn, als auf eine unverſiegbare Quelle dichteriſcher Bildnerei, zurückkommen und neben ſeinen majeſtätiſchen Cedern ſeine ſüßen Wohlgerüche (Hoſeas 14, 7. Hohes Lied 4, 11) in begeiſterter Rede preiſen.

*) Mit gutem Bedacht heißt es nach dem hebräiſchen Originale „dieſes gute Gebirge", während bei „Libanon" das hinzeigende Fürwort fehlt.

Es hat aber der Libanon auch in ſpäterer Zeit ſeinen alten Ruhm nicht verloren, obgleich ſein Haupt je länger je mehr von dem üppigen Haarſchmuck eingebüßt hat, ſo daß nur noch hie und da ein kleiner Cedernhain, als vereinzelter Büſchel, ſtehen geblieben iſt. Arabiſche Dichter ſingen von ihm: er trägt den Winter auf ſeinem Haupt, auf ſeinen Schultern den Frühling, in ſeinem Schooße den Herbſt, der Sommer aber ſchlummert zu ſeinen Füßen am Mittelmeere. Ja und wer etwa von Alexandrien oder von Smyrna her ſeinen Fuß zu Beirut an das Land ſetzt, der wird auch jetzt noch dem Libanon, der ſich zur Rechten und zur Linken ſteil vor ſeinen Augen aufthürmt, ſeine poetiſche Ehre nicht verſagen; ſeine außergewöhnlichen Formen feſſeln noch ſtets das Auge, und gewähren der Einbildungskraft den freiſten Spielraum, und wenn das Geſtirn des Tages, während es im Mittelmeere blutigroth zu Grabe geht, über die höhern und niedern Berggipfel den Reichthum ſeiner ſchwer zu beſchreibenden zartern und zarteſten Farben ausſchüttet, ſo ſcheint es, als ob das wunderbare Gebirge ſeine alte Majeſtät und Lieblichkeit im Lichte ewiger Jugend verklären wollte.

Doch iſt es nicht bloß die unmittelbare Nähe des gelobten Landes, nicht bloß die wunderbare Natur, die den heiligen Sehern für ihre erhabenſten Gedanken Bilder und Farben geliefert hat, und die noch ſtets wie ein verkörperter Pſalm David's dem frommen Beſchauer vor das Auge tritt, was den Libanon zu einem ſo anziehenden Miſſionsfelde macht. Das Anziehendſte iſt, daß es die Miſſion auf dem Libanon hauptſächlich mit alten Chriſtengemeinden zu thun hat, die urſprünglich mit Antiochia, dem ehrwürdigen Mutterſitz des chriſtlichen Glaubens, von wo aus der große Heidenapoſtel ſeine erſte Miſſionsreiſe antrat, verbunden waren. Dazu kommt, daß dieſe Miſſion an den allerälteſten Chriſtengemeinden von einem Lande ausgeht, deſſen Chriſtenthum das allerjüngſte iſt, näm-

lich von Nordamerika. Scheint es doch überhaupt, als ob die Chriſten der neuen Welt im äußerſten Abendlande einen ganz beſondern Zug zu den alten Chriſtengemeinden des Morgenlandes hätten.

Rechnet man Griechenland und die europäiſche Türkei mit ein, ſo arbeiten drei nordamerikaniſche Miſſionsgeſellſchaften an der Wiederbelebung derſelben, und zwar unter griechiſchen, armeniſchen, neſtorianiſchen, jacobitiſchen und maronitiſchen Chriſten in der europäiſchen Türkei, in Griechenland, in Klein-Aſien, Syrien und Perſien, während nur Eine engliſche Miſſionsgeſellſchaft den koptiſchen Chriſten in Cairo, ſo wie den griechiſchen Chriſten in Smyrnä und Syra ihre Liebe und Pflege zuwendet.

Die alten Chriſtengemeinden nun, mit denen ſich die nordamerikaniſchen Miſſionare am Libanon vorzugsweiſe beſchäftigen, ſind eben die Maroniten.

Ihr Augenmerk richtet ſich aber auch auf die übrigen halb erſtorbnen Chriſtengemeinſchaften, namentlich auf die Anhänger des griechiſchen Cultus, und darüber hinaus auf die Druſen, die, obgleich an Zahl geringer als die Maroniten, (ſie werden nach Robinſon auf 70,000 Seelen geſchätzt), doch mit dieſen zuſammen die Hauptbevölkerung des Libanon bilden.

An der Weſtſeite des Libanon auf einem ſanft abfallenden Vorgebirge liegt bis dicht an das Meer herunter das alte Berytus, jetzt Beirut mit 12000 Seelen, meiſt Chriſten. Ein immergrüner Kranz von Oliven-, Feigen-, Maulbeerbäumen u. ſ. w. zieht ſich rings um die maleriſch hingegoſſne Stadt bis dahin, wo das blaue Mittelmeer an das felſige Ufer brandet, und ſie ſelbſt verliert ſich zuletzt in lauter Gärten und Haine, die zum großen Theil mit Hecken von indiſchem Cactus eingefriedigt ſind und aus deren Mitte heraus die Häuſer der Franken gar freundlich grüßen und dem europäiſchen Ankömmling, der ſie, wie wir, von der benachbarten Quarantäne

aus 10 — 12 Tage nur aus ehrerbietiger Ferne anſchauen darf, gar wohl und wehe thun. Der Seidenbau in der Nachbarſchaft von Beirut nimmt mit jedem Jahre zu; Seiden- und Baumwollenweber, Gold- und Silberarbeiter rühren ſich in der Stadt, und auf dem Bazar ſind die köſtlichen weißen und rothen Libanonweine zu haben. Obſchon der Hafen verſchüttet iſt und die Schiffe ſomit in der offnen Rhede, zur Winterzeit aber gar bei Nahr el Kalb ankern müſſen, ſo iſt Beirut, der Stapelplatz des nur zwei Tagereiſen entfernten Damascus, innerhalb dieſes Jahrhunderts, vornehmlich aber in den drei letzten Jahrzehnten, dennoch der Mittelpunkt des geſammten europäiſch-ſyriſchen Handels geworden; das bezeugen ſattſam die vielen abendländiſchen Conſularflaggen, die demjenigen, der ſich Beirut von der Seeſeite her nähert, von allen Seiten luſtig entgegen wehen; das bezeugen ferner die vielen Züge von Kameelen und Maulthieren, die, mit Gütern beladen, von hier in's Innere gehen. Schon haben ſich mehrere abendländiſche Kaufmannshäuſer in Beirut aufgethan, und zwar mit entſchiednem Glück. Hier nun, wo ſich das Abendland mit dem Morgenlande im Intereſſe des Handels begegnet, hier, wo das gährende Element europäiſcher Sitte, Wiſſenſchaft und Kunſt in den trägen Sumpf des Aſiatenthums unaufhaltſam einſtrömt, hier, wo jedes neue Dampfſchiff dem eingebildeten Muſelmann einen neuen thatſächlichen Beweis von der geiſtigen Ueberlegenheit der chriſtlichen Welt vor die Augen ſtellt, — hier, ſo recht in der Mitte zwiſchen der Maroniten- und Druſenbevölkerung des Libanon, faßte die nordamerikaniſche Miſſion vor etwa 30 Jahren Fuß, um von da aus ihr Netz in die Umgegend auszuwerfen.

Im Jahre 1823 nämlich langte Miſſionar Fiſk, der in Kleinaſien, Malta und Aegypten ſeine erſte Bekanntſchaft mit dem Morgenlande gemacht, in Begleitung von King, der ſich in Paris auf eine orientaliſche Profeſſur vorbereitet hatte, in Beirut an. Der

Herr ſchien den Weg vor ihm her zu bahnen und zwar gar wunderlicher Weiſe durch die Hand eines zum maronitiſchen Glauben übergetretnen Muſelmanns, des Emir Beſchir, der, wie ſchon erwähnt, damals den Libanon beherrſchte. Dieſer hatte, weil ihm die Zügel aus den Händen zu entgleiten drohten, für gut befunden, dem immer mächtiger werdenden Mehmed Aly in Aegypten einen Beſuch abzuſtatten und ſich deſſen Gunſt und Beiſtand zu ſichern. Dort hatten ihn die Miſſionare kennen gelernt, und er hatte ihnen Empfehlungsbriefe an ſeine Freunde im Libanon mitgegeben, — wahrſcheinlich aus ganz denſelben Gründen, aus denen er ſelbſt, wie man ihm Schuld giebt, Chriſt geworden, — aus politiſchen. Kaum war der Fürſt des Libanons in ſeine Reſidenzſtadt Bteddin, nahe bei der Druſenhauptſtadt Deir el Kamr, eine kleine Tagereiſe ſüdöſtlich von Beirut, zurückgekehrt, ſo begaben ſich die Miſſionare zu ihm und erhielten von ihm einen Schutzbrief, um in allen Theilen ſeines Gebietes frei umher reiſen zu können.

Sie hatten gegen Ende des Jahres die Freude, ihre Zahl ſich verdoppeln zu ſehen. Aber kaum hatten die neuen Ankömmlinge, Goodell und Bird, die Hand an den Pflug gelegt und eine kleine Schule unter einem maronitiſchen Lehrer zuſammengebracht, ſo zogen ſich ſchon zwei Wetterwolken über ihren Häuptern zuſammen. Der Cardinal Somaglia, Vorſteher der Propaganda in Rom, forderte in einem donnernden Schreiben die orientaliſchen Patriarchen zur Vertreibung der gottloſen Proteſtanten aus dem Libanon auf, und auf dieſen Donner aus Rom folgte bald ein Blitz aus Conſtantinopel, ein großherrlicher Firman nämlich, der die Bibelverbreitung im ganzen türkiſchen Reiche unterſagte. Allein der Blitz zündete nicht, — die türkiſchen Behörden ſelbſt legten das großherrliche Verbot zuletzt nur als eine Warnung für Muſelmänner aus, — und der Donner verhallte, obſchon der ſyriſche und der maronitiſche Patriarch

in treuem Gehorſam gegen Rom manchen Bannfluch auf das Haupt der „Bibelmänner" ſchleuderten. Das angefangene Werk ging unter allem Rumor ſeinen ſtillen Schritt fort und im Jahre 1826 hatte die Schule zu Beirut ſchon 6 Zweige auf benachbarte Dörfer abgeſenkt, und einer der Miſſionare konnte eine regelmäßige Erklärung des Neuen Teſtaments vor einer, wenn auch kleinen Zuhörerſchaft beginnen.

Miſſionar Kings apologetiſch-polemiſcher Abſchiedsbrief an ſeine katholiſchen Freunde in Syrien, die offne Antwort der Miſſionare auf das Bibelverbot des maronitiſchen Patriarchen, die freiſinnigen Schreiben zweier armeniſchen hohen Geiſtlichen an ihre Landsleute, die ihre Freiſinnigkeit mit der Thatſache ihrer Verehelichung beſiegelt hatten, — das alles zog, außer einer ungewöhnlichen Verſtärkung der römiſch-katholiſchen Miſſion in Syrien durch 20 Prieſter, neue Bannflüche, ja auch theilweiſe Verfolgung nach ſich. Allein der Schrecken, der ſich in Folge davon einzelner Gemüther bemächtigte, ging bald vorüber, und auch die Störung, die der plötzliche Angriff eines griechiſchen Geſchwaders auf Beirut verurſachte, war von kurzer Dauer.

Grade in dieſer ſchwierigen Zeit durften ſich die Miſſionare der erſten Garben freuen. Mehrere Erwachſene bekannten ſich zu ihrer Gemeinſchaft, unter andern auch der Privatſecretär des maronitiſchen Patriarchen Aſaad Schidiak, der über dem Verſuch, Kings Abſchiedsbrief zu beantworten, in die Schrift hineingezogen und von ihr gefangen genommen wurde, — grade als die Reinſchrift bis zum letzten Beweispunkt gediehen war. Dieſem jungen Maroniten war vom Herrn eine beſondere Ehre zugedacht. Er ſollte bald der Märtyrerkrone gewürdigt werden. Der maronitiſche Patriarch ſorgte für alles, was dazu gehört, für „Spott und Geißeln, dazu für Bande und Gefängniß" (Heb. 11, 36); denn er ließ den

Jüngling mit Hülfe von deſſen Verwandten fahen, ſchlagen und in Ketten legen, und das gemeine Volk durfte ihn im Gefängniß beſuchen und ihm ins Geſicht ſpeien. Sein ſchwacher Leib unterlag; aber ſein Glaube hielt Stand bis an's Ende.

Um dieſe Zeit trat der als Robinſons Begleiter in weitern Kreiſen bekannt gewordene Ely Smith in die Miſſion ein, und mit ihm ein neues, kräftiges Element. Aber drei neue Schläge, härter als alle bisherigen, fielen. In einem furchtbaren, mit Amtsentſetzung und Kirchenausſchluß drohenden Bannfluche, unterſagte der maronitiſche Patriarch allen Verkehr mit den Miſſionaren in Kauf und Verkauf, in Verborgen und Entlehnen, in Geben und Nehmen, in Lernen und Lehren u. ſ. w.; ja und der Zorn des Patriarchen folgte den Miſſionaren auf Wegen und Stegen nach. Denn als einer derſelben, Bird, von einem Scheikh auf dem Libanon eingeladen, ſich nach deſſen Landſitz in der Nähe von Kanobin begeben hatte, um dort mit ſeiner Familie Geſundheitshalber die heiße Jahreszeit zu verbringen, ſo kam ſchon gegen Abend des zweiten Tages ein Prieſter dahin und verlas durch ein Fenſter eine Kundmachung des Patriarchen von Antiochien, worin die ganze Familie, die den betrognen Betrüger Bird, den Bibelmann, aufgenommen, in den Bann erklärt war. „Der Fluch" ſo hieß es unter anderm, „müſſe ſie umgeben wie ein Kleid und wie Oel alle ihre Glieder durchdringen, ſie wie ein irdenes Gefäß zerſchmeißen und ſie verdorren machen, wie den Feigenbaum, den der Mund des Herrn verflucht".

Dies war der erſte Schlag, der das allmähliche Eingehen ſämmtlicher Schulen zur Folge hatte; der zweite Schlag, — eine mehrere Monate lang andauernde Peſt, — unterbrach auch die übrigen Miſſionsarbeiten, und die am 7. Nov. 1827 einlaufende Nachricht von der Schlacht bei Navarino, worin die vereinigten Geſchwader von England, Frankreich und Rußland der türkiſchen und ägyptiſchen

Flotte das Garaus gemacht hatten, verbreitete ein ſolches Schrecken, daß die Miſſionare ſelbſt noch vor Ende des Jahres in Malta eine Zuflucht ſuchten. Einer derſelben, Goodell, begab ſich von dort aus auf ein neues Arbeitsfeld nach Conſtantinopel; Miſſionar Bird dagegen kehrte, begleitet von dem neuangekommnen Miſſionar Whiting, im Jahre 1830 auf den verlaſſnen Poſten zurück, während Smith in Geſellſchaft des Miſſionars Dwight ſeine bekannte Forſchungsreiſe nach Armenien und Perſien unternahm.

Das Jahr 1832 brachte mit ſeinem Kriege zwiſchen Aegypten und der Pforte dem kaum wiederaufgenommenen Miſſionswerke zu Beirut eine kleine Störung, den eingebornen Chriſten aber eine große Wohlthat, — gleiches Recht mit den Muhamedanern, daher denn auch die eingebornen Chriſten den Ibrahim Paſcha, obſchon er mit eiſerner Ruthe herrſchte, noch immer in dem allerbeſten Andenken haben.

Als E. Smith im Jahre 1834 nach Beirut zurückkehrte, fand er die Miſſion in erfreulichem Wachsthum. Das Schulweſen namentlich hatte darin, daß nicht mehr bloß Miethlinge, ſondern nun auch bekehrte Eingeborne die Schulen leiteten, einen bedeutenden Fortſchritt gemacht, und da auch zwei neue Arbeiter eingetroffen waren, ſo dachte man alsbald an eine Erweiterung des Arbeitsfeldes, und wählte dazu die heilige Stadt.

Die amerikaniſche Miſſion in Jeruſalem war nur von kurzer Dauer. Das dortige Arbeitsfeld iſt in der neuern Zeit, vielleicht um jeden Zuſammenſtoß mit der anglicaniſchen Miſſion zu vermeiden, wieder aufgegeben worden. Degegen wurde ſchon jetzt das alte Arbeitsfeld in Syrien durch eine neue Unterſuchungsreiſe des Dr. Smith und Dodge nach allen Seiten hin durchforſcht.

In das folgende Jahr nun fällt der erſte unmittelbare Miſſionsverſuch unter den Druſen. Der große Aufſtand gegen die ägyptiſche

Regierung, zu welchem ſich namentlich der Süden Paläſtinas im verfloſſenen Jahre erhoben hatte, mußte ſelbſt den Weg dazu bahnen. Denn obgleich die Druſen und Maroniten auch nicht den geringſten Theil daran genommen hatten, ſo diente er doch dem Ibrahim Paſcha zum Vorwand, auch den ganzen Libanon zu entwaffnen, und da mit der Entwaffnung eine gewaltſame Aushebung von Rekruten in ganz Paläſtina und Syrien Hand in Hand ging, die Druſen aber, als vorgebliche Muhamedaner, auf keine Ausnahme rechnen durften, ſo zeigten dieſelben zum erſten Male eine große Bereitwilligkeit, chriſtlichen Unterricht anzunehmen und ihrem Glauben zu entſagen, — freilich wohl nur in der Hoffnung, ſich auf dieſe Weiſe fremden Schutzes theilhaftig zu machen. Weil aber die Miſſionare aus guten Gründen mit der Taufe zögerten, ſo verkühlte ſich der Eifer bald, und nur Einer ließ ſich nicht als Spreu verwehen, ſondern kam mit ſeiner Familie unausgeſetzt zur Anhörung des göttlichen Wortes, ja legte endlich, als der erſte Druſe, vor einem Muhamdaniſchen Gericht von Chriſto Zeugniß ab. Leider verlor die Miſſion grade um dieſe Zeit, wo der Arbeit ſo viel war, zwei ihrer Arbeiter, den einen durch eine hartnäckige Krankheit, die zur Rückreiſe nöthigte, den andern durch den Tod. Die Lücke wurde jedoch einſtweilen durch Anſtellung des erſten eingebornen Katecheten einigermaßen, im folgenden Jahre aber durch die Ankunft von drei neuen Miſſionaren mehr als ausgefüllt.

Im Jahre 1836 machte ſich der Zorn des griechiſchen Patriarchen in einem Rundſchreiben an ſeine Biſchöfe Luft, obſchon die Miſſionare eine griechiſche Schule zu Beirut unterhielten, die von dem griechiſchen Biſchof gut geheißen wurde, ja an welcher der Diacon deſſelben Lehrer war. Der Biſchof ſelbſt mußte das Aktenſtück öffentlich verleſen, konnte aber dabei nicht umhin, den wärmſten Dank gegen die Miſſionare auszuſprechen, die durch ihren Vorgang

den Griechen die Augen über ihre Pflicht geöffnet. Der Biſchof hielt nun einen eignen Lehrer; allein derſelbe legte ſelbſt das kräftigſte Zeugniß für die Wahrheit ab. So gerieth auch dieſe Widerwärtigkeit nur zur Förderung des Evangeliums.

Im Herbſte des Jahres 1838 wurde das Verlangen nach chriſtlichem Unterricht Seitens der Druſen faſt allgemein. Die Druſen in Hauran hatten ſich der gewaltſamen Aushebung von Rekruten mit bewaffneter Hand widerſetzt, und in Folge davon hatte Ibrahim ihr Land verwüſtet, ihre Dörfer verbrannt, ihre Weiber und Kinder auf den Märkten von Damascus verkauft, ihre Tempel geplündert und ihre heiligen Bücher in ihrer eignen Hauptſtadt öffentlich feil geboten. Dazu hatte er, um ſich die Neutralität der darüber erbitterten, aber klüglicher Weiſe ſich von aller Theilnahme am Kriege fern haltenden Druſen des Libanon zu ſichern, unter ihre Todfeinde, die Maroniten, Waffen ausgetheilt. So war denn wohl auch die jetzige ſcheinbar religiöſe Bewegung unter den Druſen mit wenigen Ausnahmen wiederum im Grunde nur eine politiſche, und ſie konnte von den Miſſionaren zum Beſten der guten Sache um ſo weniger ausgebeutet werden, als damals in Folge beſonderer Umſtände nur zwei Miſſionare auf dem Plane ſtanden. Doch durften ſie eine zweite Druſenfamilie taufen. Sobald Miſſionar Smith, der um dieſe Zeit nach Leipzig gereiſt war, um daſelbſt arabiſche Typen in ächt arabiſchem Geſchmack gießen zu laſſen, durch Briefe aus Beirut von dieſer Bewegung unterrichtet wurde, ſo hatte er, wie Robinſon erzählt, große Neigung, ſtracks nach England zu reiſen, und dort den Schutz der Regierung für die Druſen anzuſprechen.

Ohne daß in der Miſſion merkliche Veränderungen vorgingen, kam das verhängnißvolle Jahr 1840 heran. Die europäiſchen Großmächte hatten das zerfallende Reich des Erzfeindes der Chriſtenheit zu ſtützen und zu dem Ende Mehmed Aly aus Syrien, deſſen

Beſitz ihm durch förmlichen Vertrag zuerkannt worden war, zu vertreiben beſchloſſen. England entſandte einen päpſtlichen Emiſſär von Conſtantinopel nach dem Libanon, um die Maroniten zur Unzufriedenheit mit der ägyptiſchen Regierung zu reizen und dieſer Herr verſprach ihnen die Hauptgewalt in den Gebirgen, ſo wie die Vertreibung der proteſtantiſchen Miſſionare, die ihnen ſtets ein Dorn in der Seite geweſen. Englands und Oeſterreichs Geſchwader erſchienen vor Beirut und vertheilten an alle Gebirgsbewohner Waffen. Die Druſen jedoch hielt Emir Beſchir, Mehmed Alys alter Freund, der die angeſchürte Flamme in den Gebirgen zu dämpfen eifrigſt bemüht war, auf ägyptiſcher Seite zurück, und das brachte ſie unglücklicher Weiſe in eine ſchlimme Stellung zu den Engländern. Der Emir ſelbſt ſahe zuletzt keine andre Hülfe, als in der Flucht auf die engliſche Flotte. Beirut, Tyrus, Sidon, Kaipha und Acca wurden, eins nach dem andern, von der vereinigten Flotte in Trümmer gelegt, und das blutende Land lag wieder zu den Füßen des Großherrn.

Die Miſſionare, die ſich unterdeß nach Cypern und Jeruſalem zurückgezogen hatten, eilten nun nach Beirut zurück. Es ſchien, als ob England ſeine Politik in Bezug auf die Druſen ändern wollte. Lauter als je verlangten dieſelben nun nach Unterricht.. In Deir el Kamr ſelbſt wurde alsbald eine Schule für die Söhne der Scheikhs eröffnet. Allenthalben begrüßte man die Miſſionare als wohlbekannte Freunde. Die höchſten Akals begegneten ihnen faſt brüderlich und geſtatteten ihnen freien Zutritt zu ihren Capellen. Von allen Orten, ſelbſt vom Antilibanon und von Hauran, ſtrömten die Druſen herbei, um die Miſſionsſchulen zu ſehen und Schriften mitzunehmen. Schon eröffneten ſich die weiteſten Ausſichten, — da legten ſich zwei neue Hinderniſſe in den Weg.

Das erſte und größte Hinderniß kam von Seiten des maronitiſchen Patriarchen, der auf alle ſeine Untergebenen bis dahin einen

faſt allmächtigen Einfluß übte. Er fühlte recht wohl, daß, wenn die Druſen des engliſchen Schutzes theilhaftig würden, dann ſeine und ſeines Volkes Macht einer allmähligen Schwächung unfehlbar entgegen ginge. Da er nun in den Schulen, welche die engliſchredenden Miſſionare unter den Druſen errichteten, das ſichre Mittel dazu ſahe, ſo verſuchte er in Conſtantinopel die Vertreibung der nordamerikaniſchen Miſſionare durchzuſetzen, und als das nicht gelingen wollte, ſo machinirte er in dem eignen Lande ſo lange, bis die Druſenſcheikhs es ſelbſt für gerathen fanden, die Schulen preiszugeben. Bald aber entſpann ſich eine blutige Fehde zwiſchen den Druſen und Maroniten, und das Ende davon war, daß der Einfluß des maronitiſchen Patriarchen gebrochen wurde und die Druſen den Maroniten nun wieder das Gleichgewicht hielten. Sogleich kehrte das alte gute Vernehmen zwiſchen den Druſen und den Miſſionaren zurück, und bald waren auch die vier aufgehobnen Schulen wieder im Gange.

Das zweite Hinderniß war eine Bedingung, von welcher der im Dienſte der anglicaniſchen Judenmiſſionsgeſellſchaft in Jeruſalem thätige Nicolayſon das Verſprechen engliſchen Schutzes glaubte abhängig machen zu müſſen. Die Druſen nämlich ſollten hinfort nur Lehrer der anglicaniſchen Kirche annehmen. „Da aber die engliſche Regierung es nicht für angemeſſen hielt, den in Ausſicht geſtellten Schutz zu gewähren, ſo wurde dieſe Frage nicht ferner beregt.“

Kaum waren dieſe beiden Hinderniſſe beſeitigt, ſo erhoben ſich neue Schwierigkeiten und zwar mit dem erſten Monat des Jahres 1842. Die Druſen verſahen ſich zu der Unterſuchung, welche die türkiſche Regierung in Bezug auf die Urſachen des letzten Bürgerkrieges anſtellen ließ, nichts Gutes. Sie hatten den Eindruck, daß die Geſandten der europäiſchen Großmächte zu Conſtantinopel auf

eine Züchtigung der Druſennation angetragen hätten, und ſie hielten daher eine Ausſöhnung mit den Türken für das Beſte, nachdem ihnen jede Ausſicht auf engliſchen Schutz abgeſchnitten war. Die Ausſöhnung kam unter der Bedingung zu Stande, daß die Druſen muhamedaniſche Lehrer und Schulen unter ſich dulden ſollten. Doch hob nur Ein Emir, der ſchon lange als geheimer Muhamedaner bekannt war, zwei der Miſſionsſchulen in ſeinem Gebiete auf; die benachbarten Scheikhs kehrten ſich wenig an die Wünſche der türkiſchen Regierung, die jetzt zum erſten Male einen Paſcha über die Bewohner des Libanon geſetzt hatte.

Die Macht der Maroniten war durch das alles immer tiefer herabgekommen, — ſo tief, daß der Patriarch es für räthlich hielt, in eine ſeiner entlegenſten Bergfeſten zu fliehen. Der Paſcha aber bemächtigte ſich der bedeutendſten Druſenſcheikhs und entkräftete ſo auch dieſe Nation bis auf's äußerſte. Mittlerweile arbeiteten die Geſandten der europäiſchen Großmächte in Conſtantinopel darauf hin, daß man die Regierung in den Gebirgen theilen möchte. Die Pforte ſtimmte im Jahre 1843 dem Plane bei. Seitdem wählen die Maroniten und die Druſen, jede Partei einen Kaimmakam oder ein ſtellvertretendes Haupt, und dieſes iſt dem türkiſchen Paſcha unmittelbar verantwortlich. Aber auch dieſe Maßregel war nicht im Stande, den Ausbruch eines neuen Bürgerkrieges im Jahre 1845 zu verhindern. Die Miſſionare mußten, als Franken, noch einmal auf kurze Zeit den Libanon verlaſſen, durften aber bald wieder an ihre Arbeit zurückkehren, die gerade in dieſem Jahre ſich eines ganz beſondern Segens erfreute. Zu Hasbeya nämlich entſtand eine ſo bedeutende proteſtantiſche Bewegung, daß viele Familien ſich von der griechiſchen Kirche losſagten und, als man ſie nicht länger am Orte dulden wollte, zu den Miſſionaren auf die Bergſtation Abeih, dem nun zweitwichtigſten Poſten, für eine Zeit lang ihre Zuflucht

nahmen. Mancher Sturm der Verfolgung hat ſeitdem die kleine Schaar geſichtet und zum Theil auch gelichtet, und noch der Jahresbericht der Geſellſchaft von 1848 redet von allerhand Plackereien, die man ſich trotz des ſtrengen Schutzbefehls von Seiten des Paſcha unter dem Scheine des Rechts zu erlauben pflegte.

Dieß denn iſt die Geſchichte der nordamerikaniſchen Miſſion auf dem Libanon in ihren Grundzügen bis zu meinem Aufenthalte daſelbſt. Sie trägt etwas an ſich von dem Charakter der Gebirge, an und auf denen ſie ihren Verlauf gehabt hat. Hier, wie dort, ein jäher Wechſel zwiſchen langen rauhen Pfaden, kleinen, grünen Oaſen und lieblichen Fernſichten. Wie aber über dem Libanon mit all ſeinen mannigfaltigen Anſichten ſich ein unwandelbarer Himmel wölbt, ſo hat auch über der Miſſion auf dem Libanon trotz aller Wechſelfälle bis jetzt Gottes unwandelbare Treue gewaltet.

17 Arbeiter, — der Arzt, der Drucker, und 5 Nationalgehülfen eingerechnet, — waren gegen Ende des Jahres 1849 auf drei Hauptſtationen regelmäßig und auf einigen Nebenpoſten mehr gelegentlich beſchäftigt. Die Namen der Hauptſtationen ſind Beirut, Abeih, auf einem gegen 2000 Fuß hohen Abhang des Libanon, etwa ſechs Stunden von Beirut, und Aleppo.

Die aus den Eingebornen geſammelte Gemeinde zu Beirut, die ſich im Jahre 1847 förmlich organiſirte, zählte 15 bis 18 Glieder. Noch fehlte ihr ein eigentlicher Paſtor aus den Eingebornen; die Miſſionare verſahen den arabiſchen Gottesdienſt; doch hielten auch zuweilen Eingeborne einfache Vorträge. Die übrigen Stationen hatten noch keine eigentliche Gemeinde aufzuweiſen. Unter den ſechszehn proteſtantiſch geſinnten Eingebornen zu Hasbeya waren nur drei eigentliche Glieder der Kirche.

In den gewöhnlichen Schulen, deren Zahl ſehr dem Wechſel

unterworfen iſt, wurden gegen 200 Kinder unterrichtet. Davon waren im Jahre 1847 etwa 2 Drittel Druſen und die Hälfte Mädchen. Es beſtand auch eine kleine weibliche Koſtſchule, und etwa ſeit drei Jahren eine höhere Unterrichtsanſtalt für junge Leute, deren Zahl noch gering war, mit 4 Klaſſen. Von dieſem allgemeinen „academical Seminary“, wie es die Miſſionare nennen, iſt das beſondere „theological Seminary“ zur Ausbildung eingeborner Catecheten, Lehrer und Prediger, das zur Zeit nur erſt zwei Zöglinge hatte, verſchieden. Die Anſtalt ſelbſt befindet ſich zu Abeih; ſie erfreut ſich der friſcheſten Bergluft und der herrlichſten Ausſicht auf das Meer. Zwei der Miſſionare erzogen auch eine kleine Anzahl von Mädchen in ihrem Hauſe. Dieſe machten in ihrer halb fränkiſchen Libanonstracht einen freundlichen Eindruck. Sie hatten das Hauptcharakteriſticum der Landestracht, das vom Schleier umwundene Horn auf der Stirn, abgelegt.

Zu Beirut iſt eine Preſſe fort und fort beſchäftigt. Vielerlei Arten von Schriften gehen aus ihr hervor: Schulbücher, Theile der h. Schrift, Tractate (z. B. „Ueber das Werk des h. Geiſtes“ von E. Smith) und apologetiſch-polemiſche Sachen (z. B. „Gegen das Papſtthum“, von einem Eingebornen). Miſſionar Smith, wie es ſcheint der tüchtigſte und maßgebendſte aller dortigen Miſſionare, arbeitete an einer neuen arabiſchen Bibelüberſetzung. Sämmtliche vorgefundene Bibelüberſetzungen gehen bloß auf die Septuaginta, Peſchito oder Vulgata zurück, und ihr Stil nimmt ſich, abgeſehen von Unrichtigkeiten und Unverſtändlichkeiten, dem Koran gegenüber jämmerlich aus. Die erſte rohe Uebertragung beſorgte ein Maronit; Miſſionar Smith verbeſſerte ſie und ließ ſie eben von einem arabiſchen Gelehrten durchleſen. Weiter dann ſollte ſie unter allen Miſſionaren im Lande den Kreislauf machen und zuletzt noch dem Biſchof Gobat vorgelegt werden. Auf dieſe Weiſe, hoffte man, werde ſie dereinſt am leich-

teſten zur allgemeinen Geltung und Annahme unter den Miſſionaren gelangen. Noch aber war das erſte Buch Moſis nicht vollendet.

Die Hauptwege und Mittel, deren ſich die Miſſionare bedienen, um den Herzen der Eingebornen das Evangelium nahe zu bringen, ſind vier: Oeffentliche Predigt, vertrauliches Geſpräch, Schriftenverbreitung und Schulen. Ich habe die Schulen zuletzt genannt, weil, wie mir Hr. Smith verſicherte, die Schulen „keinen hervorſtechenden Zug" (no prominent feature) in ihrer Miſſion bilden, — eine Erklärung, die mich inſofern, überraſchte, als nach dem Urtheil eines ſehr verſtändigen Mannes in Beirut, der die nordamerikaniſche Miſſion kennt und ſchätzt, gerade die Schulen, und faſt nur die Schulen, von Bedeutung ſind. Leider waren noch viele derſelben in den Händen von Leuten, die, im eignen Herzen leer, den Religionsſtoff den Kindern bloß in's Gedächtniß zu prägen und höchſtens ein wenig geſchichtlich zu erläutern vermochten. Die Miſſionare ſelbſt beklagten dieſen Uebelſtand und ſchrieben es hauptſächlich ihm zu, daß bis jetzt die Schulen in der Hauptſache noch ſo wenig ausrichteten. Die in denſelben gebrauchten Leſebücher ſind außer der Schrift: Bunyan's Pilgerreiſe, die Nachahmung Chriſti von Thomas a Kempis, das Werk des h. Geiſtes von Smith, und Gellaudots Kinderbuch über die Seele.

Ueber die Verbreitung von Schriften ſprechen ſich die Miſſionare in einem Berichte aus den dreißiger Jahren ſo aus. „Die Verbreitung kleiner chriſtlicher Schriften ſcheint in dieſem Lande einem wahren Bedürfniß zu entſprechen. Es iſt aus der Erfahrung erwieſen, daß in dieſen Gegenden wenigſtens die bloße Verbreitung der h. Schrift nicht den gewünſchten Erfolg hat. Es ſind ſeit zehn und zwölf Jahren in allen Theilen des Landes, von Aleppo bis Hebron und Gaza, Bücher der h. Schrift in großer Anzahl verbreitet worden, und doch iſt ſeitdem unſers Wiſſens keine einzige

Seele dadurch bekehrt worden.“ Miſſionar Smith aber geht in ſeiner „Abſchiedsbitte“ mit Recht noch einen Schritt weiter, indem er ſagt: „Die Wirkſamkeit der Druckerpreſſe müßte gänzlich fehl ſchlagen, ſobald man die Vertheilung chriſtlicher Schriften als das Miſſionswerk ſelbſt und nicht als ein bloßes Hülfsmittel betrachten wollte, dem der lebendige Einfluß und die perſönliche Anregungskraft des Boten Chriſti zur Seite gehen muß.“ Damals fehlte es leider noch an tauglichen Leuten unter den Eingebornen, die man dazu hätte brauchen können; im Jahre 1849 aber fand ich, daß mehrere eingeborne Colporteurs das Land nach allen Seiten durchwanderten und die Büchervertheilung mit dem Worte der Belehrung und der Ermahnung verbanden.

Auf das vertrauliche Geſpräch legt Miſſionar Smith in ſeiner „Abſchiedsbitte für die ſyriſche Miſſion“ aus dem Jahre 1833 größeres Gewicht, als auf die eigentliche Predigt, weil dieſe Unterrichtsweiſe dem Miſſionar den eigenthümlichen Vortheil bietet, einerſeits den vorhandenen Vorurtheilen und Irrthümern bis in den innerſten Schlupfwinkel nachgehen, andrerſeits aber die Form der Mittheilung je nach der Faſſungskraft des Hörenden einrichten zu können. Uebrigens tritt die entſchiedne Neigung des Volkes zu vertraulicher Unterhaltung, die, beiläufig! unſre Reiſe im hieſigen Lande oft genug verſpätigt und verlängert hat, dieſer Unterrichtsweiſe faſt eben ſo fördernd als hindernd entgegen; iſt es doch ſehr ſchwer, ihre maßloſe Frag- und Redſeligkeit ſtets in der rechten Richtung zu erhalten.

Auch die eigentliche Predigt war je länger je mehr in den Gang gekommen. Auf allen Hauptſtationen fanden arabiſche Predigten regelmäßig und auf den Nebenſtationen gelegentlich ſtatt. Ich ſah nur die kleine einfache Kapelle auf der Bergſtation Abeih. Ein Vorhang ſondert, orientaliſcher Sitte gemäß, die weibliche Zuhörer-

ſchaft von der männlichen. Die Predigten wurden von den Eingebornen mehr oder minder beſucht.

„Das eigentliche Ziel unſrer Miſſionsarbeit in dieſer Gegend", ſo ſprach ſich Smith ſchon im Jahre 1833 aus, „beſteht darin, dem faulen Baume des Muhamedanismus die Axt an die Wurzel zu legen." Daß aber die Miſſion ihr Augenmerk zunächſt auf die chriſtliche und auf die nicht muhamedaniſche Druſenbevölkerung richtete, und noch richtet, hatte und hat einerſeits ſeinen Grund darin, daß das muhamedaniſche Staatsgeſetz jeden Muslim, der zum Chriſtenthum übertritt, mit dem Tod bedrohet, andrerſeits darin, daß man die alten Chriſtengemeinden, denen alles Salz abhanden gekommen iſt, vor allen Dingen wieder zu ſcheinenden Städten auf dem Berge machen möchte, um dann ſie, die bisher nur als „Steine des Anſtoßes" in dem Wege lagen, wo möglich zu thätigen Mitgehülfinnen am Evangelio zu haben. Die Miſſionare in Syrien und Paläſtina glaubten übrigens ſchon die erſten Anzeichen einer nahenden Reformation für die alten Chriſtenkirchen des Morgenlandes, und zwar namentlich in den proteſtantiſchen Bewegungen unter den Armeniern und Neſtorianern, deutlich zu ſehen. Die Einſichtigern unter ihnen läugneten freilich nicht, daß dieſe Bewegungen mit wenigen Ausnahmen mehr verneinender Art ſeien und ſahen daher auf die in Malta ſeit kurzem in's Leben getretene Anſtalt zur Ausbildung eingeborner Prediger mit der beſondern Hoffnung hin, daß dieſelbe dazu dienen werde, zu ſeiner Zeit die nöthigen Volkslehrer zu liefern. Die türkiſche Regierung ſelbſt war dieſen proteſtantiſchen Bewegungen inſofern zu Hülfe gekommen, als ſie im Frühling des Jahres eine ſtrenge Ordre zum Schutze der orientaliſchen Chriſten, die zum Proteſtantismus übertreten, an alle Paſchas und eine demgemäße nachdrückliche Zurechtweiſung an die orientaliſchen Patriarchen hatte ergehen laſſen.

Das hauptſächlichſte innere Hinderniß iſt bei dem Druſen ſeine

Chamäleonsnatur. Er wechſelt die Religion wie ein Kleid, hängt aber dabei den Mantel ſtets nach dem Winde. Dabei iſt er ſo glatt wie ein Aal. Legſt du ihm die chriſtlichen Heilslehren an's Herz, ſo verſichert er mit ſcheinbarem Wohlgefallen, daß das Chriſtenthum ganz mit ſeiner Religion ſtimme. Dieſe Doppelnatur von Chamäleon und Aal iſt denn die Urſache, daß der Miſſionar meiſt nach einem Schatten greift.

Der orientaliſche Chriſt bietet eine andere Schwierigkeit. Sein ganzes Religionsſyſtem gleicht einem ungeheuren Feigenbaum, der nichts als Blätter treibt. Der Ceremoniendienſt, eine ſo läſtige Bürde er auch iſt, erweiſt ſich in andrer Beziehung doch zugleich als ein weiches Lager, weil man dabei von Lorbeern eignen Verdienſtes bequem träumen kann. Uebrigens hält man ſich durch zum Theil ganz eitle Seitenfragen, die man haufenweiſe als Schanze aufwirft, das Wort der Wahrheit möglichſt fern vom Leibe.

Der Muhamedaner endlich tritt dem Miſſionar von vorn herein mit der Miene angeerbter Verachtung entgegen. Sein Widerwille gegen die Dreieinigkeit und die Menſchwerdung Gottes iſt ihm ſo gründlich eingeprägt, daß er ſich nicht gern die Mühe nimmt, auch nur ein Wort darüber zu verlieren. Dazu kommt, daß er das Chriſtenthum nur in ſeiner verdorbnen Geſtalt kennt, der Bilderdienſt ihm aber ein Gräuel iſt.

Zu dieſen innern Hinderniſſen kamen damals auch äußere. Noch immer kochte die gegenſeitige Feindſchaft in den Herzen der Druſen und Maroniten fort und machte ſich auch in gelegentlichen Ausbrüchen Luft. So ſollten ſeit dem letzten Kriege ſchon wieder etwa 100 gegenſeitige Morde vorgefallen ſein. Daß ein ſolcher Zuſtand der Dinge für die Blüthe der nordamerikaniſchen Miſſion, die ja grade unter dieſen beiden Völkerſchaften ihre Hauptzweige treibt, nichts andres als ein giftiger Mehlthau ſein konnte, liegt auf der Hand.

Die hauptſächlichſten gegneriſchen Perſönlichkeiten waren vor allen Dingen der maronitiſche Patriarch und der von ihm gegängelte maronitiſche Emir, ſo wie der griechiſche Patriarch, der, ſeitdem es in Damascus zu gähren angefangen hatte, gewaltig ſchnaubte. Dieſen Gegnern waren jedoch durch die oben erwähnte Ordre vom Frühling des Jahres die Hände gebunden.

Neuerlich hatte auch der Paſcha, offenbar unter fremdem Einfluß, die nordamerikaniſche Miſſion ein wenig zu necken angefangen. Es erſchien plötzlich eine großherrliche Verordnung, nach der alle im türkiſchen Reiche gedruckten Schriften einer Cenſur zu unterwerfen waren, eine Verordnung, die, wie die Miſſionare meinen, nur auf ſie gemünzt war, indem außer ihnen Niemand in dieſer Angelegenheit vor den Paſcha citirt wurde. Die Miſſionare, die ſich nicht eher zu fügen entſchloſſen waren, als bis ſie die allgemein lautende Verordnung auch allgemein gehandhabt ſähen, frugen um die Urſache an, warum grade ihre Druckerei, die ſchon ſo lange unter den Augen der türkiſchen Regierung beſtehe, ja auch von der Regierung ſelbſt von Zeit zu Zeit benutzt worden ſei, dieſe Beſchränkung erleiden ſolle. Wunderlicher Weiſe gab man ihnen zu verſtehen, daß die Sprüche Salomos, die aus ihrer Preſſe hervorgegangen, ein ſtaatsgefährliches Buch ſeien. Vermuthlich aber hatte man die eben erſcheinende Schrift über das Papſtthum, deren ich bereits gedacht habe, im Sinne, und wenn dieſe Vermuthung richtig iſt, ſo bleibt auch kaum ein Zweifel übrig über die Richtung, aus welcher die ganze Sache kam.

Die nordamerikaniſche Miſſion im Libanon iſt eine presbyterianiſche. Gobat hält eine Miſſion mit presbyterianiſcher Verfaſſung zu einem erfolgreichen Wirken unter den Druſen für ganz beſonders geeignet, indem dieſelben auf religiöſem Gebiet gar keine Ceremonien hätten, in politiſcher Beziehung aber an eine ſo zu

ſagen presbyterianiſche Regierung durch ihre Scheikhs, die ſich bei allen Nationalfragen zu gemeinſamer Berathung vereinigen, gewöhnt wären. Dieſe offenbar flüchtige Bemerkung verliert für die nordamerikaniſche Miſſion auf dem Libanon ſchon dadurch an Bedeutung, daß die Druſen die Aufmerkſamkeit der Miſſionare nicht ausſchließlich, ja nicht einmal vorwiegend in Anſpruch nehmen.

Die nordamerikaniſche Miſſion iſt ferner eine reformirte. Brod und Wein im heiligen Abendmahl z. B. ſind ihr bloße Sinnbilder und Erinnerungszeichen (Types and memorials. Siehe Miss. Herald 1848, 4, 126).

Als reformirte Miſſion aber leidet ſie auch an zwei Gebrechen, die dem Reformirtenthum anhängen, — an altteſtamentlichem Weſen, namentlich an Sabbathismus und Ueberſchätzung der proteſtantiſchen Verneinung.

Sie unterſcheidet als amerikaniſche Miſſion, die faſt ſtets mit methodiſtiſchen Elementen mehr oder weniger verſetzt iſt, zwiſchen weiterer und engerer Gemeinſchaft, und ſpricht demnach von members of the congregation, und von members of the church; die erſtern kommen bloß zur Anhörung des Worts, die letztern werden auch zum heiligen Abendmahl zugelaſſen. So gehörten von den fünf eingebornen Lehrern nur Zwei und von den ſechszehn Proteſtanten zu Hasbeya nur Drei zur engern Gemeinſchaft.

Robinſon, der auf ſeiner Reiſe in Paläſtina und Syrien ſehr viel mit den nordamerikaniſchen Miſſionaren verkehrte, ſagt in ſeinem „Paläſtina etc.“ I., 374: „Es mag hier nicht am unrechten Orte ſein zu erwähnen, daß die Abſicht der amerikaniſchen Miſſion in Syrien und andern Theilen der Levante nicht dahin geht, die Mitglieder der morgenländiſchen Kirchen von dieſen abzuziehen und zum Proteſtantismus zu führen; ſondern lediglich dahin, ſolche zur Erkenntniß und zum Glauben an die evangeliſchen Wahrheiten zu er-

57695

wecken ..... in der Hoffnung, daß ſolchergeſtalt erleuchtete Individuen, wenn ſie im Schooße ihrer eignen Kirche bleiben, nach und nach ſelbſt die Werkzeuge werden mögen, in jene Kirche Leben und Kraft und eine Liebe zur Wahrheit zu ergießen, vor der die verſchiedenen Geſtalten des Irrthums und Aberglaubens von ſelbſt verſchwinden werden..... Dieſer Weg iſt nicht ohne lange Erfahrung und viel Ueberlegung eingeſchlagen worden, und die Miſſionare ſind alle nur Einer Meinung in Bezug darauf. Er hat jedoch von Perſonen von geringerer Erfahrung ſowohl daheim als draußen ſtarken Widerſpruch gefunden und auch jetzt iſt die Stimme des Tadels wohl noch nicht ganz verhallt."

Wenn Robinſon die Meinung der Miſſionare richtig aufgefaßt und wiedergegeben hat — und daran iſt wohl nach Allem kaum zu zweifeln — ſo haben dieſelben ihre Praxis ſeitdem durchaus geändert. Davon giebt der eben vorher beſprochne Grundſatz in Bezug auf weitere und engere Gemeinſchaft, davon giebt auch die ſeit 1847 förmlich organiſirte Gemeinde zu Beirut hinlängliches Zeugniß. Vielleicht, daß der frühere Mangel an bedeutendern Erfolgen die Miſſionare jenem falſchen Grundſatz, als deſſen Vertheidiger Robinſon glaubte auftreten zu müſſen, unvermerkt geneigt machte; vielleicht auch, daß ſie ihn nur für die erſte Zeit wollten feſtgehalten wiſſen. So viel wenigſtens iſt gewiß, daß die Beiruter Proteſtanten die Nothwendigkeit, ſich zu einer beſondern Gemeinſchaft zuſammenzuſchließen, klar einſahen und daß auch die Miſſionare ihrem Organiſationsplan mit Freuden zuſtimmten und ihnen nur den Rath gaben, ſich mit der Wahl eines eingebornen Paſtors nicht zu übereilen.

Ich muß übrigens noch bemerken, daß die Beiruter Proteſtanten, ganz dem Hauptcharakter des American Board gemäß, deſſen Hauptkern die Congregationalliſten bilden, ſich als „unabhängige evangeliſche Kirche" (independent evangelical church) erklär-

ten, ſich jedoch für die erſte Zeit noch den Rath und Beiſtand der Miſſionare erbaten.

Soll ich nun noch zum Schluß mein Urtheil über die nordamerikaniſche Miſſion im Libanon kurz zuſammenfaſſen, ſo lautet es ſo:

Obgleich ich nicht leugnen kann, daß die früher geleſenen Berichte mich mehr erwarten ließen, als ich in der Wirklichkeit, meiſt in Uebereinſtimmung mit den eignen mündlichen Mittheilungen der Miſſionare, gefunden habe, ſo darf ich doch auch nicht verhehlen, daß mir die Miſſion, abgeſehen von einzelnen ſchon namhaft gemachten, zum großen Theil mit confeſſionellen Eigenthümlichkeiten zuſammenhangenden Mängeln, eine im Ganzen geſunde zu ſein ſcheint. Auch bin ich es der Wahrheit ſchuldig, hier ausdrücklich zu bemerken, daß ich über den redlichen Eifer der nordamerikaniſchen Miſſionare im Ganzen an Ort und Stelle nur Eine Stimme gehört habe, und zwar auch von Solchen, die entweder von Miſſion im Allgemeinen, oder doch von gewiſſen Miſſionen nicht viel halten.

Vom Libanon nach Sidon.

Wie die Ruhe in dem weichen Bett, die uns nach langer Zeit zum erſten Male wieder zu Theil wurde, und die freundliche Zuſprache unſrer lieben Gaſtfreunde ſo wohl gethan hatte! Neue Kräfte hatten ſich in Leib und Seele geſammelt und das Gefühl derſelben ſtimmte zu Preis und Dank gegen Den, der „dem Müden Kraft giebt und Stärke genug dem Unvermögenden.“ Aber es lag auch eine ziemlich beſchwerliche Tagereiſe vor uns; denn die Libanonsſtraße, die wir heute paſſiren ſollten, war nur wenig bereiſt, und dazu ging es faſt in einem fort bergab.

Gegen neun Uhr brachen wir in Gottes Namen auf, begleitet von einem Bauernknaben, der uns den ſchwer zu beſchreibenden und noch ſchwerer zu findenden Pfad zeigen ſollte, — wenn hier von einem Pfade überhaupt die Rede ſein konnte. Mein Pferd ſtolperte ſchon nach den erſten paar Schritten. Ein ſchlimmer Anfang; aber noch lange nicht der ſchlimmſte Weg. Bald war an kein Reiten mehr zu denken. Wir ſtiegen eilends ab und gingen zu Fuß. Die letzten Spuren des Anbaus verſchwanden; öde, kahle Steinmaſſen lagerten ſich um uns her, und die Straße, wenn man's ſo nennen darf, war endlich kaum noch für den Menſchenfuß wegſam; wollte man ſich ohne Gefahr umſehen, ſo mußte man eben ſtehen bleiben.

Dennoch trieb uns die überhandnehmende Mattigkeit von Zeit zu Zeit auf das Pferd. Einmal war jede Spur eines Pfades verſchwunden, und vor uns lag ein ſteiler Felſen mit hohen, glatten

Absätzen, die fast gar keinen Halt für den klammernden Fuß zu bieten schienen. Unsre Pferde klommen in weitausgeholten Bogen mit kurzen Schritten langsam, langsam daran hinauf, natürlich unter stetem Gleiten und Stolpern. Da war es wohl die rechte Zeit an den Spruch des Psalmensängers zu denken: „Rosse helfen auch nicht und ihre große Stärke errettet nicht“ und an den andern, der gleich darauf folgt: „Des Herrn Auge siehet auf die, so ihn fürchten, die auf seine Güte hoffen, daß er ihre Seele errette vom Tode.“ Und der Herr half treulich durch; doch sollte ich wenigstens bald darauf die Schrecken der Todesgefahr auf ein paar Augenblicke kosten. Mein Pferd nämlich war auf eine falsche Fährte gerathen. Die übrigen waren bereits voraus. Plötzlich brach der Weg ab, und da er eben nur so breit war, daß das Pferd mit Mühe die Füße setzen konnte, so war an ein Umlenken nicht zu denken. Das Pferd blieb rathlos stehen. Ein eiskalter Schauer überlief mich, als ich in den klaffenden Abgrund auf der einen Seite hinab, und an den jähen Felsen auf der andern Seite hinaufschaute. Nachdem jedoch der erste Schwindel vorüber und die volle Geistesgegenwart zurückgekehrt war, rief ich den Dragoman, den ich noch vor Kurzem hatte vor mir hinreiten sehen, so laut, als es die Rücksicht auf das Pferd, das ich um keinen Preis scheu machen durfte, erlauben wollte. Glücklicherweise hörte er meinen Ruf. Er sprang zur Hilfe herbei und zog das ängstliche Pferd die steilen Felsabsätze hinan.

Wie froh waren wir, als endlich der letzte Vorsprung des Libanon erreicht war. Schon lange hatten wir keinen grünen Baum mehr gesehen; der harte Fels zeugte nur niedriges Gestrüpp, das die Sommersonne obendrein vollkommen ausgedörrt hatte: nun winkte uns aus der Ebene her eine dunkelgrüne Oase. Schon lange war uns in diesen „Steinklüften der Kaninchen“ (Ps. 104, 18) kein menschliches Wesen mehr begegnet; das hie und da vom Feuer an-

geſengte Geſtrüpp hatte uns nur gezeigt, daß wir nicht die erſten und einzigen Wandrer in dieſer Gegend waren: nun ſahen wir wieder den Menſchen „an ſeine Arbeit und an ſein Ackerwerk“ gehen.

Der Mittag war bereits vorüber, als wir, obſchon hungrig und durſtig, mit wankenden Knieen und mit brennenden Fußſohlen, doch mit vergnügtem Sinne, in die ſchattige Oaſe einlenkten. Es dauerte nicht lange, ſo durchritten wir den Damur, den Tamyras der Alten, der nordöſtlich von der alten Druſenhauptſtadt Deir el Kamar herkommt und in der Regenzeit oft plötzlich ſo anſchwillt, daß, wie erzählt wird, Reiſende, die mit dem Pferde durchſetzen wollten, hinweggeſchwemmt wurden. Die Ruinen einer Brücke zu unſrer Linken gaben Zeugniß von der Gewalt des reißenden Winterſtroms.

Um halb drei Uhr ſtiegen wir in dem Khan Naby Yunas, das iſt in dem „Wirthshaus zum Propheten Jonas“ ab. Ein „Wirthshaus?“ wird mancher Leſer fragen; ich denke, es giebt dort zu Lande keine Wirthshäuſer; und dann „zum Propheten Jonas?“ Die Sache iſt die. Eben weil es keine eigentlichen Wirthshäuſer giebt, ſo hat man an den gangbarſten Landſtraßen von Strecke zu Strecke eine Art Obdach aus Steinen errichtet, wo man außer Schatten und Waſſer, wenn's gut trifft, auch Brod und Früchte, vornehmlich aber eine Taſſe ſchwarzen Kaffes haben kann, und will Jemand da bleiben, ſo iſt es ihm unverwehrt, ſein Zelt in der Nähe aufzuſchlagen; doch wird er dann wohl thun, den Wirth ſelbſt, damit er nicht von ihm beſtohlen werde, zum Wächter zu beſtellen. Manche Khans ſind ſogar zum Logiren eingerichtet, d. h. ſie ſind ſo geräumig, daß der Reiſende in den leeren Hallen derſelben ſchlafen kann, nur daß er, wenn er nicht ſein Gaſtbett mitbringt, mit dem bloßen Steinboden vorlieb zu nehmen hat. Der Khan nun, in dem wir einſprachen, iſt von der erſtern Art. Den Namen

des Propheten Jonas aber hat er von dem dicht dabei liegenden Monument, womit die Muſelmänner die Stelle geſchmückt haben, wo der Sage nach der Prophet Jonas von dem Fiſche ausgeſpieen wurde (Jon. 2, 11). Der Inhaber dieſes ſonderbaren Gaſthofes war übrigens ſehr aufmerkſam. Wir fanden, als wir abſtiegen, bereits eine Matte für uns hingebreitet; bald kamen auch ſchöne Trauben, und endlich ſehr ſtarker Kaffe.

Eine Bergſchlucht in der Nähe von jenem Khan führt zu mehrern Felſengräbern, davon eines mit einem ſchlafenden Löwen verziert iſt. Uns lockten ſie nicht von der behaglichen Matte. Bei einem Abſtecher dorthin ſtieß Dr. Wilſon auf eine große Anzahl ſchwarzer Zelte, die ſich von denen der Beduinen durchaus unterſchieden. Es waren Zigeuner, die bekanntlich aus Indien ſtammen, und zwar am wahrſcheinlichſten aus dem Nordweſten. Der Zuſammenhang ihrer Sprache mit der indiſchen iſt ſchon längſt nachgewieſen worden. Dennoch muß es Wunder nehmen, daß Dr. Wilſon, der in Bombay als Miſſionar der ſchottiſchen Freikirche arbeitet, die Mundart dieſes — wer weiß, ſeit wie vielen Jahrhunderten — verſprengten Häufleins „vollkommen verſtändlich“ fand.

Wir konnten leider der Ruhe nicht lange pflegen. Wir mußten noch nach Sidon, wohin wir unſer Zelt ſammt Gepäck von Beirut aus vorweggeſchickt hatten. Wir ſaßen daher bald wieder auf und ritten, wie ſchon vorher, abwechſelnd an felſigen Vorſprüngen und auf ſandigen Flächen dahin, und zwar auf den letztern manchmal ſo dicht am Meere, daß die brauſenden Wellen uns auf mehrere Schritte hin umſpülten.

Um halb ſechs Uhr zeigten ſich die reichen Fruchtgärten, die ſich von Sidon aus eine halbe Stunde weit in die Ebene herein und bis an den Fuß der benachbarten Berge erſtrecken. Wir überſchritten abermals einen Fluß, den Auly, der ebenfalls auf dem

Libanon entſpringt und mit ſeinem „Born lebendigen Waſſers“ (Hohel. 4, 15) die Haine tränkt, die ſich zu unſrer Linken als ein grüner Streifen hinzogen. Es iſt ein breiter und tiefer Strom, über den eine alte, von Fakhr ed Din gebaute Brücke führt. Eine Heerde Gazellen ſprang in einiger Entfernung munter umher, und auch mein Pferd, der nahen Raſt gewiß, fing an zu traben. Eben als die Sonne ihren letzten Strahl auf das vor uns liegende Sidon warf, langten wir bei unſerm langerſehnten Lagerplatze an.

Unſer Haus von Leinwand, das wir bereits gebaut fanden, nahm uns in ſeinen engen, aber traulichen Schooß auf. Wir ſetzten uns jedoch bald hinaus, um den ſchönen kühlen Abend und die raſch verblaſſende Abendanſicht noch ein paar Minuten lang zu genießen. Unter unſern Füßen hatten wir den reinen, weichen Meeresſand; dicht im Rücken die mauerumſchloßnen Gärten Sidons mit überragenden Bäumen; vor unſern Augen das ſtets ſich dunkler färbende Mittelmeer, das uns mit einem ſanften Lüftchen erquickte; zu unſrer Rechten die ſchmale ſandige Ebne, über die wir gekommen waren, und zu unſrer Linken die verwittwete, jetzt kaum von 5 bis 6000 Seelen bewohnte, älteſte Handelsſtadt der Welt, die fürſtliche Mutter des königlichen Tyrus, mit zwei gewaltigen Caſtellen, deren eines auf einem Felſen weit draußen im Meere liegt, und durch neun Brückenbogen mit dem Nordende der Stadt zuſammenhängt. Leider ließ der bekannte Druſenhäuptling Fakhr ed Din den geräumigen Hafen, in welchem ſonſt 50 Galeeren Platz hatten, der Türken wegen verſchütten; es können daher ſeit jener Zeit nur Boote einlaufen; alle größern Schiffe müſſen außerhalb des eigentlichen Hafens, den Nordwinden preisgegeben, Anker werfen. Dort lagen denn auch jetzt einige Schiffe vor Anker und erinnerten an die frühere Herrlichkeit, die jener Fakhr ed Din zu Anfang des 17. Jahrhunderts trotz des verſchütteten Hafens bis zu einem gewiſſen Grade

wieder zu erneuern gewußt hatte. Unter dem Schutze dieſes klugen Druſenemirs nämlich, der ja bekanntlich ſich ſelbſt für einen Sprößling franzöſiſcher Ahnen ausgab, errichteten die Franzoſen ſo bedeutende Factoreien in Sidon, daß ihr Handelsverkehr mit dieſer Stadt und ihrer Nachbarſchaft den Großherrn jährlich um 200,000 Kronen reicher machte. Und damit war, beiläufig geſagt, auch der Grund zu dem franzöſiſchen Protectorat über die römiſch-katholiſche Chriſtenheit in dem heiligen Lande gelegt. Der franzöſiſche Conſul in Sidon mußte alljährlich zu Oſtern die heilige Stadt beſuchen, und über die heiligen Orte und die lateiniſchen Klöſter ſeine ſchützende Hand breiten.

Es dauerte nicht lange, ſo warf die hereinbrechende Nacht ihren Schleier über die intereſſante Stadt, die auch ihre zweite Herrlichkeit ſchon ſeit längerer Zeit wieder eingebüßt hat und zwar an das glücklichere Beirut. Je weniger aber dem Auge geboten wurde, um ſo lebendiger wurden die Bilder der Vorzeit. Dort alſo landete der große Heidenapoſtel, da er nach Welſchland ſchiffte, und ließ ſich „von ſeinen guten Freunden pflegen" (Apoſtelgeſch. 27, 1—3). Uns war es nicht ſo gut geworden; wir kannten auch nicht eine einzige Seele in der wildfremden Stadt, vor deren Thoren Miethlinge unſer Nachtlager auf dem Meeresſande zubereitet hatten. Wie aber die hehre Geſtalt des Heidenapoſtels vor das Auge des Geiſtes trat, ſo ſcholl auch zugleich das Wort des Herrn in das Ohr deſſelben: „Wehe dir, Chorazin! Wehe dir, Bethſaida! Wären ſolche Thaten in Tyro und Sidon geſchehen, als bei euch geſchehen ſind, ſie hätten vor Zeiten im Sack und in der Aſche Buße gethan!" (Matth. 11, 21.)

Wir begaben uns bald zur Ruhe, und trotz des ungewohnten Lagers, trotz des zu unſern Füßen brauſenden Meeres, trotz des an unſerm Zelte rüttelnden Windes und des darüber hinpraſſelnden Regenſchauers ſchliefen wir doch endlich ein.

Von Sidon nach Ras el Ain bei Tyrus.

Als wir uns am andern Morgen neu gestärkt erhoben, fanden wir unsre Araber noch in guter Ruhe. Da hatten wir Muße genug, uns die „Wittwe" Sidon, die wir nur erst im Nachtgewande gesehen hatten, nun auch in dem freundlichern Morgengewande zu schauen. Endlich um sieben Uhr war Alles zur Weiterreise fertig. Unser Weg führte uns zuerst durch einige Straßen der Stadt, die in der That einen bessern Eindruck machten, als wir erwartet hatten; allenthalben Spuren von Rührigkeit und Wohlstand. Wir schickten unsern Dragoman auf den Bazar, und dieser kehrte bald mit einem Korbe voll der schönsten Trauben und Feigen zurück. Unsre Araber nahmen ihn sogleich in Beschlag und boten uns großmüthiger Weise auch von dem Inhalt desselben an. Darauf gings durch schöne grüne Laubgänge, die uns *nun in natura* etwas von dem Reichthum an Früchten zeigten, deren sich Sidon noch immer rühmt. Ein vorübergehender junger Sidonier brach ein paar grüne Reitgerten heraus und machte sie uns mit freundlicher Miene zum Geschenk.

Der Charakter des Wegs, den wir heute passirten, läßt sich in ein paar Worte zusammenfassen. Eine zum Theil unbebaute, zum Theil bereits abgeerntete und daher bald mit stachligen Disteln und niedrem Gestrüpp, bald mit dürren Stoppeln dünnbedeckte Ebene breitete sich wellenförmig zu unsern Füßen aus, und obgleich zur Linken die Berge zuweilen ziemlich nahe an das Meer heran-

traten, ſo legte ſich doch nur Ein Felſenvorſprung in unſern Weg; auch verloren wir das Meer zur Rechten, auf dem wir zuweilen ein Schiff mit widrigem Winde kämpfen ſahen, nie ganz aus den Augen. Nimm nun noch hinzu, daß die einförmige Oede mitunter von einem blaßgrünen Baumwollenfelde, von einem halbverſiegten Bache mit reichen, roth blühenden Oleanderſträuchern, von einem friſchen Quell mit dunkelgrünen Bäumen unterbrochen und durch ſchwarze, mit weißen Schaafen gemiſchte Ziegen- und braune Kuhheerden belebt wurde, ſo haſt du ein ziemlich vollſtändiges Bild der phöniciſchen Ebne in dieſer Jahreszeit.

An einer jener Quellen, deren grüner Segen von der dürren Umgebung ſo lieblich abſticht, machten wir nach einem Ritt von drei Stunden Halt. Sie heißt bei den Eingebornen Ain el Barak, die „Segensquelle". Das klare friſche Waſſer derſelben ergoß ſich ſtark ſtrömend in ein ſorgfältig gemauertes Becken; ſtämmige Bäume breiteten ſich wie zum Schutze darüber; ein dunkler Garten ſchloß ſich daran, und in der reichlich beſchatteten Niederung ruheten muntre Heerden. Allein dieſer „Segensort" ſollte mir, nicht ohne eigne Schuld, für dieſen Tag zum Unſegen werden. Ich trank des erquicklichen Waſſers zu viel, und die von Sidon mitgenommenen Früchte, die zu den geprieſenſten des Landes gehören, halfen das Uebel mehren.

In der Nähe des kleinen elenden Khans El-Khadhr (der arabiſche Name des h. Georg), den wir nach einer Stunde erreichten, erblickten wir das ziemlich bedeutende Dorf Surafend auf einer faſt vereinzelten Höhe, etwa eine halbe Stunde links von unſerm Wege. Dieſes Surafend iſt offenbar das altteſtamentliche Zarpath (1 Kön. 17, 9) und das neuteſtamentliche Sarepta (Luc. 4, 26). Hieher in dieſe noch vom waſſerreichen Libanon getränkte Gegend kam Elias, nachdem der Bach Krith, „der gegen den Jordan fleußt," ver-

trocknet war, und bat die Wittwe um „ein wenig Waſſer“ und dann auch „um einen Biſſen Brod;“ hier ließ er ſich auf des Herrn Geheiß bis gegen das Ende der großen Dürre nieder, und „das Mehl im Kad ward nicht verzehrt, und dem Oelkruge mangelte nichts;“ hier maß er ſich dreimal über dem todten Kinde ſeiner gottesfürchtigen Hauswirthin, und gab es ihr lebendig wieder.

Elias und die Wittwe und das Kind, das war die eine heilige Gruppe der Vorzeit, die aus einem der vielen Dörfer, welche die benachbarten Höhen beleben, auf uns herabſchaute. Aber wo ſollten wir die andre heilige Gruppe ſuchen, nämlich den Herrn ſelbſt, wie ihm das kananäiſche Weib glaubensmuthig nachſchreit und die durch ihr anhaltendes Geſchrei beläſtigten Jünger ſich an dem glaubenprüfenden Zögern des Herrn ärgern? Auch auf den dorfreichen Höhen zu unſrer Linken oder in der jetzt dorfleeren Ebne zu unſern Füßen? Die Schrift berichtet blos, daß dies Ereigniß in der Gegend von Tyrus und Sidon vorfiel. (Matth. 15, 21 — 28). Aber eben dieſe Unbeſtimmtheit hatte für mich einen beſondern Reiz. Die altteſtamentliche Gruppe blieb bald dahinten; die neuteſtamentliche aber folgte mir auf dem ganzen Wege zwiſchen Tyrus und Sidon, eine ſtille, liebe Begleitung, und das Wort des Herrn: „Weib, dein Glaube iſt groß!“ tönte mir fort und fort in die Ohren.

Sollte doch mein eigner Glaube bald ein wenig geprüft werden. Das Uebel, das ich mir an der „Segensquelle“ zugezogen hatte, verſchlimmerte ſich von Viertelſtunde zu Viertelſtunde. Zwar zeigte ſich ſchon gegen ein Uhr das in's Meer vorſpringende Cap, wo die alte Meerbeherrſcherin Tyrus ihr ſtolzes Haupt erhob; aber noch galt es einen vier- bis fünfſtündigen Ritt bis Tyrus ſelbſt und dann noch einen einſtündigen bis zu unſerm nächſten Lagerplatze, dem waſſerreichen Ras el Ain, und ich konnte mich ſchon jetzt kaum

auf dem Pferde halten. Der Herr aber ließ mich nicht über Vermögen verſucht werden.

Zwiſchen zwei und drei Uhr gelangten wir an den vollſtrömenden Nahr el Kaſimijeh, d. i. Fluß der Theilung. Dieſer Strom ſcheidet zuerſt als El-Litany, wahrſcheinlich der Leontes der Alten, den Süden des großen Thals El-Bukaa zwiſchen dem Libanon und Antilibanon in zwei ziemlich gleiche Hälften, und bricht ſich dann durch eine Bergſchlucht an dem Südende des Libanon einen Weg nach dem Meere. Dieß iſt der letzte jener vielen Bergſtröme, die das Schneewaſſer des höhern Gebirgs durch tiefe Querthäler zu der buchtenreichen Küſte Phöniziens hinabführen und einſt die fruchtbarſten Terraſſen, Flächen und Delta's hervorzauberten. Er bildet jetzt die Theilungslinie zwiſchen Belad eſh Schukif, das wir ſo eben durchwandert hatten, und dem vor uns liegenden Belad Besharah, einem hauptſächlich von Metawileh bewohnten Gebiete. Dieſe Metawileh ſind eine Muslimſecte, die in der Lehre von den perſiſchen Schiiten wenig abweichen, im Leben aber ſich hauptſächlich dadurch auszeichnen, daß ſie nur mit Genoſſen ihres Glaubens eſſen und trinken wollen und jedes Gefäß, woraus ein Chriſt getrunken hat, zerbrechen.

Wir ritten über eine ſchöne Brücke mit hochgewölbtem Bogen und kamen an dem alten verfallenen Khan vorbei, in deſſen Nähe Robinſons Leute ein Neſt mit Eiern fanden, und weil ſich Niemand ſehen ließ, für die herausgenommenen Eier Geld in das Neſt legten. Bald drauf ſprengte die reitende Poſt in vollem Galopp an uns vorüber, die jede Mittwoch früh von Beirut abgeht, und ſchon den Sonnabend Abend in Jeruſalem anlangt. Wir blickten ihr mit um ſo größerm Intereſſe nach, da wir wußten, daß das Felleiſen unter anderm auch einen Brief enthielt, in welchem der preußiſche Conſul von Beirut unſre Ankunft in Jeruſalem vorweg meldete.

Da mein Unwohlſein noch immer zunahm, ſo entſchloſſen wir

uns, den graden Weg nach Ras el Ain einzuſchlagen, und das elende Sur, das jetzt auf der Stelle des „luſtigen" (Jeſ. 23, 9) Tyrus liegt, rechts liegen zu laſſen. Wir waren übrigens nahe genug, um die Halbinſel in Augenſchein zu nehmen, die ſich, kaum eine Viertelſtunde breit, faſt eine halbe Stunde in das Meer hineinſtreckt, und ſo auch das heutige Sur, wenn nicht zu einer Stadt, ſo doch zu einem Städtchen „mitten im Meere" macht (Ezech. 27, 25). Sie, die ſich rühmte, „die allerſchönſte" (Ez. 27, 3) zu ſein, deren Kaufleute „Fürſten" (Jeſ. 23, 8) waren, iſt nun zu einem bloßen „Fels" geworden und „zu einem Wehr, darauf man die Fiſchgarne aufſpannt," (Ez. 26, 4. 5); und obſchon wir die gefallene Königin der Meere nur von ferne ſahen, ſo viel ſahen wir doch, um die Wahrheit der prophetiſchen Frage: „Iſt das eure fröhliche Stadt, die ſich ihres Alters rühmete?" ſo wie die des prophetiſchen Ausrufs: „Wer hätte das gemeinet, daß es Tyro, der Krone, ſo gehen ſollte!" (Jeſ. 23, 7. 8) vollſtändig zu empfinden. Iſt doch von aller ihrer luſtigen Pracht nichts übrig geblieben, als ein paar von „großen Waſſern" (Ez. 26, 19) bedeckte Grundmauern und Granitſäulen. Aber ach! ihre „Waare, Kaufleute, Händler, Fergen, Schiffherrn, und die, ſo die Schiffe machen, und ihre Handthierer und alle ihre Kriegsleute, und alles Volk in ihr" (Ez. 27, 27), wo ſind ſie geblieben!

Tyrus ziemlich grade gegenüber kamen wir vor einer runden, einſamen, mit dem weißen Grabe eines Muslimheiligen geſchmückten Höhe vorbei, bis wohin die alte Waſſerleitung, die Tyrus und die im Oſten von Tyrus liegende Ebne mit dem verſorgt, was in den hieſigen Landen der allerkoſtbarſte Schatz iſt, von Ras el Ain her in einem ziemlichen Bogen heraufkommt. Die Geſtalt der Gegend war wie durch Zauberſchlag verändert; das friſcheſte Grün umfing uns und die beſchwerliche Tagereiſe hätte kaum ein genußreicheres Ende gewinnen können, wenn mein ſtets wachſendes Unwohlſein nicht

dazwiſchen getreten wäre. Um ſechs Uhr endlich erreichten wir Ras el Ain, welches buchſtäblich der Quell des geſammten Naturſegens für Tyrus und Umgegend iſt. Ich warf mich möglichſt ſchnell auf die ausgebreitete Matte; ein wenn auch kurzer und ſchreckhafter Schlummer erquickte mich, die innere Glut legte ſich, und nachdem eine Taſſe warmen Kamillenthees ihre Wirkung gethan hatte, war ich wieder ſo weit gekräftigt, daß ich mich des ſchönen majeſtätiſchen Baums erfreuen konnte, unter welchem das unterdeß vollſtändig aufgebaute Zelt ſtand.

Zu dem dreifachen Sauſen, das uns auf unſerm geſtrigen Nachtlager zu Sidon umgeben hatte, geſellte ſich heute noch ein zweifaches. Der mächtige Baum, der ſeine Arme über uns ausbreitete, rauſchte gewaltig, noch gewaltiger aber die Waſſerleitungen in unſrer nächſten Nähe. Ras el Ain nämlich heißt „Quellenhaupt," denn hier ſind reich und ſtark ſtrömende Quellen, und vier alte, von hohen dicken Mauern umgebne Behälter faſſen den ganzen Waſſerreichthum zuſammen, und geben ihn an die Waſſerleitungen ab, die theils benachbarte Gärten, theils das etwa eine Stunde entfernte Tyrus ſammt ſeiner öſtlichen Ebne reichlich tränken. Wenn nun auch mit dem im Hohen Liede erwähnten „Brunnen lebendiger Waſſer," die vom Libanon fließen (Hohel. 4, 15), nicht grade die Waſſerleitungen von Ras el Ain, die noch dazu römiſches Gepräge tragen, gemeint ſind, ſo unterliegt es doch keinem Zweifel, daß ſchon Alt-Tyrus durch ähnliche Waſſerleitungen aus derſelben Quelle verſorgt wurde, und wer will nun beſtimmen, in wie weit die frühern Bauwerke von den Römern benutzt wurden. Als Salmanaſſar die Belagerung von Inſel-Tyrus aufhob, ſo hinterließ er Wachen, um die Einwohner der Stadt von den Waſſerleitungen abzuſperren, ſo daß ſie ſich fünf Jahre lang mit dem Waſſer begnügen mußten, das ihnen die gegrabnen Brunnen lieferten. So viel wenigſtens wiſſen wir aus dem jüdiſchen Geſchichtſchreiber Joſephus gewiß.

Von Tyrus über Acca nach dem Karmel.

Des andern Morgens um halb sieben Uhr brachen wir auf und sagten dem hochstämmigen, breitästigen, dichtlaubigen Baume, der den nächtlichen Regenschauer von dem armen leinenen Hause getreulich abgehalten hatte, ein fast wehmüthiges Lebewohl, besonders ich, der ich in der vergangnen Nacht die schwere Aufgabe, bis zum nächsten Morgen leidlich gesund zu werden, mit Gottes Hülfe zu lösen gehabt hatte. Nun, Gott Lob! ich saß mit frischem Muthe auf und ritt sogar voraus. Doch gebührt alles Lob in Bezug auf den letzten Punkt meinem Pferde, das sich heute erst nicht halten ließ, dann sich geradezu legte, und zwar so sanft, daß ich ganz bequem absteigen konnte. Kaum war ich herunter, so sprang es in wildem Entsetzen auf, und rannte spornstreichs durch die weite Ebne, so daß bald alle unsre Leute, die sonst nicht die raschesten waren, ihre Füße aufboten, um es wieder einzufangen.

Nach zwei Stunden waren wir am Ende der Tyrischen Ebne. Das Vorgebirge Ras el Abiad, dessen weißes Gestein uns schon aus der Ferne den Namen desselben erklärt hatte — Ras el Abiad heißt nämlich „weißes Vorgebirge" — lag zu unsren Füßen. Da gab es wieder zu klimmen und zu klettern, und ich war im Hinblick auf mein allzumuthiges Pferd fast froh darüber. Die von Alexander, dem dritten Belagerer und ersten Eroberer von Insel-Tyrus, angelegte Felsenstraße wand sich in weiten Bogen daran hinauf; es

wollte uns aber ſcheinen, als ob ſeitdem nie eine nachbeſſernde Hand darüber gekommen wäre, ſo rauh, beſchwerlich und gefährlich war der Paß, und wenn man darüber hinunter in das Meer ſah, das mit furchtbarem Getöſe an die ſteilen Felſen brandete, ſo konnte es einem wol ſchwindeln. Nachdem wir um halb zehn Uhr an einer hübſchen, friſchen, grünbewachsnen Fontaine in der nächſten Niederung einige Minuten Halt gemacht hatten, paſſirten wir noch drei andre größere Felsvorſprünge und kamen gegen Mittag auf der ſogenannten Tyriſchen Leiter an. Vor uns breitete ſich eine neue Ebne aus, die Ebne von Acca, die ſich von hier bis zum Fuß des Karmel zieht. Wir fanden es trotz der Mittagsglut rathſam, dieſe Felſenleiter zu Fuß hinabzuklimmen.

Nach einigen Stunden gelangten wir zu weitausgedehnten Gartenanlagen, aus denen uns ſchmucke Citronenbäume mit ihrem glänzenden Grün freundlich anſahen. Grade gegenüber zu unſrer Rechten lag Sib, das alte Achſib, das dem Stamme Aſſer zugefallen war, aber von ihm, wie Acca, Sidon und manche andre phöniciſche Stadt, nicht erobert wurde. (Joſ. 19, 29. Richt. 1, 31). Noch ſpäter ſahen wir links eine ungeheure Waſſerleitung durch die Ebne hinlaufen; grüne Gärten mit netten Landhäuſern, unter welchen uns unſre Muckarin auch das des berühmten Abdallah-Paſcha zeigten, umgaben uns links und rechts, und geputzte und ungeputzte Leute kamen uns auf Kamelen, Pferden und Eſeln in großer Menge entgegen, alles Zeichen, daß Acca, unſer heutiger Raſtort, nicht mehr gar fern war. Nicht lange, ſo zeigte ſich die ſchmutzige, ſchlechtgebaute Stadt ſelbſt. Noch ritten wir unter einem einſamen ruinenhaften Bogen hindurch, der, wie andre umherliegende Trümmer, wahrſcheinlich einer alten Waſſerleitung angehört hatte, jetzt aber, von Schlingpflanzen dicht bewachſen und mit einem zierlichen Bäumchen geſchmückt, ſich faſt wie ein Triumphbogen ausnahm. Nur

noch einige zehn Minuten und wir ſchlugen unſer Zelt dicht vor dem Thore Accas am Strande des Meeres auf. Es war etwa fünf Uhr, als wir abſaßen.

Dicht neben unſerm Zelt war die Blüthe der männlichen Jugend aus Acca verſammelt. Denn hier ſtand ein Kaffehaus. Aber was für eins! Eine Lehmhütte, die ſich vorn in eine Art Schuppen öffnete! Der Schuppen ruhte auf einfachen Pfählen, und war theils mit zerſtücktem Mattenwerk, theils mit dürren Aeſten überdeckt. Dennoch war ſchon der europäiſche Luxus auch in dieſes ſonderbare Kaffehaus eingedrungen; die Gäſte ſaßen auf einer Art ganz niedriger Schemel.

Wir waren übrigens froh, als die Sonne unterging. Denn da wurde das Thor der altberühmten Stadt nach orientaliſcher Sitte geſchloſſen, und die Kaffegäſte, die uns durch ihr ungezogenes Hereingaffen in das Zelt ſehr beläſtigt hatten, eilten hinweg.

Zu unſrer Rechten lag denn alſo das alte, ſchickſalsreiche Acca (in der Schrift auch Ptolemais genannt), der Ort des heiligen Landes, den die Pilger zur Zeit der Kreuzzüge zuerſt betraten, und den die Kreuzfahrer zuletzt behaupteten. Hier mußte Napoleon im Jahre 1799 vor der überlegnen Kriegskunſt des Engländers Sidney Smith weichen; hier öffnete ſich Ibrahim Paſcha im Jahre 1832 nach ſechsmonatlicher Belagerung den Weg in das heilige Land; hier wurde auch im Jahre 1840, wo europäiſche Politik das heilige Land wieder in die Hände des unduldſamen Türken legte, der Hauptangriff der türkiſchen Macht gethan. Hier endlich, und das war die älteſte, ſchönſte und friedlichſte Erinnerung, die ſich für uns an Acca knüpfte, hier landete der Heidenapoſtel auf ſeiner letzten Reiſe nach Jeruſalem, wo „Bande und Trübſal" ſeiner warteten, von demſelben Tyrus her, aus deſſen Nähe wir heute zu Lande gekommen waren, und „grüßte die Brüder und blieb einen Tag bei ihnen." (Apoſtelgeſch. 21, 7.)

Der Hafen, der vor uns lag, feſſelte mit ſeinen ſechs bis ſieben kleinen Schiffen unſre Aufmerkſamkeit nur wenig; deſto mehr aber der auf der gegenüberliegenden Seite des weiten Meerbuſens ſich hinziehende Karmel. Wie eine hochgelegne Warte ſchaut er in's Mittelmeer hinaus und der Ausdruck des Hohen Liedes „Dein Haupt ſtehet auf dir wie Karmel" (7, 5) iſt um ſo bezeichnender, als er von allen Vorgebirgen des gelobten Landes am weiteſten in's Meer vorſpringt, und ſo als das bedeutendſte Cap gewiſſermaßen das Haupt deſſelben bildet.

Als wir am folgenden Morgen vor die Thür des Zeltes traten, ſahen wir einige Schritte von uns dicht an der Stadtmauer eine ungeheure Karawane lagern, ein buntes Gemiſch von Menſchen, Kamelen, Pferden und Eſeln. Hier ſtreckte ſich noch Einer ſchläfrig auf den ausgebreiteten Mantel, dort ſattelte ein Andrer ſein Thier, ein Dritter ſaß auf und ein Vierter bot Lebensmittel feil.

Wir beſichtigten nun auch das Innere der zum Theil mit doppelten Mauern wohlbefeſtigten Stadt, die ſchon ſeit langer Zeit als der Schlüſſel Syriens gegolten hat. Ein ſtarker Schlüſſel mit ziemlich „krauſem" Bart! Uns wollte es in den engen, unangenehmen Räumen der Stadt mit ihren zum Theil noch unangenehmern Erinnerungen nicht lange gefallen.

Gegen 7 Uhr machten wir uns vorweg auf den Weg und laſen, an dem ſchönen Meerbuſen von Acca hinwandelnd, hie und da eine niedliche Muſchel auf. Nach einem Viertelſtündchen kamen auch unſere Thiere.

Wir durchritten bald den berühmten Belus, an deſſen Ufern das Glas erfunden wurde. Sein Waſſer war faſt reißend. Den ſchlammigen Geſchmack deſſelben hatten wir ſchon den Abend zuvor ſattſam in Erfahrung gebracht, jetzt ſahen wir auch den reinen, feinen,

aus dem Meere dünenartig hineingespülten Sand, der noch im Mittelalter zur Glasbereitung nach Genua und Venedig geführt wurde.

Ueberhaupt zeichnete sich der flache Strand des Meerbusens, den wir umritten, durch den allerfeinsten Sand aus. Aber die Meereswellen arbeiteten auch gewaltig daran umher. Sie spülten oft 20 bis 30 Schritte herauf, und wenn sie sich dann zurückzogen, so waren sie von dem mitgenommnen feinen Sande ganz gelblich gefärbt. Pickende Vögel flogen in einem weg vor uns her und wurden oft von den daher brausenden Wellen überrascht. Wir selbst aber geriethen zuweilen mittenhinein in die spritzenden Fluthen.

So sah es zu unsrer Rechten aus. Zu unsrer Linken aber zogen sich spärlich bewachsne Sandhügel in trauriger Oede hin, und dahinter die eigenthümlich gestalteten Berge. Endlich tauchte hier und da eine Palme auf, und eine lange, lange Karawane von Beduinen entwickelte sich in einiger Entfernung. Beim Kison, „dem Bach der Vorwelt," der hier in das Mittelmeer mündet, trafen wir mit den Söhnen der Wüste zusammen. Einer derselben ließ sich bewegen, das Pferd meiner Frau beim Zügel zu fassen und es durch die kniehohen Fluthen zu leiten, die so reißend waren, daß man dabei wol an Richt. 5, 21 denken mochte, wo es von dem erschlagnen Heer des Feldhauptmanns Sissera heißt: „Der Bach Kison wälzete sie, der Bach Kedumim, der Bach Kison."

Nachdem wir so den Kison nicht ohne Schwierigkeit durchritten hatten, mischte sich unser Zug theilweise mit der Karawane der Beduinen. Ich ritt mitten unter sie hinein, um mir die malerischen, sonneverbrannten Gestalten dieser Söhne der Wüste genauer anzusehen. Mein freundlicher Gruß wurde mit freundlichem Lachen, wobei sie die weißen Zähne zeigten, von allen Seiten erwiedert.

Gegen halb elf kamen wir nach dem Städtchen Haifa, das schon auf einem Abhang des Karmel liegt. Enge Straßen, die

hier und da von darüberhingebreiteten Waaren oder darüberweg gelagerten Kameelen gradezu unwegsam gemacht wurden, legten unsrer Neigung, die schmutzige Stadt möglichst schnell zu durcheilen, bedeutende Hindernisse in den Weg. Wir waren sehr froh, als wir zum Thore hinaus in die schöne Fläche hineinritten, die, beschattet von prächtigen Oel- und Johannisbrotbäumen, sich im Rücken der Stadt ausbreitet.

Bald waren wir für diesen Tag am Ziele unsrer Reise. Das Eliaskloster, wo wir bis zum nächsten Morgen rasten wollten, winkte uns von der luftigen Höhe des Karmel. Wir lenkten ein auf den steilen, aber von europäischer Hand gebesserten Fußpfad, der in einer kleinen halben Stunde hinaufführt. Dichtes Gebüsch mit duftigen Pflanzen und Blumen — „der Schmuck Karmels" (Jes. 35, 2) umfing uns, noch ehe wir den Gipfel erreichten. Dort oben aber öffnete uns das gastfreundliche Kloster seine kühlen Hallen sammt Küche, Keller und Gastzimmer.

Der Klosterbruder, der die Fremden zu versorgen hat, gab uns alsbald zu verstehen, wir seien an „bösem Tage" gekommen, — indem sie Fasttag hätten. Wir fanden aber, daß die Leutchen sich nicht übel zu helfen wissen. Das mittelländische Meer, das zu den Füßen des Klosters spielt, sendet ihnen in der Fastennoth zu den Eiern seine Fische als Aushülfe. Diese wurden uns denn auch in dreierlei Gestalt vorgesetzt, und jede derselben machte dem Küchenmeister alle Ehre. Dazu kam ein treffliches Glas Cyperwein und eine der besten Wassermelonen zum Nachtische. So ließ sich der „böse Tag" schon überstehen.

Dagegen fanden wir die alten und neuen Klosterlegenden, womit uns die guten Mönche nachher traktirten, ziemlich unschmackhaft. Die hehren Gestalten des Elias und des Elisa nahmen sich in dem zarten Duft der biblischen Geschichte viel besser aus, als in den all-

zu dicken Farben der klöſterlichen Sage. Ich eilte daher aus der ſchmucken Kirche in der Mitte des zweiſtöckigen Hauptgebäudes, in welcher die Eliasgrotte gezeigt wird, ſobald als möglich auf das Dach des Hauſes. Von dort ſchweift der Blick weit aus über die Küſten des Mittelmeers nach Acca im Norden und nach Joppe im Süden, ſo wie über „das gute Gebirge," deſſen mannichfaltige Gruppen das heilige Land nach allen Seiten durchſetzen.

Eine ſtille trauliche Umgebung. Ganz hinten links ein ummauerter Weinberg, in welchem die guten Mönche ſicherlich lieber arbeiten, als in dem Weinberg, davon Matth. 20 geſchrieben ſteht. In dem blühenden Kloſtergarten ſpielte eine zahme Gazelle.

Man führte uns auch in das neue Gebäude, das zur Aufnahme levantiniſcher Pilger, ſowie armer deutſcher Katholiken beſtimmt iſt. Es vertrat damals zugleich die Stelle eines Magazins, und ſchloß eine Mühle und eine Preſſe (aber keine Druckerpreſſe!) in ſich.

Zu allerletzt zeigte man uns noch die wohlverſehne Kloſterapotheke und gab uns bei dieſer Gelegenheit auch von den Tropfen zu koſten, die man aus den würzigen Karmelkräutern zubereitet.

Als wir uns leiblich und geiſtig müde am Abend zur Ruhe legten, wirkten die Erinnerungen der Vorzeit, verbunden mit den Eindrücken des Tages, wie „eine ausgeſchüttete Salbe," — halb erregend und halb beruhigend auf mich ein und verſchafften mir einen etwas verſpäteten, aber dann auch um ſo ſüßern Schlummer.

Vom Karmel nach Nazareth.

Unſre Raſt in dem gaſtfreundlichen Kloſter war nur von kurzer Dauer. Ehe wir daſſelbe verließen, hatten wir noch Gelegenheit, den greiſen Battiſta kennen zu lernen, der ſich vor mehreren Jahren unter andern auch in Leipzig und Dresden ſehen ließ, um für eine Erweiterung des von ihm geſtifteten Hospizes auch unter den Proteſtanten Beiträge zu ſammeln. Er, ein ächter Römer an Sprache und Haltung, präſidirte bei einem unſrer Mahle und commandirte von Zeit zu Zeit mit wahrhaft dictatoriſcher Stimme: Mangi, mangi Signora! (Eſſen Sie, Eſſen Sie, Madame.)

Ein Mann von ſeltner Willenskraft, dieſer Battiſta.

Als Buonoparte vor Saint Jean d'Acre (Acca) lag, öffnete das Eliaskloſter auf dem Karmel, das, von St. Baſilius und ſeinen Nachfolgern geregelt, zur Zeit der Kreuzfahrer das griechiſche Ritual mit dem römiſchen vertauſcht hatte, ſeine Thore auch den Verwundeten und den Sterbenden. Kaum aber hatten die Türken geſiegt, ſo ſtürmten ſie auf den Karmel hinauf, zerſtreuten die Mönche, mordeten die verwundeten Franzoſen und ließen von dem Kloſter nichts als verwüſtete Mauern übrig.

In dieſem Zuſtande fand Battiſta das Kloſter, als er von ſeinem Ordensgeneral mit der Weiſung, ſich über die zum Wiederaufbau deſſelben nöthigen Mittel in's Klare zu ſetzen, hierher

geſchickt wurde. Er kam nur, um Augenzeuge der gründlichſten Zerſtörung zu ſein. Abdallah Paſcha nämlich, der damals für die Pforte im heiligen Lande commandirte, machte den türkiſchen Miniſter bange, die Feinde des Halbmonds möchten ſich der Kloſterruine als Feſtung bedienen, und dieſer, deſſen Chriſtenhaß in Folge der griechiſchen Aufſtände nur gewachſen war, gab ohne Weiteres ſeine Einwilligung zur Tilgung auch der letzten Ueberreſte.

Battiſta ließ ſich jedoch nicht entmuthigen. Er wußte ſich durch franzöſiſchen Einfluß im Jahre 1826 einen großherrlichen Firman zum Wiederaufbau des Kloſters zu verſchaffen, und noch in demſelben Jahre entwarf er, auf den Ueberbleibſeln einer byzantiniſchen Säule ſitzend, den Bauplan, zu deſſen Ausführung er 350,000 Francs bedurfte. Zur Aufbringung dieſer Summe durchreiſte er, obgleich zwiſchen 50 und 60 Jahren alt, faſt die eine Halbkugel der Erde; elfmal ging er leer aus und elfmal kehrte er, mit Liebesgaben beladen, auf den Karmel heim. Endlich ſtand das Kloſter fertig da; es hatte 500,000 Francs gekoſtet. Aber der reiſige Battiſta hatte noch immer keine Ruhe. Er machte ſich nochmals auf den Weg; denn er wünſchte dem Kloſter noch ein anderes Gebäude hinzuzufügen und um das Ganze eine Mauer zum Schutze der Mönche und der Pilgrime vor wilden Thieren zu ziehen.

Auch dieſes zweite Gebäude fand ich, wie bereits erzählt, vollendet, freilich ganz unbedeutend; die Mauer „wider die wilden Thiere" glaubte ich in einer niedrigen Gartenmauer erkennen zu müſſen.

Doch es wird Zeit, daß wir uns von dem langbärtigen Römer trennen, deſſen Kraftcharakter und Krafterſcheinung zur Vorſteherſchaft an einem Kloſter des heiligen Elias vortrefflich ſtimmt.

Wir hatten uns ſchon am Abend zuvor verabſchiedet; dennoch kamen wir am andern Morgen nicht vor ſieben Uhr vom Kloſter fort, das auch für unſre Araber ſeine Reize hatte.

Fröhlicher als je zogen wir dießmal unsre Straße; sollten wir doch schon am Abend an dem Orte ruhen, wo der Herr als Kind und Jüngling seinen Aeltern unterthan war, — in Nazareth.

Ein kaum entwirrbarer Knäuel von Menschen, Kamelen und Waaren hielt uns in Haifa abermals länger als wir wünschten auf. Unser Weg führte zuerst längs dem Karmel hin, dessen grünbewachsne Schluchten Auge und Herz anfrischten. Das 18. Kapitel im 1. Buch der Könige begleitete uns. Hier ein graues Dörflein mit fruchtbaren Gärten, dort eine abgeerntete Ebene, hier ein dünnschattiger Oelbaumhain, dort eine luftige Tenne mit Dreschmaschinen, geschäftigen Thieren und Menschen, — so ging es fort, bis wir nach etwa $2\frac{1}{2}$ Stunde abermals den Kison dicht zur Linken erblickten. Noch 10 Minuten und der Karmel, von dem wir uns eine Zeit lang immer weiter entfernt hatten, trat so dicht an den altberühmten Fluß heran, daß ich mir sagen mußte: Da droben könnte wohl die Höhe sein, wo das Feuer des Herrn auf das Opfer Eliä fiel und hier unten die Stelle, wohin Elias die Baalspriester führte, um sie zu schlachten (1 Kön. 18). Nachdem wir das fast trockne Bett des Kison gegen 10 Uhr durchschritten hatten, ließen uns unsre Leute wider unsern Willen querfeldein über Distel- und Baumwollenfelder reiten, und so gelangten wir in weniger als einer Stunde an den von Acca herüberstreifenden Hügelzug, der so gleichmäßig mit Baumgruppen besetzt ist, daß ihm die dazwischen hervorschauenden Steinmassen ein ganz eigenthümliches, ich möchte sagen, buntscheckiges Ansehn geben. Hier machten wir für 10 Minuten Halt. Eine schwarze Ziegenheerde weidete in einiger Entfernung; wir ließen uns frische Milch holen — ein rechter Labetrunk. Bald darauf ging's einen kahlen Hügel hinan, und dann senkte sich der Weg in das enge Königsthal mit seinen kugelförmigen Hügeln und seinen kräftigen Steineichen hinab. Das war so träu-

meriſch lieblich, daß mir der Herr im Frieden ſeiner heiligen Kindheit allenthalben entgegentrat, zumal da ich Nazareth näher glaubte, als es wirklich war, und mir daher der Gedanke immer wieder in den Sinn kam, es möchte wohl das Kindesauge des Herrn gar oft auf dieſen Umgebungen geruht und ſein kindlicher Fuß hier gewandelt haben. Die von Herrn Spittler in Baſel hauptſächlich für Anſiedelungsverſuche nach Jeruſalem geſandten jungen Männer haben, wenn ich nicht irre, dieſe Gegend als zur Anſiedelung beſonders geeignet hervorgehoben, und ich könnte mir in der That nichts Herrlicheres denken, als wenn hier eine gottſelige deutſche Colonie ſich niederließe, und in dieſen Thälern eine „Stadt auf den Bergen" würde. Allein die Freunde in Deutſchland, die der Miſſion im heiligen Lande in dieſer Weiſe zu dienen begehren, und ich weiß, es giebt deren manche, ſollten Dreierlei wohl bedenken; erſtens: daß es ſehr ſchwer iſt, eine wahrhaft gottſelige Colonie zuſammenzubringen und in chriſtlicher Eintracht zuſammenzuhalten; zweitens: daß es noch gar nicht ausgemacht iſt, wie ſich die türkiſche Regierung zu ganzen Schaaren chriſtlicher Anſiedler ſtellen würde; drittens: daß man von dem Einfluß einer chriſtlichen Colonie auf eine Muhamedaniſche Bevölkerung, wie die Paläſtinas, und unter den obwaltenden Umſtänden, auch im beſten Falle nicht viel erwarten dürfe.

Um 12 Uhr endlich thaten wir von der letzten vorgelagerten Höhe, auf welcher ein Beduinenhaufe campirte, den erſten Blick in das Innere des gelobten Landes, an deſſen Saum wir bisher umhergereiſt waren. Ein Theil der berühmten Ebne Jeſreel breitete ſich, von Bergen umkränzt, zu unſern Füßen aus, zu damaliger Jahreszeit freilich eine dürre, unerquickliche Fläche, von der hinweg das Auge ſich gern auf die fernen Berge flüchtete. Dazu geſellte ſich ein andrer Uebelſtand. Unſre Pferde wurden bald ſo von Fliegenſchwärmen geplagt, daß ihre Beine zu langſam fortwandeln-

den Oelſtampfen wurden und wir es zuletzt für gerathen hielten, uns trotz der brennenden Hitze den eignen Beinen anzuvertrauen. Da unſer fahrläſſiger Dragoman auch nicht die geringſten Vorräthe an Lebensmitteln für dieſen Tag mitgenommen hatte, ſo wurde uns das Gehen doppelt ſauer. Erſt nach $2^1/_2$ Stunden umgaben uns wieder Hügel zu beiden Seiten; ein enger Hohlweg ſchloß uns bald darauf ein, und eine wunderliebliche Oaſe von einigen ſchattigen Bäumen im Grunde lud uns, doch vergeblich, zum Bleiben ein. Der Hohlweg erweiterte ſich zu einem windungsreichen Thale, deſſen Ende wir mit Sehnſucht entgegenſahen; wir hofften ja, es ſollte uns unmittelbar in das ſtille Nazareth hineinführen. Allein nach einer Stunde gings wieder rechts den Berg hinan und bald ſprach uns der kegelförmige Tabor, der uns nun zum erſten Male aus vielen andern ſeines Gleichen unverkennbar entgegen trat, neuen Muth ein. Um 4 Uhr endlich führte uns ein jäher Hohlweg in den Felſenkeſſel hinab, in welchem Nazareth wie begraben liegt, und freundliche Chriſtengeſichter ſahen uns aus allen Häuſern neugierig an und grüßten uns mit einer gewiſſen Herzlichkeit und mit einer Miene, als wollten ſie ſagen: Ihr müßt nicht denken, daß wir Muslim ſind; wir ſind Chriſten, wie ihr; es wird euch bei uns gefallen.

Wie wohl war uns, daß wir in der Stadt deſſen, der nicht hatte, wo er ſein Haupt hinlegte, in dem lateiniſchen Kloſter ein heimiſches Ruheplätzchen und in dem Vorſteher des Kloſters einen treuherzigen Tyroler fanden, mit dem es ſich in jeder Beziehung Deutſch reden ließ. Der folgende Tag war der Tag des Herrn; er brachte ſüße Ruhe für Leib und Seele. Nachdem wir alle die heiligen Orte geſehen hatten, welche die oft ſehr ungereimte klöſterliche Ueberlieferung aufweiſt, eilten wir zur engen, winkligen Stadt hinaus und die freien Berge hinan, die ja unzweifelhaft dieſelben waren, wie damals, als der Herr hier wandelte. Eine große An-

zahl nazarethiſcher Frauen, und darunter einige ganz anmuthige Geſtalten, kamen uns von dem ſogenannten Marienbrunnen mit gefüllten Krügen auf den Köpfen entgegen und verfolgten mit ihrer freundlichen Zudringlichkeit meine Frau ſo lange, bis ſie den Schleier lüftete und ſich vom Kopf bis zum Fuß beſchauen ließ. Sie glaubten wohl als morgenländiſche Chriſtinnen eine Art Recht zu haben, ihrer abendländiſchen Schweſter einmal ordentlich in's Geſicht zu ſehen und — zu lachen. Sie drückten die dargebotene Hand ganz herzlich.

Angelangt auf der Höhe der ziemlich ſteilen Berge, von deren einem der wüthende Volkshaufe den Herrn hinabſtürzen wollte, — welch eine prachtvolle Ausſicht öffnete ſich da! In der Ferne und in der Nähe ein wahres Meer von Gebirgen! Im Süden die Gebirge Samarias; im Norden die Berge Safeds, jener „Stadt auf dem Berge;" im Weſten der langgeſtreckte Karmel; im Oſten die den See Genezareth umwallenden Höhenzüge; dann in nächſter Nähe der anmuthige Tabor und ein Theil des kleinen Hermon; in weiteſter Ferne aber die königliche Geſtalt des großen Hermon. Zur Linken dämmerte das Mittelmeer herüber, und ringsum lagerte ſich die zwar jetzt von allem natürlichen Grün entblößte, aber dafür im Immergrün glorreicher Erinnerung prangende Ebne Jeſreel, von deren nördlichem Ende, in einer Entfernung von etwa drei Stunden, Kana el Djelil herdämmerte, — in aller Wahrſcheinlichkeit jenes Kana in Galiläa, wo der Herr zum erſten Male ſeine Herrlichkeit offenbarte. Dicht zu Fuße endlich lag tief unten im Felſenbecken wie angeſchmiegt Nazareth, ein wahres „Veilchen Galiläas;" einzelne Oel- und Feigenbäume aber, und hie und da auch ein von dichtem Cactus eingehegter Garten belebten die grauen Wände des Felſenbeckens, während würzige Kräuter uns in nächſter Nähe ſüß umdufteten.

Abſtecher von Nazareth nach dem Tabor.

Wir hatten eigentlich im Sinne gehabt, von Nazareth aus einen Abſtecher nach Tiberias am See Genezareth zu machen. Große Hitze und Mangel an Zeit beſtimmten uns, den Plan aufzugeben und uns mit der Ausſicht auf dieſen Hauptſchauplatz der prophetiſchen Thätigkeit des Herrn vom Tabor aus zu begnügen. Wir brachen deshalb am andern Morgen nach dem Tabor auf, den die Ueberlieferung, freilich ohne gewiſſen Grund, als den Ort bezeichnet, wo der Herr in Gegenwart der drei Jünger verklärt wurde (Matth. 17). Meiſt am Rande mehr oder minder kahler Berge hinreitend, gelangten wir nach zwei Stunden an den Fuß des Tabor, der in Form eines abgeſtumpften Kegels vor uns lag und durch ſeine eigenthümliche Geſtalt allerdings den Eindruck machte, als habe er etwas ganz Beſonderes zu bedeuten. Nach einer Stunde beſchwerlichen und zum Theil gefährlichen Ritts waren wir auf dem höchſten Punkte desſelben. Der Berg iſt, je höher hinauf, um ſo dichter mit Terebinthen und Steineichen bewachſen; und der romantiſch wilde Charakter deſſelben war wol geeignet, dem müden Wandrer ein „Hier iſt gut ſein; hier laßt uns Hütten bauen!“ zu entlocken; auch ſahen wir in der That eine Hütte aus den Aeſten und Zweigen der Steineiche am Wege ſtehen. Leider wurden wir in unſerm Entzücken durch die Bemerkung unſres Dragomans, daß der Waſſerkrug, auf

deſſen Labſal wir uns ſchon lange gefreut hatten, unterwegs zerbrochen worden, für ein paar Augenblicke geſtört; aber ſiehe da, eine uralte Ciſterne ſchien alsbald den Mangel erſetzen zu wollen. Einer unſrer Leute fand ſich bereit, ſich an dem langen Gurt des Dragomans, den man durch andre Stücke ähnlicher Art noch verlängert hatte, durch die ſchmale Oeffnung in die Tiefe hinabzulaſſen, und wie groß war unſre Freude, als die gute Botſchaft dumpf wie aus einem Grabe zu uns heraufſchallte, daß ſich in einer Vertiefung der Ciſterne ſeitwärts noch einiges trinkbares Regenwaſſer befinde. Nun konnten wir unſern Durſt nach Herzensluſt ſtillen, und hätte es uns an Speiſe gefehlt, ſo hätten reichbeladne Johannisbrotbäume, die mit reifer Frucht neben uns ſtanden, uns gern von ihrer Fülle mitgetheilt.

Der Gipfel des Tabor nämlich, der etwa eine halbe Stunde in Umfang hat, iſt mit Trümmern bedeckt, an denen man die alten Mauern, Thore, Gräben und Bogen einer wohlbefeſtigten Stadt wiedererkennt. Da dieſe Ueberreſte zum Theil auf eine chriſtliche Zeit deuten, ſo wird die erſt ſpät aufgekommne Sage, die hierher die Verklärung des Herrn verlegt, doppelt zweifelhaft; — denn der Herr führete die drei Jünger „beiſeits auf einen hohen Berg" (Matth. 17, 1), — doch gewiß in der Abſicht, um zu dem heimlichen „Silberblick ſeines Lebens" keinen andern Zeugen, als die erwählten Drei, zuzulaſſen. Die lateiniſchen und griechiſchen Chriſten von Nazareth aber ſind ihrer Sache gewiß; ſie haben auf dem Gipfel des Berges ein paar ziemlich rohe Altäre, an denen ſie die Verklärung des Herrn alljährlich mit einer Meſſe feiern; auch verſäumen ſie nicht, ihren Pilgern einen kürzern oder längern Aufenthalt auf dem Gipfel des Tabor zur Gewiſſensſache zu machen.

Wir erkletterten über wilde, aber lieblich beſchattete Trümmerhaufen den freieſten Punkt und ſchaueten von da ſehnſüchtig nach dem

See Genezareth aus. Das auf der Oſtſeite dicht von Bergen umwallte Becken deſſelben lag in ſeiner ganzen Ausdehnung ſo deutlich vor uns, wie wir es nur wünſchen konnten, und an einer oder zwei Stellen ſahen wir auch über die blauen Fluthen hin, die den, der alle Dinge trägt mit ſeinem kräftigen Wort, ſo oft getragen haben und an deſſen Ufern er ſeine ganze Gottesherrlichkeit entfaltet hat.

Da es ſich hier um eine Fern- und Rundſicht handelt, die für Chriſten das höchſte Intereſſe hat, ſo will ich meine Leſer auf ein paar Augenblicke neben mich auf den freien Felsblock ſtellen, den ein üppiger Johannisbrotbaum zum Theil überſchattet. Der allernördlichſte, hochragende, in blauen Duft verſchwimmende Punkt dort iſt eben jener Hermon, der wie der 89 Pſ. (V. 13) ſagt, mit dem Tabor zugleich jauchzt im Namen Gottes. Wären wir 4 bis 5 Monate früher gekommen, ſo würde er uns in ſeiner Silberglorie von Schnee noch vornehmlicher entgegengejauchzt haben. Von dorther ſiehſt du die ſüdlichen Ausläufer des Libanongebirges weiter nach Weſten ſtreichen, und auf einer Höhe derſelben, die dem See Genezareth gerade in's Geſicht ſchaut, die Stadt Safed, auf die der Herr ſehr wohl mit Fingern weiſen konnte, als er auf dem Berge in der Nähe des Sees zu ſeinen Jüngern ſprach: „Ihr ſeid das Licht der Welt. Es mag die Stadt, die auf einem Berge liegt, nicht verborgen ſein.“ (Matth. 5, 4.) Wenden wir nun die Augen ein wenig rechts, ſo ſchimmert uns in zartem Duft ein Theil des Sees ſelbſt entgegen, auf und an welchem der Herr in den Tagen ſeines Fleiſches wandelte und lehrte, und aus dem noch zartern Duft bibliſcher Jugenderinnerungen tauchen Bilder auf, wie der ſtarkgläubige Hauptmann von Capernaum, und die tiefſinnige Maria von Magdala, und während wir den Herrn dort ſein richterliches Wehe über Bethſaida und Chorazim rufen hören, ſehen wir ihn hier bei Tiberias in der Morgendämmerung neben den gelegten Kohlen am Ufer ſtehen

und hören ihn sein barmherziges: Simon Johanna, hast du mich lieb? zu dreien Malen wie hinseufzen.

Bei den weidereichen, aber meist flachen Hochlanden von Jaulan und Basan, welche die Ostseite des Sees wie mit einer hohen Mauer umgeben, halten wir uns nicht lange auf. Aber nach dem Djebel ed Dahi, da gerade im Süden des Karmel, müssen wir noch für ein Weilchen ausschauen. Dort am nördlichen Abhang desselben siehst du den Ort, wo der Sohn der Wittwe auf das Geheiß des Herrn im Sarg sich aufrichtete, — Nain, und weiter östlich jenes Endor, wohin der verzweifelnde Saul aus dem Lager auf dem Gebirge Gilboa her, das dort über die Schulter des Djebel ed Dahi herüberblickt, in der Stille der Nacht die Todten zu fragen eilte (Samuel. 28).

Unsre Treiber ließen uns kaum Zeit, dieses Bild aller Bilder unserm Geiste gehörig einzuprägen. Die Furcht vor den Beduinen, die diesen einsamen Berggipfel gelegentlich besuchen, trieb sie zur Eile und wir mußten endlich nachgeben. Wir stiegen zu Fuß hinunter, um uns nicht von der Angst auf dem gefährlichen Pfade (wir mußten zuweilen förmlich rutschen) den Genuß verderben zu lassen, und erst am Fuß des Tabor, wo sich die Straße nach Damascus zwischen ihm und den gegenüberliegenden Höhen hindurchzieht, saßen wir wieder auf und legten den Weg bis Nazareth eben so schnell zurück, als wir gekommen waren.

Der treuherzige Prior wunderte sich schier, daß wir auf dem Rückwege vom Tabor Kefr Kenna, das klösterliche „Kana in Galiläa" nicht besucht hatten. Er hatte sich schon vorher über gewisse protestantische Forschungen, die den üppigen Klostersagen die Axt der schärfsten Kritik an die Wurzel legen, mit redseligem Mißbehagen ausgesprochen; nun mochte er mich auch selbst für einen Jünger dieser unbarmherzigen Kritik halten. Er blieb aber nach wie vor

der gutherzige Tyroler, — dem die Galle nur dann überlief, wenn er auf die grenzenloſe Unwiſſenheit der italieniſchen Mönche in Paläſtina zu reden kam.

In der Kirche der Lateiner wohnten wir dem erſten orientaliſchen Gottesdienſte bei. Die Männer in ihrer anmuthigen Tracht lagen andächtig auf den Knieen umher, während die Frauen, in weiße Gewande über und über gehüllt, ſeitwärts hinkauerten. In den kräftigen Geſang der Mönche ſcholl die Orgel ſo weich hinein, daß ſich auch ein proteſtantiſches Herz an dieſer Stätte gehoben fühlen konnte. Als uns aber nach Beendigung des Gottesdienſtes unter dem Hochaltare die Grotte gezeigt wurde, worin die Jungfrau den Gruß des Engels empfangen haben ſoll und der Mönch, der den Cicerone machte, allen Ernſtes verſicherte, daß das einſt darüber gebaute Haus der Maria von Engeln durch die Luft nach Loretto in Italien getragen worden ſei, ſo war die Erbauung am Ende.

Wir beſuchten allen kritiſchen Zweifeln zum Trotz reiſepflichtmäßigſt auch die Werkſtatt Joſephs, ſowie die Felſenplatte, daran die Sage den Herrn mit ſeinen Jüngern ſpeiſen läßt. Dicht neben der kleinen lateiniſchen Kapelle, darin die letztere zu ſehen iſt, ſteht die kleine Kirche der Maroniten. Dort waren wir zum erſten Male Zeugen einer orientaliſchen Todtenklage. Ein Prieſter betete vor dem Leichnam eines jungen Knaben, während die Männer dicht herumſtanden, die Frauen aber, etwa 20 an der Zahl, draußen vor der Kirchthüre umherſitzend ſich an die Bruſt ſchlugen, das Haar rauften, weinten und wehklagten. Hätten ſie nicht zu gleicher Zeit ihre abendländiſchen Gäſte mit allzuſichtlichem Intereſſe gemuſtert, — es hätte Einem wohl durch's Herz gehen können.

Am liebſten verweilten wir bei der ſogenannten Marienquelle, die ihren Namen wenigſtens in ſo weit mit Recht trägt, als ſicherlich auch die heilige Familie daraus getrunken hat; iſt es doch eben

eine Bergquelle und zwar die einzige in und bei Nazareth. Natürlich koſteten auch wir von dem Waſſer, das in den Tagen ſeines Fleiſches Den erquickt hat, der das Waſſer giebt, das in das ewige Leben quillt. Die Griechen ſagen, daß das der eigentliche Ort ſei, wo Maria von dem Engel gegrüßt wurde (etwa beim Waſſerſchöpfen?); die griechiſche Kirche „der Verkündigung" ſteht freilich dort. Unter ihr eben ſprudelt jene Quelle hervor. In dem Kloſter fanden wir auch einen preußiſchen Handwerksburſchen, der dort, wie ich fürchte, der Kloſterküche zu Liebe den Katholiken ſpielte. Er war ſeines Handwerks ein Tuchmacher, und hatte als ſolcher in Conſtantinopel gearbeitet. Allein die Armenier, die dort den Tuchfabriken des Sultans vorſtehen, — ſo ſagte er, — behalten den auszubezahlenden Lohn ſo lange als möglich in der Taſche, und da habe er ſich eben in halber Verzweiflung nach dem gelobten Lande aufgemacht, wo nun ſein Handwerk gar nicht betrieben werde. Alſo einer jener vielen deutſchen Zugvögel, die durch Ungarn und die Türkei in's Morgenland ſorglos hineinfliegen.

Daß wir in dem erinnerungsreichen Nazareth gern ſo lange als möglich geblieben wären, wird Niemand Wunder nehmen. Hat doch ſelbſt jenen kritiſchen Amerikaner, der ganz Paläſtina — ich möchte ſagen mit der Uhr in der Hand nach allen Richtungen ausgeſchritten hat, hier eine poetiſche Stimmung angewandelt, — als er auf dem hochgelegnen Belvedere Nazareths im Schatten eines arabiſchen Grabmahls ſaß und ſich mit einer, der allerkühnſten Kritik Trotz bietenden Gewißheit ſagen durfte: Die Quelle da unten, wo das Zelt ſteht, hat er ſicherlich oft beſucht, auch über dieſe Berge ſind ſeine Füße gewandelt; von hier hat er nach der großen Ebne hinabgeſchaut, über welche das Schlachtengetöſe ſo oft dahin gerollt war, — und dann auf das ferne Meer, auf deſſen ſchnellen Schiffen ſeine Friedensbotſchaft nun bald hinausfliegen ſollte in alle vier Winde.

Von Nazareth nach Nabulus.

Am nächsten Morgen wandten wir unser Angesicht von den Orten, wo der Herr hauptsächlich als Prophet mächtig in Wort und in That gewirkt, der Stadt zu, wo er als Hoherprieſter gelitten hat, — Jeruſalem. Man hatte uns vielfach gerathen, für die Ebene Jeſreel, die von wilden Horden durchſchwärmt wird, einige bewaffnete Kawas als Bedeckung mitzunehmen; allein der ſardiniſche Conſul, der dieſes Weges gekommen war, verſicherte uns, daß die Straße ohne Gefahr wäre, und ſo entſchloſſen wir uns leicht, die Reiſe in Gottes Namen allein zu wagen.

Ich überlaſſe es meinen Leſern ſelbſt, ſich alle die bibliſchen Ereigniſſe ins Gedächtniß zu rufen, deren Schauplatz die Ebene Jeſreel, dies große Schlachtfeld des heiligen Landes, war, und deren ſo viele und ſo mannichfaltige ſind, daß die Erinnerung daran, während wir ſo durch die menſchenleere Oede mit ihren wüſten Stoppelfeldern hinritten, dem Gedanken an irgend eine Gefahr gar keinen Raum ließ. Der kleine Hermon (Djeb e ed Dahi) und das Gebirge Gilboa begleiteten uns ſtets zur Linken. Am nördlichen Abfall des erſtern ſahen wir in der Morgenſonne den Rauch von Nain aufſteigen, wo der Herr den todten Jüngling der bekümmerten Wittwe wiedergab; weiterhin auf den ſüdlichen Ausläufern deſſelben Gebirges blickten uns die Häuſer von Sunem an, wo die reiche Frau wohnte, bei welcher Eliſa, wenn er vom benachbarten Gebirge Karmel kam, ein-

zukehren pflegte (2. Kön. 4, 8 ffg.). Endlich zeigte ſich auf einem nordweſtlichen Felsabfall des benachbarten Gebirgszugs Gilboa auch das alte Jeſreel, jetzt Zerin, mit einer Hand voll Einwohner, wo die Hunde das Fleiſch der abgöttiſchen Iſebel fraßen. (2. Kön. 9, 30 ffg.) Zwiſchen den beiden genannten Gebirgszügen, an deren einander zugekehrten Enden Saul und die Philiſter ſich gegenüberlagen, (1 Sam. 28) ſetzt ſich der Einſchnitt, der die Kiſonebne entlang vom Mittelmeere am Karmel herkommt, in einem breiten und tiefen Thale bis zum Jordan bei Beiſan (dem alten Bethſean) fort. Auch wir gingen, wie bisher alle Reiſende, an dieſem offnen Thore, welches das Mittelmeer mit dem Jordan verbindet, ſchnurſtracks vorüber, und von den Höhen Gilboas her ſcholl uns die ſchöne Freundesklage Davids nach: Ihr Berge zu Gilboa; es müſſe weder thauen, noch regnen auf euch, ... Jonathan iſt auf euren Höhen erſchlagen .... es iſt mir leid um dich, mein Bruder Jonathan, ... deine Liebe iſt mir ſonderlicher geweſen denn Frauenliebe. (2 Samuel. 1, 21.)

Schon um 12 Uhr langten wir nach einem nicht ganz ſiebenſtündigen Ritt in Dſchenin an, das ſchon am Fuße der Berge Samarias liegt, und ſchlugen unſer Zelt außen in einem ſchönen grünen Garten auf. Ein gewaltiger Baum breitete ſeine ſchattigen Aeſte darüber; klares Waſſer, das in Rinnen durch den ganzen Garten geleitet wurde, umfloß uns von allen Seiten, und bald kühlte uns auch das „Wehen des Tages" die von der ununterbrochenen Wanderung durch die ſonnige Ebene erſchöpften Glieder. Dunkler Schatten, helles Waſſer und friſche Luft: das iſt ja alles, was ſich der genügſame Morgenländer zu wünſchen weiß. Wir aber bekamen noch friſche Milch zu unſerm Kaffee, und zu unſerm Huhn mit Reis ſüße Feigen.

Am andern Morgen brachen wir um ſechs Uhr auf, und ſchon nach zwei Stunden warfen wir von den Höhen bei Kubatijeh den letzten Blick über die Ebene Jeſreel hinweg auf die Berge von Nazareth.

Nach einer guten Stunde erreichten wir Sanur, das am Ende einer dreiviertel Stunde langen Ebne liegt. Einige offenbar erſt unlängſt gebaute Häuſer und terraſſenförmige Olivenwälder auf den Bergen zur Linken ſchienen für den Fleiß und Wohlſtand der Bewohner ein gutes Zeugniß abzulegen. Noch eine andre Stunde und wir ſaßen bei einem Brunnen nieder im Schatten der Olivenpflanzungen, die ſich zu den Füßen des auf der Höhe gelegnen Dorfes Djeba ausbreiten.

Von hier aus hätte uns ein Ritt von zwei guten Stunden nach dem „in einem großen Thalbecken gelegnen ſchönen, runden, von Oliven- und Feigenbäumen bedeckten Berg" links hinübergetragen, auf welchem einſt die Hauptſtadt des Zehnſtämmereichs, die ſchöne Samaria, thronte und prangte, bis der Herr „der Biene im Lande Aſſur ziſchte, daß ſie kam und legte ſich an die trocknen Bäche, und in die Steinklüfte, und in alle Hecken und in alle Büſche." (Jeſ. 7, 17 und 2 Könige 17, 5.) Da aber unſre Zeit in Paläſtina gemeſſen war, und wir möglichſt lange in der Hauptſtadt des Landes, aus welchem das Heil gekommen iſt, (Ev. Joh. 4, 22) zu weilen wünſchten, ſo ſetzten wir unſre Reiſe auf der graden Straße nach Nabulus fort. Ich will meine Leſer mit einer umſtändlichen Schilderung des einförmigen und beſchwerlichen Weges nicht ermüden.

Enge ſteinige Thäler, die ſich ſelten einmal zu einer Ebene erweiterten, Bergkeſſel und Engpäſſe voll Felſenblöcke wechſelten mit einander, und zuletzt ging es faſt in Einem weg bergauf und bergab, und bergab und bergauf. Wir waren in den Bergen wie begraben, und ich mußte mehr als einmal daran denken, wie gerade dieſe Gegend ſo recht zum „Höhendienſt" aufforderte, darin ſich das abgöttiſche Samaria ſo ſehr hervorthat. Wir ſehnten uns meiſt vergebens nach einer freien Ausſicht, indem uns die Straße faſt nie ſo hoch auf-

wärts führte, daß wir einen Blick in die Weite genießen konnten; immer mußten wir wieder in die Tiefe hinab. Da die Ernte schon vorüber war, so konnte sich das Auge von dem todten Grau der Berge selten am frischen Grün erholen; doch begegneten wir dann und wann einem „grünen Hain“ von Oelbäumen, und schwarze Ziegen von der zierlichsten Gestalt mit langen hängenden Ohren kletterten hie und da auf den grauen Bergen umher. Gegen zwei Uhr endlich zeigten uns drei stattliche Reiter, die auf den jähesten Pfaden hinauf- und hinabsprengten, die Richtung von Nabulus, dem alten Sichem, und bald darauf erschien es selbst im Grunde eines lieblichen Thales, das sich dicht zu unsern Füßen dem Mittelmeere zuschlängelte. Unser Auge ruhte bald auf der aus weiter Ferne hell daher schimmernden Meeresfluth, bald in dem grünen Thalesgrund tief unter uns, am liebsten aber auf der immer näher rückenden Stadt, die aus dem allerdunkelsten Grün des Thales hervorsah, und deren Grau, die Farbe aller orientalischen Städte, nur dazu diente, jenes frische Grün noch mehr zu heben. Nachdem sich unser Weg noch drei Viertelstunden oft sehr steil hinabgewunden hatte und wir an dem rauhen Abhang des Ebal mehr als einmal zu stürzen in Gefahr gewesen waren, machten wir in der Nähe einer frisch sprudelnden Quelle mitten zwischen schmucken Gärten Halt, und zwar zum ersten Male auf einem Rasenplatze; und hätte uns die ungezogne Jugend Sichems ein wenig mehr Ruhe gelassen, so hätten wir uns keinen angenehmern und anziehendern Lagerplatz wünschen können. Denn dicht vor uns erhob sich jäh die nackte Gestalt des Ebal, und hinter uns zeigte sich ein Theil des nicht minder steilen Garizim; und als nun erst der Mond sein Silberlicht auf diese Umgebungen goß, und die übermüthige Jugend Sichems sich in die Thore der Stadt zurückgezogen hatte, so war es trotz der großen Ermüdung kein geringer Genuß, vor der Thür des Zeltes zu sitzen

und der Zeit zu gedenken, da die Kinder Israel sich auf die beiden einander gegenüberstehenden Berge vertheilten und bei Lesung des heiligen Gesetzes von dem Berge vor uns zum Fluche und von dem Berge hinter uns zum Segen ihr feierliches Amen erschallen ließen. (5 Mos. 27.)

Bald nach Einbruch der Nacht erhielt ich einen Besuch von einem der wenigen Samaritaner, die sich hier bis auf diesen Tag wunderbarer Weise erhalten haben. Ein blühender Jüngling beugte sich, eine brennende Laterne in der Hand, vor unserm Zelte nieder; seine schlanke Gestalt, seine anscheinend edlen Züge, sein langsamer feierlicher Ton, seine bedeutungsvollen Geberden, alles dieß zusammengenommen mit Umgebung, Tageszeit und Stimmung machten einen so eigenthümlichen Eindruck auf mich, daß ich mir fast wie ein Träumender vorkam. Er sprach hauptsächlich von ihren alten Schriften und zählte mir an meinen Fingern alle die Namen her, die unter der ältesten Handschrift prangen, und zwar zweimal und mit einer Bedächtigkeit und Feierlichkeit, als wenn es sich um das furchtbarste Geheimniß handle.

Am andern Morgen bald nach fünf Uhr holte mich mein samaritanischer Freund zu einem Ritt auf den Gipfel des Garizim ab. Der Weg wand sich zuerst durch eine grüne Schlucht; nach einer Viertelstunde aber schon hörte aller Pflanzenwuchs auf; der Pfad, von Steinen übersäet, lief steil hinan. Trotz des unfruchtbarsten Ansehens weit und breit, zeigten sich doch höher hinauf unverkennbare Spuren früherer Terrassen. Nach drei Viertelstunden etwa erreichten wir die kahle Platte des Berges, die sich zur Rechten hin einsenkt, und über Felsblöcke und Trümmer hinreitend in einer andern Viertelstunde den höchsten Punkt des Berges am östlichen Rande, auf welchem sich ein muhamedanisches Welv erhebt. Hier ist der heilige Ort der Samaritaner; hier ziehen sie noch immer vier Mal

des Jahres hinauf, um anzubeten (Joh. 4, 20). Zwei neben einander hinlaufende Reihen roher Steine bezeichnen den Ort, wo sie alljährlich sieben Passahlämmer schlachten und eine kleine, grob ausgemauerte Vertiefung dient zum Rösten des Fleisches. Mein Samaritaner zeigte mir auch in einiger Entfernung davon zwölf dicht neben einander liegende Steine, die die von den Kindern Israel aus dem Jordan „in die Herberge mit hinübergenommenen" sein sollen (Josua 4, 8), so wie die Stelle, auf der die Stiftshütte mit der Bundeslade gestanden habe und die daher noch immer als der heiligste Ort bei den Samaritanern gilt, deren Zahl er beiläufig auf 120 Seelen anschlug.

Als wir auf unserm Rückwege nahe an den Fuß des Berges gelangt waren, machte mein Samaritaner Halt und forderte mich auf, ein Gleiches zu thun. Er holte nun mit feierlicher Geberde einige alte, mit samaritanischen Schriftzügen bedeckte Pergamentblätter hervor und legte sie mit bedeutungsvoller Miene in ein Buch, das ich ihm zu tragen gegeben hatte. Sie waren für mich zum Geschenk bestimmt.

Nun ritten wir straks nach der samaritanischen Synagoge, zu der wir durch mehrere niedrige Gewölbe und durch ein paar enge Gassen gelangten. Ich mußte die Stiefeln ausziehen und mich auf einen Teppich niederlassen. Mir gegenüber setzte sich der greise Priester. Er erkundigte sich nach Sylvester de Sacy in Paris und nach Dr. Wilson in Bombay und schien sich sehr zu wundern, als ich ihm seine Frage, ob es in Paris und Bombay auch Samaritaner gebe, mit einem runden Nein beantwortete. Manche meiner Leser werden aus andern Reisebeschreibungen wissen, daß er ähnliche Fragen an alle Reisende zu thun pflegt. Nachdem er seine gastfreundliche Gesinnung durch eine Tasse Kaffe an den Tag gelegt, näherte er sich dem Allerheiligsten und zeigte mir auf dem buntgewirkten Vorhang desselben

die Bundeslade, Leuchter und Schaubrote. Endlich holte er unter andern die berühmte Handschrift des Gesetzes hervor, die nach samaritanischer Angabe 3460 Jahre alt ist und von Abisua, dem Sohne des Pinehas, herrühren soll. (1. Chron. 7, 3. 4.) Sie stak in 17 Hüllen von allen Farben, gelb, roth, blau u. s. w.; langsam löste er eine nach der andern ab und es dauerte lange, ehe der eigentliche Kern zum Vorschein kam. Er nahm keinen Anstand, mir aus der Handschrift vorzulesen; auch durfte ich sie ohne Weiteres berühren. Ein nebenbeistehender Knabe, ich denke sein Sohn, sah andächtig zu und küßte ehrerbietigst den Rand des alten Pergaments.

Nun wurde dicht vor der Synagoge ein Teppich ausgebreitet, wir streckten uns darauf aus, und die Wasserpfeife, die von Mund zu Mund ging, vollendete die morgenländische Gastfreundschaft. Nachdem ich meine Stiefeln angezogen und mich zum Aufbruch fertig gemacht hatte, wurde mir gesagt, ich möchte doch dem alten Priester ein Trinkgeld geben. Ich griff verwundert in die Tasche und drückte dem Alten eine Kleinigkeit in die Hand. „Das ist zu wenig," hieß es, „bedenke nur, es ist ein Priester!" Ich fügte noch eine Kleinigkeit hinzu und eilte auf das Pferd. Da kam auch der Knecht gelaufen, der den Kaffe gekocht und der Knabe, der ihn gebracht hatte, um sich von mir ihre gastfreundliche Mühe bezahlen zu lassen, und ehe ich mich's versah, umstand ein gut Theil der ganzen samaritanischen Bevölkerung mein Pferd und streckte die Hand nach Piastern aus. Ich aber ritt so rasch als möglich davon und nur die drohende Stellung, die ich anzunehmen für gut fand, scheuchte die muthwillige Straßenjugend, die mein Pferd mit Steinen warfen und mir selbst die Zungen wiesen, in ehrerbietige Ferne zurück.

Ich war wirklich froh, als ich mit heiler Haut und mit nicht ganz leerer Tasche an unserm Zelte anlangte. Ich fand gegen alles Erwarten sehr liebe Gäste darin, den preußischen Konsul von Beirut

und den berliner Maler, die wir beide in Beirut kennen gelernt hatten, und die uns mehrere Tage nach unſrer Abreiſe auf kürzerm Wege und in ſtärkern Tagereiſen gefolgt waren, um mit uns gemeinſchaftlich nach Jeruſalem zu reiſen. Unſre Freude war natürlich ſehr groß. Von nun an ritt ſtets ein türkiſcher Soldat vor unſerm Zuge her und flößte den Arabern mit ſeinem Gewehre Reſpect ein.

Von Nabulus nach Jeruſalem.

Ehe wir Nabulus verlaſſen, kehren wir noch auf ein paar Minuten zu dem Häuflein der Samariter zurück. Es iſt bekannt, wie die Samariter, urſprünglich heidniſche Anſiedler vom Euphrat her, ganz im Sinne des Heidenthums, das jeden Nationalgott innerhalb ſeines Bereichs für berechtigt hält, neben dem Dienſt ihrer angeſtammten Götter auch die „Weiſe des Gottes im Lande" einzuführen kein Bedenken trugen, — (2 Kön. 17) — und das um ſo weniger, als ſie mit den bei der Wegführung der zehn Stämme durch Salmanaſſer wahrſcheinlich zurückgebliebnen und ſpäter zugewanderten Iſraeliten ſicherlich eine Miſchung eingingen. Dieſe Religionsmengerei war denn auch der Grund, weßhalb die unter Serubabel aus der Gefangenſchaft zurückgekehrten Juden ihnen jede Mitwirkung zum Wiederaufbau des Tempels in Jeruſalem verweigerten, und dieſe Verweigerung hatte dann wahrſcheinlich die Errichtung eines eignen Tempels auf Garizim Seitens der Samariter zur Folge. Johannes Hyrcanus zerſtörte zwar dieſen Tempel ſchon um das Jahr 129 vor Chriſto; dennoch fuhren die Samariter fort, „auf dem Garizim anzubeten," wie einem jeden Bibelleſer aus dem Geſpräch des Herrn mit der Samariterin wohl bekannt iſt. (Evang. Joh. 4, 20—21.)

Seitdem ſind ſie auf ein ſo unbedeutendes Reſtchen zuſammengeſchmolzen, daß es ſich wohl begreifen läßt, wenn ſie an alle Reiſende die angelegentliche Frage richten, ob ſie nicht von ander-

wärts verſtreuten Samaritern Kunde hätten. Als Miſſionar Wilſon vor etwa zehn Jahren bei dem ſamaritiſchen Prieſter in Nabulus herbergte, war auch eine der erſten Fragen die, ob nicht die Bene Iſrael in Bombay dem Bekenntniß der Samariter zugethan ſeien. Wilſon drückte ſeine Zweifel aus. Da legte der alte Prieſter ſein Glaubensbekenntniß in folgenden fünf Sätzen ab: Es iſt Ein Gott; Moſes iſt ſein Prophet; das Geſetz*) iſt die h. Schrift; Garizim iſt die Richtung, nach welcher ſich der Betende zu wenden hat; es kommt der Tag der Auferſtehung und des Gerichts. Als nun Wilſon ihm bemerklich machte, daß die Bene Iſrael in Bombay den Glaubensartikel von dem Garizim, als der Gebetsrichtung, ſicherlich nicht hätten, ſo gab er zwar ihm und ſeiner Reiſegeſellſchaft zu, daß dann jene Leute in der That keine Samariter ſeien, blieb aber ſeinen Gemeindegliedern gegenüber, die ſich um die europäiſchen Reiſenden zu ſchaaren anfingen, fort und fort dabei: „Dieſe Herren haben mir Nachrichten von den Samaritern in Bombay gebracht.“ Daß ich ihn in Bezug auf dieſen Punkt noch ganz eben ſo geſtimmt fand, habe ich im Vorigen bereits erzählt, und ich kann nur die Bemerkung nicht unterdrücken, daß dieſe Hartnäckigkeit außer dem pſychologiſchen vielleicht auch noch einen andern Grund haben mag. Seit beinahe dritthalb Jahrhunderten nämlich haben europäiſche Gelehrte einen Briefwechſel mit ihnen unterhalten, und ſo liegt die Vermuthung nahe, man möchte von gewiſſer Seite her ihren Wahn in jener Beziehung genährt, wenn nicht gar veranlaßt haben, um ſie ſo zu Mittheilungen über ihre Zuſtände, und zur Ueberlaſſung ihrer intereſſanten Handſchriften deſto geneigter zu machen.

Genug nun von dieſem armen Häuflein, das, obſchon nicht von ächtem jüdiſchen Blut, doch mit faſt mehr als jüdiſcher

*) Die fünf Bücher Moſes.

Zähigkeit seit Jahrtausenden sich an ihrem alten Nationalheiligthum festklammert und auch den alten Nationalhaß gegen die Juden so treu bewahrt, daß, als einige derselben den Missionar Wilson in der Behausung des samaritanischen Priesters besuchten, dieser in die rauhen Worte ausbrach: Wer hat diese Bestien heißen hierher kommen?

Um 10½ Uhr brachen wir denn fröhlich von Nabulus auf, nachdem uns noch manche Blumenverkäuferin aus der Stadt und mancher Aussätzige aus der Umgegend durch allzugroße Zuthulichkeit die letzten Augenblicke in etwas verbittert hatten. Wir zogen über den langen, engen reichgefüllten Bazar von Nabulus dem Thore zu, das auf die Straße nach Jerusalem führt, und obschon wir in consularischer Gesellschaft mit allen Insignien consularischen Ansehens reisten, so hinderte das doch die Zungen der unartigen Jugend nicht, sich in ihrer vollen Länge zu zeigen. Ein schöner Olivenhain umfing uns, nachdem wir das Thor hinter uns hatten. Ein wenig links von der Straße abbiegend, gelangten wir bald zu dem Brunnen, dessen auffallende Tiefe (von 75 Fuß bei 9 Fuß Breite) der Ueberlieferung, die ihn den Jacobsbrunnen nennt, gleich von vorn herein ein günstiges Zeugniß ausstellt (1 Joh. 4, 11), und dessen alterthümlicher Styl dieselbe vollends zu rechtfertigen scheint. Auf die schmale Oeffnung desselben hatten die Leute absichtlich einen großen Stein gewälzt, um sich für das Abwälzen desselben von den Reisenden ein gutes Trinkgeld zahlen zu lassen. Wahrscheinlich hatten sie die Reisegesellschaft des Missionar Wilson noch in gutem Andenken, die demjenigen, der sich auf ihren Wunsch an einem Seil in den Brunnen hinabließ, ein kleines Trinkgeld von etwa 6 Thalern in die Hand drückte, und eine gleiche Summe auch an die neugierigen Zuschauer vertheilte. Ein wahrer Geldregen für die einfachen Araber.

Hier also hielt der Herr das bekannte Zwiegespräch mit dem

ſamaritaniſchen Weibe Joh. 4. Noch immer ſchaut der Berg, auf welchen die Samariterin mit Fingern wies (V. 20), auf den Brunnen Jacobs hernieder und daſſelbe Gefilde, das den Herrn vielleicht zu der Gleichnißrede V. 35 — 38 veranlaßte, breitet ſich noch immer dicht davor aus. Es war aber jetzt bereits abgeerntet.

Wir beſuchten natürlich auch das Grab Joſephs, das man auf dem Stück Ackers, den Jacob von den Kindern Hemors für dieſen ſeinen Lieblingsſohn kaufte, (1 Moſ. 33, 19 und Joſ. 24, 32) nahe dabei zu ſuchen hat. Dasjenige, welches die Ueberlieferung als jenes Grab bezeichnet, giebt ſich von außenher freilich als ein muhamedaniſches Bauwerk zu erkennen; noch aber hat man unter demſelben nicht weiter nachgegraben. Grübe man nach, — wer weiß, ob nicht am Ende gar der Sarkophag, in welchen der Leichnam Joſephs gelegt wurde, zu Tage käme (1 Moſ. 50, 26).

Nach einem Ritt von etwa drei Stunden erreichten wir das Ende des oben erwähnten Gefildes*), das in eine Spitze ausläuft. Nun ging es abermals bergauf und bergab, bis wir nach anderthalb Stunden wieder in ein Thal einlenkten, das von ſchönen, runden, welligen Bergen eingeſchloſſen war. Olivenhaine und Durraſtoppeln zeugten davon, daß die benachbarten Berge bewohnt ſeien, und nach einer halben Stunde drauf wurde auf der Höhe rechts das Dorf Lubban, offenbar das alte Libona zwiſchen Bethel und Sichem (Richt. 21, 19), ſichtbar. Wir aber machten in dem einige zwanzig Minuten weiterhin liegenden Khan Halt, weil wir dort auf eine friſche Quelle hoffen durften. Ein ſchauerlich einſamer Ort! Ruinen rings umher! Unſre beiderſeitigen Zelte waren nur durch einiges alte Mauerwerk von einander geſchieden, ſo daß wir uns, einiges Klettern abgerechnet, gar leicht einen abendlichen Beſuch

*) Makhna.

abſtatten konnten. Wir ließen eine Einladung zum Thee an unſre Freunde ergehen, und je weniger Bequemlichkeiten das enge Zelt bot, deſto gemüthlicher war die Unterhaltung.

Die folgende Tagereiſe, die wir noch vor 5 Uhr antraten, führte uns wieder über Berg und Thal durch manche anmuthige Gegend, und der Gedanke, daß wir heute Abend in Jeruſalem ausruhen ſollten von Hitze und Beſchwerde, zeigte ſie uns in einem noch hellern Lichte. Wir zogen eine lange Weile in einem engen, aber lieblichen Thale mit ſchön bebauten Bergen hin; zu unſrer Rechten und bald auch zur Linken dehnte ſich eine ungeheure Feigenpflanzung aus; lange ritten wir auf dem engen Wege zwiſchen den beiden Mauern aus rohen Steinen mit innigem Vergnügen hin. Endlich traten Olivenhaine an die Stelle der Feigengärten links und rechts, und füllten alsbald Thal und Berg. Wir kamen bereits gegen 7 Uhr in die Nähe von Tarmas Aja, das auf einem Hügel in einer Ebne liegt; von da geht es links hin von der Straße ab nach Seilun, dem altem Silo, das man in einer halben Stunde erreichen kann. Dort richtete man die Hütte des Stifts auf, nachdem das Land unterworfen war; dort theilte man auch den übrigen ſieben Stämmen ihr Erbtheil aus (Joſua 18); dort rief der Herr den jungen Samuel mit Namen (1 Samuel 3); dort raubten die Benjamiten die Töchter Silo, die mit Reigen zum Tanz hinausgegangen waren (Richt. 21). Wir bogen, ſtets bergan reitend, in ein hoch romantiſches, wild zerrißnes Seitenthal, und bald wechſelten graugrüne Olivenhaine mit dunkelgrünen Feigenpflanzungen, die in Terraſſenform bis zu den Gipfeln der Berge hinanliefen. Dort begegneten wir auch den erſten Reben.

Um 10 Uhr raſteten wir in Bireh; der Konſul und der Maler aber trabten nach kurzer Ruhe voraus, um uns durch geeignete Vorkehrungen alle Plackereien in den Thoren der heiligen

Stadt zu erſparen und unſern Gefreundten in Jeruſalem, den von Herrn Spittler ausgeſandten jungen Leuten im ſogenannten Brüderhauſe, von unſrer baldigen Ankunft Nachricht zu geben. Die Nähe der heiligen Stadt, — wir konnten ſie bei mäßigem Ritt in 3 Stunden von hier erreichen, — ließ auch uns nicht lange ruhen an dem Orte, wo, wie die Ueberlieferung berichtet, die Aeltern Jeſu, von Jeruſalem zurückkehrend, den zwölfjährigen Sohn zuerſt vermißten, und wo noch ſtets die heimkehrenden Oſterpilger, die, wie alle Orientalen, am erſten Tage einer längeren Reiſe erſt ziemlich ſpät zum Aufbruch fertig werden, die erſte Nachtraſt zu halten pflegen. Eine halbe Stunde von hier liegen die Ruinen des alten Bethel (jetzt Beitin), umweht von den früheſten patriarchaliſchen Erinnerungen. Dort richtete Abraham ſeine Hütte auf, 1 B. Moſ. 12, 8; dort übernachtete Jacob, einen Stein zu ſeinen Häupten (1 B. Moſ. 28, 11). Wir brachen um 11 Uhr auf.

Die Straße nach Jeruſalem liegt wüſte. Nichts als ſteinige Anhöhen, und je näher der heiligen Stadt zu, je mehr Trümmerhaufen, mit ſehr wenigen vorragenden Bergen. Die Mittagsſonne brütete darüber hin und ließ uns noch einmal des Tages Laſt und Hitze fühlen. Schon begegneten uns friedliche Marktleute und laſtbare Eſel mit umgeſtülpten leeren Körben; hier zählte Jemand begierig das gelöſte Geld; dort lagerte ſich eine bunte Gruppe um ein einfaches Mittagsmahl. Endlich um 1 Uhr 50 Minuten wurde uns von der Höhe des Scopus der erſte Blick auf die langerſehnte, „hochgebaute“ Stadt vergönnt. Es war das ungefähr dieſelbe Stelle, von welcher der Zerſtörer der Stadt, Titus, zum erſten Male auf das königliche Jeruſalem mit ſeinem prachtvollen Tempel hinabblickte. Von hier jauchzten auch die Kreuzfahrer dem langerſehnten Ziel ihrer ritterlichen Pilgrimſchaft entgegen und es wuchſen ihnen

„Am Herzen Flügel und am Fuße Flügel.“

Wir durchritten das Kidronthal und betraten das große Wahlfeld, wo sie „Israel oft bedrängt haben von Jugend auf.“ Wie ward uns, als wir in den schattigen Olivenhain dicht vor dem Damascusthore einrückten! Bei dem letztern angekommen, wurden wir nach dem Jaffathore gewiesen, wo der Kawas des Konsuls unser Gepäck, uns selbst aber einer der jungen Leute aus dem Brüderhause freundlich in Empfang nahm. Schon mitten in der Stadt stolperte mein treues Thier noch einmal auf dem glatten abschüssigen Pflaster und ich stürzte zum ersten Male. Doch fiel ich glücklicherweise in den Waarenkorb eines Handelsmannes, und hilfreiche Hände halfen mir bald wieder auf. Wie wohl war uns, als wir in das freundliche Brüderhaus traten und dort alles für unsre Aufnahme bestens bereitet fanden.

„Es müsse Frieden sein inwendig in deinen Mauern und Glück in deinen Palästen! Um unsrer Brüder und Freunde willen wollen wir dir Frieden wünschen.“ (Ps. 122, 7. 8.)

Aufenthalt zu Jeruſalem im Allgemeinen.

Mit „Flügeln am Herzen" hatten auch wir uns der Stadt des großen Königs genahet; nun ſtanden unſre Füße in ihren Thoren und ihre Mauern umfingen uns.

Die Wohnung, die uns in dem Brüderhaus zur Verfügung geſtellt wurde, war, obgleich beſcheiden wie faſt alle Wohnungen in Jeruſalem, doch überaus nett und lieblich. Ein morgenländiſcher Divan lud zu behaglicher Ruhe ein und die an der Wand aufgehängte Schwarzwälder Uhr überheimelte die ſtille Klauſe. Die Brüder hatten uns das Beſte gegeben, was ſie beſaßen; das Allerbeſte aber waren ihre freundlichen Geſichter, darauf ſo deutlich geſchrieben ſtand: Ihr ſeid uns von Herzen willkommen in dieſer Stadt unſres gemeinſchaftlichen Königs.

Wie war uns, als uns am Morgen von der Schule her, die mit dem Brüderhauſe verbunden iſt, das ſchöne Lied aus unſrem Schlummer weckte:

„Wachet auf ruft uns die Stimme
Der Wächter ſehr hoch auf der Zinne,
Wach auf du Stadt Jeruſalem!"

das, einer reinen vollen Glocke gleich, dort in der Luft, darin einſt der Herr geathmet und zuletzt ausgeathmet hat, um ſo viel reiner und herzſchmelzender klang.

Wir verließen tiefbewegt unſer Lager und ſahen zum erſten Male über den Oelberg, der unſre Ausſicht von den Fenſtern unſres

Zimmers aus im Osten begrenzte, die Sonne aufgehen. Noch lag das Heiligthum des falschen Propheten, das sich auf der Stelle des alten salomonischen Tempels brüstet, von der Morgensonne unbeleuchtet, — und auch auf den hellen Jubel meiner Seele fiel von dorther ein leiser Schatten.

Unser erster Gang war in das preußische Consulat, dessen Garten wir aus einem andern Fenster unsrer Wohnung bereits gesehen; eine schöne dunkle hochaufstrebende Cypresse bezeichnete uns die Stelle desselben. In der räumigen offnen Halle neben diesem Garten, darin eine muntre Gazelle spielte, ließen wir uns nieder. Türken, Armenier, Juden und Araber machten dem eben mit uns angekommnen Vertreter des Consulats, Herrn Weber, ihre Aufwartung. Die angenehme Art und Weise, wie dieser die Leute zu nehmen und zu behandeln wußte, that uns als Deutschen außerordentlich wohl, und rührend war es uns, selbst Thränen in des Dragomans Augen wahrzunehmen, als die Rede auf den damals abwesenden und seitdem verstorbnen Consul Schulz fiel, der sich durch sein ehrenfestes und dabei so leutseliges Wesen die vertrauensvolle Achtung aller Eingebornen und durch seine thränenwerthen Schicksale die Theilnahme Aller, die ihn kannten, erworben hatte. Unter denen, die zur Begrüßung des wackern Stellvertreters gekommen waren, erblickten wir auch den Scheikh einer kleinen Abtheilung jener Araber, die, um den schwerlastenden Steuern zu entgehen, die freie Wüste suchen und dort wieder Beduinen werden. Ein schlechtes Zeugniß für die türkische Regierung, die, anstatt die Söhne der Wüste in die Fruchtgefilde Palästina's hereinzulocken, die Ansiedler lieber hinaustreibt, und so den Haufen jener unruhigen „Bienen und Fliegen" vermehren hilft, die an den Ostgrenzen des Landes umherschwärmen und selbst auch über den Jordan herüberstreichen. Jener Beduinenscheikh, ein rechtes Kraftbild, gab der

bunten Verſammlung in dem Hauſe des preußiſchen Conſulats ein ganz beſonderes Intereſſe, und die zierliche Frau des Dragomans, eines griechiſchen Chriſten, die, auf dem Divan hingekauert, ganz gemüthlich ihre Nargileh rauchte, vollendete das morgenländiſche Lebensbild.

Unſer zweiter Gang war in das Haus des anglicaniſchen Biſchofs Gobat, eines gebornen Schweizers, der, durch ſeine frühere Wirkſamkeit als Miſſionar in Abeſſynien in weitern Kreiſen bekannt geworden. Er war ſo eben mit ſeiner Familie aus der Umgebung Jeruſalems, wo er der Geſundheit halber ſich in einem Zelte unter den Oelbäumen niedergelaſſen, wieder hereingekommen. Es freuete uns hier ein deutſches Hausweſen und ſogar ein ſchweizer Deutſch als Familienſprache vorzufinden. Zu unſerm Bedauern hörten wir, daß der Biſchof ſich ſo eben zu einer Amtsreiſe nach Aegypten anſchickte. Wie eigenthümlich ſich doch die Verhältniſſe im Laufe der Jahrhunderte geſtaltet haben. Ein Deutſcher als engliſcher Biſchof auf dem Stuhl Jacobi des Gerechten! Freilich nur auf einer Ecke desſelben, indem mehr als Ein morgenländiſcher Biſchof ſich auf dieſem Stuhle breit macht.

Wir lernten während unſres vierwöchentlichen Aufenthaltes in Jeruſalem auch den engliſchen Konſul kennen, der, von Lord Aſhley durchgeſetzt, hauptſächlich zum Schutze des Biſchofs und des Miſſionsperſonals daſelbſt angeſtellt iſt. Einige Malteſer, die hier beſonders als Krämer gewiſſen Bedürfniſſen der kleinen Europäerwelt entgegen kommen, gehören ebenfalls zu ſeinem Bereiche, und die ruſſiſchen Juden blickten damals wenigſtens zu ihm als zu ihrem Vicekonſul auf. Der engliſche Konſul Abbot reſidirte früher in Acca. Da er ſich dort nicht recht gefiel, ſo wählte er Beirut zu ſeinem Aufenthalt. Dieß zog die übrigen abendländiſchen Konſuln ebenfalls, — und in ihrem Gefolge den Handel ſelbſt nach jener Stadt. Unter den Arbeitern im Dienſte der Londoner Juden-Miſſionsge-

ſellſchaft zu Jeruſalem fand ich auch einen alten Bekannten, den Herrn Ewald. Ich hatte ihn vor etwa zehn Jahren in Piſa kennen gelernt, wohin er zur Erforſchung der dortigen Judenwelt von Tunis aus gekommen war, und hätte ihn hier im Lande ſeiner Väter kaum wieder erkannt. Die eigenthümliche Luft der heiligen Stadt, — ich weiß nicht ob im eigentlichen oder im uneigentlichen Sinne des Worts — ſchien ihn zu drücken.

Auch eine Plymouthſchweſter, eine engliſche Dame aus Calcutta, hatte ſich um dieſe Zeit in Jeruſalem eingefunden, um unter den Chriſten daſelbſt im Sinne ihres Bekenntniſſes zu miſſioniren. Ich wüßte Keinen, der ſich dieſes neuen Elements in der geiſtigen Atmoſphäre Jeruſalems, die ohnehin ſchon ſchwer genug war, von Herzen gefreuet hätte. Ich höre, daß ſich ſeitdem auch ein amerikaniſcher Baptiſt in Jeruſalem angeſiedelt hat, und zwar in denſelben Zimmern, die wir zu bewohnen das Glück hatten. Auch die Baptiſten, ſo ſcheint es, wollen, wie die Londoner Miſſionsgeſellſchaft, noch einmal „anheben von Jeruſalem" (Lucas 24, 47).

Einmal ſchloß ſich uns auf der Straße ein engliſcher Prieſter der katholiſchen Kirche an, der früher in Sicilien geſtanden hatte. Er ſuchte uns die Wiederbringung aller Juden für das Jahr 1896, — ich weiß nicht mehr, womit, — zu beweiſen. Einer ſolchen Erſcheinung innerhalb der katholiſchen Kirche war ich bis dahin nie begegnet.

Auch ein deutſcher Jude machte ſich an uns, und zwar unter dem Charakter eines Gelehrten. Ich fand ſeine Hauptabſicht bald heraus: er wünſchte nach der Hauptſtadt des deutſchen Buchhandels auch ein literariſches „Geſchäftchen" zu machen, und ich ſollte den Mäkler abgeben.

Leider machte mir das Klima von Jeruſalem viel zu ſchaffen. Daſſelbe hat bei ſeiner hohen Lage ziemlich kalte Winde, und da bei mir auf der Reiſe von Beirut her in dieſer heißen Jahreszeit viel

Schweiß gefloſſen war, ſo trafen dieſe rauhen Geſellen auf eine ſehr gereizte Haut. Außerdem aber hatten wir oft Tage lang Scirocco; die Luft wurde dann zu einer wahren Bleidecke für die Lunge. Die Unſauberkeit in den Straßen und die ſonnebebrüteten Schutthaufen in und um Jeruſalem halfen dazu wacker mit.

So wanderte ich denn leiblich ſtets gedrückt, aber geiſtig um ſo mehr gehoben in dieſer Stadt der Städte umher, die mein junger Maronitenfreund zu Beirut in ſeiner Begeiſterung mehr als einmal ein Paradies nannte. Faſt jeden Nachmittag durchzogen und durchforſchten wir einen Theil der Stadt und ihrer Umgebungen, und nie iſt mir die Ruhe nach gethaner Arbeit ſo köſtlich geweſen, als dieſe bei meinem damaligen Geſundheitszuſtande oft mit großer Beſchwerlichkeit verknüpften Spaziergänge. Werden doch jene Oertlichkeiten auch in ihrer Entſtellung durch vieltauſendjährige Trümmer und Trümmer von Trümmern jedem Chriſten, geſchweige denn einem chriſtlichen Theologen, ewig theuer bleiben. „Vergeſſe ich dein, Jeruſalem, ſo werde meiner Rechten vergeſſen."

Daß der Vertreter des preußiſchen Konſulats, ſelbſt ein Theolog von Hauſe aus, damals gerade anweſend war, traf ſehr glücklich. Er begleitete uns auf mancher Wanderung oder ſchickte uns ſeinen äußerſt gefälligen Dragoman als Führer. Außerdem aber ſtellte er uns ſeinen Kawas zur Verfügung. Dieſer ſchritt dann in ſeinem braunen Anzug, den Amtsſtab mit dem ſilbernen oder verſilberten Knopf in der Hand, gravitätiſch vor uns her, und wehe dem Muſelmann, der auf eine leiſe Bewegung dieſes Stabes nicht ſogleich den abendländiſchen Ketzern Platz gemacht hätte!

Wie ſich doch die Zeiten geändert haben. Vor 600 Jahren etwa zwang man den griechiſchen Patriarchen ohne Weiteres zum Islam, bloß weil er eine tumultirende Araberhorde vor ſeinem Hauſe mit einem „Fürchtet Allah"! zu beſchwichtigen gewagt hatte.

Das Panorama vom Oelberg, die Himmelfahrtskapelle und Bethanien.

Es war an einem Sonntag Morgen, als wir noch vor Sonnenaufgang dem Stephansthore zueilten, um den Berg zu besteigen, wo der Herr in den Tagen seines Fleisches als Prophet das Buch der Zukunft aufgerollt (Matth. 24), wo er als Hoherprieſter Gebet und Flehen mit ſtarkem Geſchrei und Thränen geopfert (Matth. 26, 30. 44.) und von wo er zuletzt als König ſich über aller Himmel Himmel aufgeſchwungen hat. (Apoſtelg. 1, 9 — 12.) Sobald wir zum Stephansthore hinaustraten, lag der dreigegipfelte Berg, durch das ſteile und tiefe Kidronthal von uns getrennt, zu unſren Füßen. Der mittlere dieſer Gipfel, der ſich hier an 4 — 500 Fuß über die Sohle des Kidronthals erhebt, und auf ſeinem Scheitel die Himmelfahrtskapelle trägt, iſt der Oelberg im engern Sinne. Zerſtreute Gruppen von Oelbäumen ſchmücken zu allen Jahreszeiten ihm noch immer Stirn und Seiten, und wo nicht weißliche Kreideſchichten eine unfruchtbare Blöße zu Tage legen, da breiten zu ſeiner Zeit auch grüne Getreidefelder ihre Hülle über ihn und Gräſer und Blumen ſprießen und duften allenthalben umher.

Auf dem muhamedaniſchen Begräbnißplatz dicht vor dem Stephansthore fanden wir bereits eine Gruppe von Männern und Frauen über und neben den Gräbern ihrer Verwandten hingekauert.

Vorüber an dem Platze, wo der Kloſterlegende zufolge der

erſte Märtyrer der chriſtlichen Kirche unter den Steinwürfen der erbitterten Juden ſeinen Geiſt in die Hände ſeines Herrn befahl (Apoſt. 7, 58.), wanden wir uns ſtracks in das Kidronthal hinunter. Die Sommerſonne hatte dem ärmlichen Gießbach ſchon ſeit langer Zeit auch den letzten Tropfen genommen, aber ein üppiger Feigenbaum, der ſeine Zweige über die Kidronbrücke breitet, ſprach dennoch zu ſeinen Gunſten. Ueber dieſen Bach ſchritt David, da er auf der Flucht vor ſeinem empöreriſchen Sohne barfuß und verhüllten Hauptes den Oelberg hinanweinte. (2 Samuel. 15, 23.)

Wir gingen an dem Grabe, das die Kloſterlegende der Jungfrau Maria anzuweiſen beliebt hat, gleichgültig vorüber und kamen gleich darauf zu dem Orte, den eine verſtändigere Ueberlieferung das Gethſemane der Schrift nennt. Denn ob nun grade die acht alten Oelbäume, welche das lateiniſche Kloſter mit einer Steinmauer eingefriedigt hat, genau den Ort bezeichnen (Matth. 26 42), wo der Herr die „Kelter" des großen Seelenkampfes allein getreten, oder ob die Erde unter den benachbarten wohl nicht minder bejahrten Brüdern ſeinen blutigen Schweiß getrunken hat, — ſo viel iſt ganz ſicher, da irgendwo in der Nähe muß der Garten gelegen haben, in welchem die Jünger ſchliefen, während des Meiſters Seele bis in den Tod betrübt war.

Sehr bald hinter Gethſemane wird der Pfad, der zur Himmelfahrtskapelle hinaufleitet, ſteiler. Etwa an der Mitte des Aufwegs machten wir für eine Weile Halt, und wandten unſer Auge der Stadt zu, die von der Morgenſonne beleuchtet uns in der Fülle ihrer Schönheit entgegentrat. Welch ein maleriſches Durcheinander von Kuppeln, Minarets und Thürmen über den platten, mit durchbrochnem Mauerwerk umgebnen Dächern der terraſſenförmig aufſteigenden Häuſermaſſen. Unſer Herz lachte und weinte über die wie eine Braut herausgeſchmückte Wittwe.

Sobald wir bei immer heißer werdendem Sonnenſtrahl den Gipfel des Oelbergs erreicht hatten, eilten wir auf das allmählich verfallende Minaret, das neben einer bereits halb verfallenen Moſchee gen Himmel ſtrebt. Was für eine Um- und Ausſicht von da oben! Die königliche Stadt liegt in ihrem ganzen Umfange zu unſern Füßen, ſo friedlich, als ob ihr der Mund der Wahrheit von dieſem Berge das Wort „Ach daß du wüßteſt, was zu deinem Frieden dienet," noch nicht zugerufen hätte. Da links unter uns brüſtet ſich die achteckige, ſchön überkuppelte Omarmoſchee grade auf der Stelle, wo einſt der ſalomoniſche Tempel mit ſeinen ſchönen Gottesdienſten prangte, und ihr zur Seite blähet ſich die zwar minder ſchöne, aber immerhin anſehnliche Schweſter el Akſa, die in ihrem baſilikenartigen Styl, wie Iſmael, ſpöttiſch darein lächelt. Selbſt die dunkeln Cypreſſen, die, wie eben ſo viele Sinnbilder himmliſcher Schwermuth, die Tempel des falſchen Propheten umſchatten, ſcheinen darob zu trauern.

Wenden wir unſern Blick von dem entweiheten Morijah mit ſeinen prächtigen Moſcheen lieber nach Zion hinüber, mit ſeiner beſcheidnen proteſtantiſchen Kirche da dicht bei der Davidsburg, oder zu dem zweigekuppelten Tempel des heiligen Grabes dort weiter zur Rechten. Den Trauergedanken entgehen wir auch dort nicht ganz, wie hier überhaupt nirgends; ein Tröpflein Wermuth iſt auch dem lauterſten Becher chriſtlichen Genuſſes beigemiſcht. Sehen wir doch allenthalben mit den muslimiſchen Heiligthümern die chriſtlichen vergebens um den Vorrang ſtreiten, und neben den letztern wiederum nimmt ſich der proteſtantiſche Tempel wie eine einſame „Wachthütte im Kürbisgarten" aus.

Der Blick auf Jeruſalem war dort an der Mitte des Aufwegs bei weitem ſchöner als hier oben auf dem Gipfel. Darum heißt es auch (Lucas 19, 41) von dem Herrn, als er von dem benach-

barten Bethanien aus den Oelberg herab zog: „Und als er nahe hinzukam, ſahe er die Stadt an und weinete über ſie.“

Dort in der Nähe ließen ſich die einzelnen Züge der ſchönen Wittwe genau erkennen; hier aus der Ferne traten uns meiſt nur die Umriſſe ihrer edlen Geſtalt klar entgegen. Dort mehr ein Gemälde, hier mehr eine Landkarte.

Dafür aber durften wir hier den Blick über die nahen und fernen Berge, die zu jenem koſtbaren Gemälde den Rahmen liefern, frei aus- und umſchweifen laſſen.

Dort im Süden hob ſich aus den Gebirgen Juda's, über welche die Straße nach Bethlehem und Hebron führt, der kegelförmige Frankenberg klar hervor. Im Weſten verlor ſich das Auge in den flachen, ſanftgerundeten Formen des Bergrückens, der, hinter dem Gihonthal aufſteigend, nach Jaffa an das mittelländiſche Meer hinüberträgt. Im Norden zeigte ſich die ſchroffe Felſenwarte von Nabi Samwil, wo der Prophet Samuel allem Volk den jungen Saul als erſten König vorſtellte (1 Samuel. 10), der, wie dieſe Höhe Mizpa die Gebirge Ephraims im Hintergrunde überragt, ſo eines Hauptes länger denn alles Volk war.

Da eine vorliegende Höhe im Oſten, die mit dem Grab-Monumente eines muhamedaniſchen Heiligen verziert iſt, uns die öſtliche Ausſicht verkümmerte, ſo verließen wir das baufällige Minaret und begaben uns dorthin, als auf den dritten Standpunkt des großen Panorama's. Welch eine Ausſicht! Dicht vor uns eine fahlgelbe Wüſte ſchauerlich zerklüfteter, zum Tiefkeſſel des todten Meeres ſtufenmäßig abfallender Berge. Dahinter in weiter Ferne die tiefe Jordansau, ein grüngeändertes weißliches Streiflein, neben welchem jenſeits eine unabſehliche Bergkette ziemlich eintönig ſich dem Todten Meere zuwendet, auf deſſen Spiegel die Morgenſonne den Zauber des Lebens goß. Wie die dunkeln Gebirge

Moabs, von deren einem Gipfel Moſes in das gelobte Land ſehnſüchtig herüberſchaute (5 B. Moſ. 32, 49), über dem Oſtufer des Todten Meeres emporſtarrten! Wir hatten ſie mit ihren faltenreichen Formen und wunderbaren Farben ſo oft im Schein der niedergehenden Sonne wie heitre Luftgebilde erglänzen ſehen; — jetzt lagen ſie noch im tiefen Schatten und ſchauten wie mit finſter zuſammengezognen Brauen auf den ſonnigen Spiegel des fluchbeladnen Elements hinab. Auch das alte „Felſenneſt" Kerak dämmerte uns aus weiter Ferne entgegen. Die Atmoſphäre hatte gerade eine kryſtallne Helle, die Formen der Gegenſtände ſetzten ſich darin ſo klar ab und ſchienen dadurch dem Auge um das Dreifache näher zu rücken.

Während ſich nun ſo das Auge in die zaubervollſte Ueber-, Um- und Ausſchau verſenkte, erhob ſich unſer Geiſt zur ſeligſten Aufſchau. „Dieſer Jeſus, welcher von euch iſt aufgenommen gen Himmel, wird kommen, wie ihr ihn geſehen habt gen Himmel fahren" (Apoſt. 1, 11). Der Nachhall von jenem Engelstrompetenſtoß durchzitterte unſre Seele ſtärker als je dort auf dem Gipfel des Oelbergs, der würdigen Bühne für das große Schauſpiel, da eine Wolke den Herrn der Herrlichkeit hinter den Vorhang des obern Heiligthums entrückte. Wir kehrten tiefbefriedigt zu der Himmelfahrtskapelle zurück, einem achteckigen, von kleinen Altären umringten Gebäude, das jetzt in den Händen der Muhamedaner iſt, obſchon dieſelben der Ueberzeugung ſind, daß der Meſſias gleich vom Kreuze aus in den Himmel entſchwebt ſei. Einige elende Hütten (Zeitun genannt) liegen dort umher und brechen mit Gewalt den Zauber der umgebenden Naturbilder. Ich hatte auch nicht die geringſte Luſt, uns innerhalb der Kapelle die dem Felſen aufgedrückte Fußtapfe (!) des gen Himmel Gefahrenen von dem muſelmänniſchen Wächter des chriſtlichen Heiligthums gegen ein gutes

Trinkgeld zeigen zu laſſen. Auch auf meine Begeiſterung hat die Mönchslegende, ſelbſt wenn ſie in minder alberner Geſtalt als hier auftrat, in den meiſten Fällen wie ein niederſchlagendes Pulver gewirkt. Dennoch muß ich der Wahrheit gemäß bekennen, daß mich die Beweisführung gewiſſer nüchterner Forſcher gegen die Verlegung der Himmelfahrtsſcene auf den Gipfel des Oelberges nicht vollkommen überzeugen kann. Lucas 24, 50 — 51 ſteht freilich „Er führte ſie hinaus bis gen Bethanien, und hob die Hände auf und ſegnete ſie; und es geſchah, da er ſie ſegnete, ſchied er von ihnen und fuhr auf gen Himmel.“ Allein wer kann bei der oft ſummariſch zuſammenfaſſenden Erzählungsweiſe der Evangeliſten mit Sicherheit behaupten, daß die in jenen zwei Verſen berichteten Thatſachen ſämmtlich genau an demſelben Orte ſich zugetragen haben. Es ließe ſich ja ſehr wohl denken, daß der Herr ſeine Jünger etwa auf dem ſüdlichen Wege nach Bethanien, ſeinem Lieblingsaufenthalte in den Tagen ſeines Fleiſches, geführt, und dann auf dem weiter nördlichen ſtillen Wege über den Oelberg zu dem mittlern Gipfel deſſelben mit ihnen hinaufwandelnd, auf dem höchſten Punkte des letztern von ihnen geſchieden ſei, worauf dann die zurückgelaſſnen Jünger „von dem Oelberge gen Jeruſalem umwandten.“ Ferner, wer will beſtimmen, wie weit die einzelnen Vorwerke, mit einem Worte die Bezirksgrenzen Bethaniens zu jener Zeit reichten? Eine kleine verloren gegangne Notiz könnte dem Ausdruck „bis Bethanien“ möglicherweiſe eine ganz andre Tragweite geben. Bei der geringen Anzahl geſchichtlicher Spuren und bei der großen Anzahl geſchichtlicher Möglichkeiten ſollte man ſich auch hier lieber mit einem beſcheidnen Zweifel begnügen, als einer uralten Ueberlieferung dictatoriſch widerſprechen. So viel iſt jedenfalls gewiß, daß, ganz abgeſehen von der bibliſchen Erzählung ſowohl, als von der Ueberlieferung, der hohe, freie einſame Gipfel des Oelbergs menſch-

lichen Gedanken gemäß ſich unvergleichlich beſſer für jenes erhabne Schauſpiel eignet, als das niedrige, beengte und bewohnte Dorf, das jetzt den Namen el Azarijah (d. i. Dorf des Lazarus) führt.

Mir iſt bei meinem Beſuche in el Azarijah der Gedanke ſehr ſicher geworden, daß das die Oertlichkeit ſei, wohin die entrückende Wolke ſich herniederſenkte, und nur wenn die Schrift ausdrücklich ſagte: „er fuhr in Bethanien auf gen Himmel" und es ließe ſich außerdem ſicher nachweiſen, daß das jetzige el Azarijah genau die Lage und den Umfang des alten Bethanien bezeichnet, könnte ich mich für meine Perſon einfach dabei zufrieden geben. Doch genug davon.

Wir wandten, noch ehe die Sonne ihre „Mittagspfeile" auf Jeruſalem herniederſchoß, zur Stadt um, und kehrten, wie die Bienen von einem reichen Blumenfelde, mit dem ſüßeſten Honig der Erinnerung heim.

Ich aber will meine Leſer von der Himmelfahrtskapelle über Bethanien am ſüdlichen Abhang des Oelbergs nach der heiligen Stadt zurückführen, und ſo den Weg, den wir an einem Nachmittag von Jeruſalem aus dorthin unternahmen, umgekehrt mit ihnen gehen.

Wir laſſen die Himmelfahrtskapelle links liegen und an der Südſeite des mittlern Gipfels hinabſteigend, treten wir in eine ſtill verborgne Schlucht, die in das Kidronthal mündet. Bald liegt das elende Dorf el Azarijah vor uns, das von benachbarten Gärten und Hainen, worin der Oelbaum und die Feige, der Mandelbaum und die Granate gedeihen, allerdings ſehr gehoben wird. Das Lieblichſte aber, was es hat, — das ſind die Erinnerungen, die ihr freundliches Immergrün um jede Ruine und um jeden Stein her ranken. Wir ſchauen vergebens nach einer geſchäftigen Martha und nach einer ſinnigen Maria um, — die 15 bis 25 Haushal-

tungen des Dorfes ſind lauter Bilder träger Armuth, und die Geſichter der Leute, die uns umringen, ſchauen roh und wüſt darein. Auf ſechsundzwanzig Stufen ſteigen wir in das Gewölbe hinunter, das, wenn wir der allerdings alten Ueberlieferung trauen dürfen, einſt von drei Allmachtswörtlein deß, der die Auferſtehung und das Leben iſt, wiederhallte: „Lazare, komm' heraus!" Die angezündete Kerze wirft einen matten Schein durch das kellerartige Gewölbe, in welchem eine noch tiefere „Kluft" die Stelle bezeichnen ſoll, von wo der Verſtorbne „gebunden mit Grabtüchern und ſein Angeſicht verhüllt mit einem Schweißtuch" herauskam.

Als wir an jenem Nachmittag Bethanien von Jeruſalem aus beſuchten, ſtürzte ein lieber Begleiter, welcher der Kerze vorausgeeilt war, in dieſe Kluft hinab, und wir waren froh, daß wir mit dem bloßen Schrecken davonkamen.

Die Stätte, wo menſchliche Freundſchaft, göttlich verklärt, ihre duftigſten Blüthen trieb, iſt trotz ihrer ungewiſſen Monumente eines längern Weilens wohl werth. Doch wir müſſen, noch ehe die Sonne in's Mittelmeer hinabſinkt, uns von dieſer ſtillen Roſenlaube in dem großen Prachtgarten bibliſcher Erinnerungen losreißen. Wir ſchlagen den Südweg zur Stadt ein. Von dem niedrigen Rücken des Oelbergs, über den er uns führt, werfen wir rückwärts einen Blick auf die Gebirge Moabs am todten Meer, deren faltige Formen, von einem eigenthümlichen Blau umfloſſen, jetzt ebenſo ſanft und weich ausſehen, wie ſie am Morgen ernſt und ſtreng erſchienen. Schon nach einer halben Stunde erreichen wir die Brücke, die uns über den Kidron ſtracks zum Stephansthor hinaufführt.

Ein Ritt um die Mauern von Jeruſalem.

„Wir haben eine feſte Stadt; Mauern und Wehren ſind Heil.“ (Jeſai. 26, 1.) Im Lichte dieſer prophetiſchen Worte ſehen wir Leute des Neuen Bundes das wahre Jeruſalem in der chriſtlichen Kirche, ſeine Mauern im Wort und Sacrament und ſeine Wehre in dem dreieinigen Herrn der Kirche. Dennoch haben auch die ſteinern Mauern des irdiſchen Jeruſalems ihr Intereſſe für uns Chriſten, ja ſelbſt die gegenwärtigen Aftermauern, die der Sultan Soliman erſt im Jahre 1542 aufführte, und in denen nur hier und da ein mit eingebautes Werkſtück auf die alte oder älteſte Zeit deutet. Wir ſchickten uns daher eines Nachmittags zu einem Ritt um die Stadt an.

Zum Damaskusthore an der Nordſeite eilten wir hinaus. „Um Jeruſalem her ſind Berge“ (Pſ. 125, 2); hier aber treten dieſelben am weiteſten zurück, und die flache Senkung, die Jeruſalem von dem niedrigen Bergrücken dicht dahinter ſcheidet, machte dieſe Nordſeite der Stadt von jeher zur Achillesferſe derſelben, ganz beſonders aber in der Nähe des Damaskusthores, wo die Mauer jenen Thalgrund zu durchſetzen hatte, der, von Norden nach Süden ziehend, die Stadt in eine Oſt- und Weſthälfte zerſchneidet. Von jenen fernen Bergen erſpähte der „Adler“ aus dem Weſten, Titus, ſein „Aas“ zuerſt (Matth. 24, 28); und hier an dieſer offenſten Stelle machte er den erſten Verſuch, ſich darüber herzuſtürzen,

wurde aber von einer Schaar jüdiſcher Krieger, die urplötzlich an eben dieſer Stelle aus der Stadt hervorbrachen, in ſein Gebirgslager nach Gibeath Saul zurückgeſcheucht, — daß er „fliegen mußte wie ein Vogel auf ſeine Berge.“ Die „Frauenthürme,“ bei denen dieſer Aus- und Ueberfall geſchah, ſind, wie es ſcheint, die zwei Thürme, die noch immer Wache halten zu beiden Seiten des Damaskusthores, das, auf koloſſalen Quadern erbaut, mit ſeinen nett verzierten Zinnen dem Wandrer von der großen Heerſtraße des Nordens her in Bezug auf das Innere der h. Stadt bei weitem zu viel verſpricht. In einer benachbarten Ciſterne hat der nordamerikaniſche Baptiſt alsbald nach ſeiner Ankunft in Jeruſalem im Jahre 1851 ſeinen erſten Mann, einen jüdiſchen Proſelyten, getauft. Wir wollen hoffen, daß das nicht ein Solcher war, der, von der jüdiſchen Almoſenbüchſe und der anglicaniſchen Miſſionskaſſe unbefriedigt, nach einer dritten Goldmine ſuchte.

Wir ließen die ſogenannte Jeremiasgrotte links liegen. Die Kluft, die hier ſich weitet, iſt offenbar eine künſtliche; denn die Felſenſtücke, auf die ſich hier die immer weiter nach Norden vorſpringende Mauer ſteift, und die Felswand, welche die Fronte der Jeremiasgrotte bildet, zeigen offenbar ganz dieſelbe Schichtung.

Etwa auf der Mitte des Wegs zwiſchen dem Damaskusthore und der Nordoſtecke der Stadt kamen wir an dem kleinen Thore vorüber, das ſonſt den Namen des Herodes trug, in neuerer Zeit aber wegen ſeiner Zierrathen „Blumenthor“ genannt und von Ibrahim Paſcha trotz des ſchönen Namens zugemauert wurde. Bald darauf paſſirten wir den ſogenannten Pilgerteich innerhalb des alten Grabens, der hier der Stadtmauer auf ihrem Zuge nach Oſten hin Geſellſchaft leiſtet. An der Nordoſtecke der Stadt, wo der „Eckthurm“ des Joſephus noch immer trotzig in das ſteile tiefe Thal Joſaphat hinabſchaut, kehrt ſich die Mauer ſchnurſtracks nach Süden.

Auf der ſchmalen Kante, die hier der Tempelberg Moria neben der Mauer für Fußgänger und Reiter übrig läßt, wandten wir uns nun auch gen Süden dem Stephansthore zu. Das Thal Joſaphat kommt von Nordweſten her, reißt ſich in der Nähe der Stadt ſüdlich hinab und wendet ſich, nachdem es der öſtlichen Stadtmauer durch ſeine tiefe Kluft und durch ſeine ſteilen Wände Befeſtigungsdienſte geleiſtet hat, ſüdöſtlich dem todten Meere zu. Da der Kidron nur zur Regenzeit ſeine Waſſerader über den ſteinigen Thalgrund ſpielen läßt, ſo iſt es nur zum Theil bebaut; allenthalben aber ſehen wir die Saat der Auferſtehung ausgeſtreut, dort wo die Tempelmauer das ſich immer mehr vertiefende Thal überragt. Die Muhamedaner ſowohl als die Juden meinen ja nach Joel 3, 7, daß hier der Schauplatz des göttlichen Endgerichts zu ſuchen ſei, und tragen daher eifrigſt Sorge, daß ihre Gebeine in möglichſter Nähe beſtattet werden. Die muhamedaniſchen Grabmonumente ſchaaren ſich am dichteſten unterhalb der Tempelmauer, am Weſtrande des Thals, während die flachen Leichenſteine der Juden den Oſtabhang von oben bis unten überkleiden. Bei dem Stephansthore, deſſen löwenverziertes Portal auf die Zeit der Kreuzzüge zu deuten ſcheint, hielten wir uns nicht lange auf; wir hatten es bei unſern nachmittäglichen Wanderungen, die meiſt dorthin gerichtet waren, ſchon oft betrachtet An den koloſſalen Ueberreſten eines alterthümlichen Thurms dicht daneben glaubte ein neuerer Reiſender in einem auch jetzt noch gangbaren Pförtchen das Schafthor des Nehemia wiederzuerkennen (Nehem. 3, 1). Auch heute noch bringen die Söhne der Wüſte von Oſten her ihre Schafe zum Verkauf in die Stadt.

Zwiſchen den muhamedaniſchen Gräbern hinwandelnd, gelangten wir zu dem „goldenen Thor" der Kreuzfahrer. Durch daſſelbe bewegte ſich ſonſt an jedem Palmſonntage — voran der armeniſche

Biſchof zu Eſel — eine chriſtliche Prozeſſion, die den letzten Einzug des Herrn in Jeruſalem veranſchaulichte. Die Muhamedaner aber haben es ſchon längſt zugemauert, und laſſen noch heute die innere Seite des Thores, das gerade auf die Omarmoſchee zuführt, von einigen Soldaten bewachen. Denn hier ſoll, einer muhamedaniſchen Weiſſagung zufolge, dereinſt ein neuer König der Erde ſeinen Einzug halten. Ueber dem Thore ragt eine Säule aus der Mauer hoch empor; auf dieſem luftigen Sitze, — ſo glauben die Muslim, — wird ihr Prophet ſich niederlaſſen, wenn er mit dem „Sohn der Maria," der auf dem Oelberg gegenüber ſtehen wird, zum Weltgerichte kommt.

An der ſüdöſtlichen Ecke der Tempelmauer, wo das Joſaphatthal am ſteilſten hinabfällt, blieben wir eine Weile ſtehen und betrachteten die 17 bis 20 Fuß langen und 3 bis 8 Fuß hohen Werkſtücke, auf deren rieſigen Unterlagen ſich die trotzigen Mauern Salomo's gegen 90 Fuß hoch erhoben. Es ſind dieß nicht die einzigen Mauerüberreſte aus der Zeit Herodis und vielleicht ſelbſt Salomo's, wohl aber die dichteſt gruppirten. Die bei der Zerſtörung am Fuß der Mauern ſich anhäufenden Trümmer haben dieſe untern Steinſchichten der Hand des Zerſtörers, wie es ſcheint, entzogen. Dabei aber bleibt die Weiſſagung des Herrn „ſie werden Stein auf Stein nicht laſſen" (Ev. Lucä 19, 44) in ihrer vollen Wahrheit ſtehen. Dieſe wider den Willen der Zerſtörer übergebliebenen Steinlagen ſind ja eben die beredteſten Zeugen dafür, daß die Zerſtörer grundſätzlich Stein auf Stein nicht ließen, — und etwas Anderes wollte der Herr nicht ſagen. An jedem ſolchen Steine ſtehet gewiſſermaßen geſchrieben: „ich bin allein entronnen, daß ich dir's anſagte." Wie könnten daher dieſe Steine des Zeugniſſes zu Steinen des Anſtoßes werden!

Einen flüchtigen Blick auf das arme phantaſtiſche Dorf Siloah

an den ſteilen Felsabhängen werfend, bogen wir nun mit der Tempelmauer, die noch für eine Strecke zugleich die Stadtmauer bildet, nach Weſten um und kamen über den Theil des Tempelberges, der hier Ophel genannt wird, zu dem verſchloſſenen Thor el Mughâribeh, dem Miſtthore der Pilgerſage, das ſeinen neueren Namen von dem Stadtwinkel der abendländiſchen Barbaresken, zu welchem es ſonſt führte, erhalten hat. Hier ſenkt ſich das in letzter Zeit vielfach beſprochene Käſemacherthal des Joſephus ein, das den Moria vom Zion ſcheidet. Wir erklommen die faſt ſenkrechte Seite des Zionsberges, der ſchroff in das Hinnomthal hinabfällt, ſtets dicht hinſtreichend neben der ächt ſaraceniſchen Mauer, die mit ihren Ecken und Winkeln, Stufen, Thürmen und Baſtionen einen neueren Reiſenden an die Städte Altenglands erinnert hat. Etwa auf der Mitte des Bergrückens, der einſt die Stadt Davids trug, nun aber zum großen Theile längſt „wie ein Acker gepflügt iſt“ (Jerem. 26, 18), ladet das noch heute geöffnete Davidsthor zum Eintritt in die Stadt ein; wir aber folgten der Mauer zur Südweſtecke. Von dort läuft ſie, die ein- und vorſpringenden Winkel abgerechnet, ziemlich geradlinig nach Norden zur Citadelle hin. Der nordöſtliche Thurm derſelben iſt die Davidsburg der Kreuzfahrer, der Hippicus des Herodes; — ein wahrhaft cyclopiſches Gebäu in ſeinen untern Anlagen, deſſen geränderte Quadern vielleicht auf noch ältere Zeiten, als die des Herodes, deuten. Titus ließ dieſen Thurm zu einem ewigen Denkmal römiſcher Tapferkeit unzerſtört; die Kreuzfahrer hatten hier den letzten ſchweren Strauß durchzufechten, und als im Jahre 1219 der Muslim die benachbarten Mauern wuthentbrannt niederriß, blieb er bewundernd ſtehen vor dieſem rieſigen Bauwerk.

Dicht neben der Citadelle iſt das Bethlehems- oder Jaffathor, durch welches diejenigen, die von Jaffa her der heiligen Stadt nahen, einzutreten pflegen. Wir aber ſetzten unſere Wanderung zur

Nordweſtecke fort, wo die ſogenannte Goliathsburg in das Thal Gihon herüberſchaut. Auf dem Dache des dahinterliegenden lateiniſchen Kloſters, das ſchon ſo manchen abendländiſchen Pilger beherbergt hat, ſahen wir die Mönche im Wehen des Tages behaglich luſtwandeln. Hätten wir das Empfehlungsſchreiben des treuherzigen Tyrolers im lateiniſchen Kloſter zu Nazareth uns zu Nutze machen wollen, ſo hätten auch wir allabendlich uns auf dieſer friedlichen Warte ergehen können, unſern Blick hoch über einen großen Theil der Stadt und weit in das Land hineinwerfend.

Die ſinkende Sonne mahnte uns zur Eile. Wir langten nach etwa einer und einer halben Stunde wieder bei dem Punkte an, von dem wir ausgegangen waren, — beim Damaskusthore.

Du haſt deine Thürme wieder hoch und deine Mauern wieder feſt gemacht, du Tochter Jeruſalem; auch ſo iſt „dein Schade groß, wie ein Meer. Wer kann dich heilen?“ Auch ſo „klappen Alle, die vorübergehen mit Händen, pfeifen dich an und ſchütteln den Kopf über dir: Iſt das die Stadt, von der man ſagt, ſie ſei die allerſchönſte?“

Wanderung im Thale Joſaphat.

Wenn du auch nicht wüßteſt, daß die Oſtſeite der Stadt die Hauptbühne für die prophetiſche Thätigkeit des Herrn in Jeruſalem abgab, — du fühlſt dich durch die Natur ſelbſt faſt inſtinctmäßig dorthin gezogen; es iſt, als ob die tiefe Kluft, in welche der Moria dort hinunterfällt, und der dreigegipfelte Oelberg, der dahinter über die Stadt hereinſchaut, dir etwas im Vertrauen über die große Vergangenheit zu ſagen hätten. Unſre Füße wenigſtens wandten ſich am liebſten und am oftеſten dem Stephansthore zu, und manchen lieben Nachmittag ſaßen wir, im Rücken die Tempelmauer, zu unſern Füßen das Thal Joſaphat und vor uns zu unſern Häupten den Oelberg, da draußen nieder. Von dort ſteige ich nun auf ſteilem Pfade mit meinen Leſern in den jähen Thalgrund hinab und führe ſie über die ſüdliche Kidronbrücke zu den ſteinernen Monumenten Joſaphats, Abſoloms, Jacobi und Zachariä in der eigentlichen Thalenge. Daß das Grab des Joſaphat, jetzt eine ziemlich verſchüttete Felſenaushöhlung mit Kammern und Niſchen, ſeinen Namen mit Unrecht trägt, unterliegt keinem Zweifel; denn ſo ſchließt das erſte Buch der Könige: „Und Joſaphat entſchlief mit ſeinen Vätern und ward begraben mit ſeinen Vätern in der Stadt Davids.“ Das ziemlich dicht davor ſtehende Denkmal, das vielleicht mit dem erſtern ein Ganzes zu bilden berechnet war, iſt ein aus dem natürlichen Fels gehauenes, mit joniſchen Säulchen verziertes Viereck,

auf welchem ſich ein cylinderförmiger, in die Geſtalt einer umgekehrten Trompete auslaufender Ueberbau erhebt. Daß wir in dieſem Denkmal, das ebenfalls eine Grabkammer mit Niſchen in ſich ſchließt, nicht das Grabmal Abſoloms vor uns haben, das ſagt uns ebenfalls die heilige Schrift, denn „ſie nahmen Abſolom und warfen ihn in den Wald in eine große Grube, und legten einen ſehr großen Haufen Steine auf ihn und das ganze Iſrael flohe ein jeglicher in ſeine Hütte.“ (2 Samuel 18, 17.) Die Juden halten dieſes Bauwerk für die Gedächtnißſäule, die ſich der rebelliſche Königsſohn im Königsthale errichtete (2 Sam. 18, 17) und ſpeien aus, ſo oft ſie daran vorübergehen. Allein abgeſehen davon, daß Joſephus jene Denkſäule des Abſolom eine marmorne nennt, ſo zeigt auch der ganze Bauſtyl einen Charakter, der zu dem Davidiſchen Zeitalter nicht im mindeſten ſtimmt, ſondern entweder, wie Robinſon meint, auf die Zeit der edomitiſchen Herodier, oder nach Wilſon gar auf eine noch ſpätere Zeit zurückweiſt. Nur der viereckige Würfel, der, aus dem natürlichen Fels gehauen, den zuvor beſchriebnen Ueberbau trägt, darf in aller Wahrſcheinlichkeit ein höheres Alterthum anſprechen, und mit Rückſicht darauf behauptet Williams, daß das jedenfalls intereſſante Monument in ſeiner älteſten Anlage allerdings die alte Gedächtnißſäule jenes Mannes vorſtelle, um deſſentwillen der König David in tiefer Trauer über den Kidron floh.

Bei der ſogenannten Grotte des Jacobus weiter ſüdlich, einer Felſenaushöhlung mit einem von doriſchen Säulen getragnen Portal, halten wir uns nicht auf. Die Ueberlieferung bezeichnet ſie als den Ort, wo der Apoſtel Jacobus bei der allgemeinen Flucht der Jünger (Evangel. Marci 14, 50) ſich bis zur Auferſtehung des Herrn verborgen gehalten habe.

Wir ſtehen bereits vor dem letzten jener vier Monumente, einem wieder aus dem natürlichen Fels gehauenen Viereck, das, mit einigen

joniſchen Pfeilern verziert, ſich in eine Pyramide zuſpitzt. Die Ueberlieferung nennt es das Grab jenes Zacharias, der, weil er, vom Geiſt Gottes angezogen, das Volk um ſeines Götzendienſtes willen freimüthiglich ſtrafte (2 Chronik. 24, 20—21), unter den Händen des erbitterten Volkes ſtarb. Dagegen, daß ein ſpäteres Geſchlecht auch dieſem Märtyrer ein Grab baute, läßt ſich im Allgemeinen nichts einwenden; denn der Herr ſelber ſpricht: „Ihr bauet der Propheten Gräber; eure Väter aber haben ſie getödtet; ..... auf daß gefordert werde von dieſem Geſchlecht aller Propheten Blut, das vergoſſen iſt, ſeit der Welt Grund gelegt iſt, von Abels Blut an bis auf das Blut Zacharias, der umkam zwiſchen dem Altar und Tempel.“ (Lucas 11.) Wer aber will der Ueberlieferung, daß eben dieſes Monument, vor welchem wir ſtehn, jenes Grabmal ſei, einen unbedingten Glauben ſchenken?

Etwas weiter ſüdlich am Abhang des Oelbergs will uns die allzugeſchwätzige Sage gar alle die Gräber in Einer Gruppe zeigen, welche die Phariſäer den getödteten Propheten bauten. Wir klimmen über die flachen Grabſteine der Juden, die hier ſchon in der älteſten Zeit ihre ſterblichen Hüllen niederzulegen liebten (2 Könige 23, 6), an dem Abhang des ſüdlichen Oelberggipfels hinan und ſtehen vor einer Felsöffnung, die durch ein kreisförmiges Gemach zu einem kleinen Labyrinth von Gängen und Gallerien mit Kämmerchen und Niſchen führt. Steigen wir noch etwas weiter aufwärts, ſo treten wir auf eine freie Anhöhe. Rechts liegt eine zerbrochne Säule; wir entdecken auch eine alte Ciſterne in der Nähe, aber unſer Blick ſchweift lieber nach dem Todten Meere aus, deſſen Berge mit ihren zackigen Rändern heute im tiefſten Dunkelblau vor uns liegen.

Wir kehren nun zu der verlaßnen Thaltiefe zurück, indem wir unſern Weg über das Dorf Siloah nehmen, deſſen Bewohner ſich in einer alten Todtenſtadt an einem tieferen Abhang des Felſens

angeſiedelt haben, den die Ueberlieferung für den Berg erklärt, auf welchem Salomo für ſeine ausländiſchen Weiber „dem Greuel der Moabiter und dem Greuel der Ammoniter eine Höhe baute" (1 Buch der Könige 11, 7), und daher den Berg des Aergerniſſes nennt. In den ſtillen Kammern, die ſich aus der Ferne faſt wie die in den Fels gehauenen Fluglöcher eines Taubenſchlags ausnehmen, haben ſich die Fellahs des Dorfes eingeniſtet und aus zertrümmerten Werkſtücken allerlei Vor- und Anbauten für ſich und für ihre Hausthiere hinzugefügt. So wohnt denn hier die lebendige Armuth bei dem reichen Tode umſonſt zur Miethe. Wir eilen nun zu dem ſogenannten Marienbrunnen in der Thaltiefe zwiſchen dem Ophel und dem Berg des Aergerniſſes hinunter, wo wir die ſchöne Welt von Siloah mit ihren Waſſerkrügen verſammelt finden. War das des „Königs Teich," wo Nehemia's Thier der aufgehäuften Trümmer wegen „nicht Raum hatte, daß es unter ihm hätte gehen können," als dieſer bei Nacht den Bach (Kidron) hinanzog, und es ihm wehe that, die Mauern (Jeruſalems) alſo zu ſehen? (Nehem. 2, 14, 15). Der Bau, der den Brunnen überwölbt, iſt jedenfalls ſehr alt. Sechsundzwanzig Stufen führen zu dem Quell hinab, der in einem niedrigen windungsreichen Canal ſeine kühlen Fluthen, die von Zeit zu Zeit urplötzlich etwas laulicht aufſprudeln, unter dem Ophel weg zu der benachbarten Siloahquelle entſendet. Man glaubt, daß die Marienquelle ihren gewöhnlichen Vorrath aus einem kühlen Waſſerbecken in den unterirdiſchen Felsſchachten des Haram (d. i. des Tempelplatzes) beziehe, daß aber die Heilbäder an der Weſtſeite desſelben ihre wärmern Maſſen dann und wann dahinein ergießen, und ſo jene laulichten Sprudel in der Marienquelle verurſachen.

In einer graden Entfernung von etwa 1100 Fuß weiter ſüdlich liegt an der entgegengeſetzten Seite des Ophel am Ausgange des Käſemacherthals die berühmte Siloahquelle, die Muhamed der

arabiſchen Ueberlieferung zufolge ſo hoch geehrt hat, daß er ſie nebſt der Zemzemquelle in Mecca ſein Paradies bewäſſern läßt. Die Quelle macht eben eine ihrer geheimnißvollen Pauſen; doch ſehen wir an der Näſſe dort deutlich genug, daß ſie noch nicht lange von ihrer ſegensreichen Arbeit ruht. Unter einer Felſenwölbung, in welche der unterirdiſche Kanal von der Marienquelle her mündet, quillt das Waſſer hervor und ergießt ſich in einen tieferliegenden größern Behälter; ein kleiner Kanal führt es von dort den Pflanzungen zu, die ſich bis in das Thal Joſaphat hinabbreiten, und dort die ſogenannten „Königsgärten" (Nehem. 3, 15) bilden. Saftige Gemüſe und ſchattige Fruchtbäume überkleiden hier die ſonſt nackten Rippen des Felſengrundes und durchbrechen mit ihrem wohlthuenden Grün das röthliche Licht, das alle Hügel und Flächen um Jeruſalem, ich möchte ſagen, wie eine leiſe Schamröthe überfliegt, und das, den Frühling ausgenommen, wo allerdings auch Gras und Getreide lebendigere Farben darein miſchen, faſt nur von dem fahlen Grün der Oelbäume hie und da überdunkelt wird. Unweit des vorhin erwähnten Waſſerbehälters ſehen wir einen zweiten Behälter, jetzt in einen Garten umgeſchaffen, die ſchönſten Oel- und Feigenbäume tragen. „War der erſtere oder der letztere jener „Teich Siloah," wo ſich auf des Herrn Geheiß der Blindgeborne waſchen mußte? (Evang. Joh. 9, 7.)

Wir verlaſſen nun das „ſtille gehende" Waſſer zu Siloah (Jeſai. 7, 6) und wenden uns an den Königsgärten vorüber der Stelle zu, wo das Thal Hinnom und das Thal Joſaphat in eine Spitze zuſammenlaufen. Hier ſind wir nun bei dem Brunnen Rogel, d. i. „dem Quell der Kundſchafter," angekommen, bis wohin einſt Jonathan und Ahimaaz von dem flachen Feld der Wüſte her als Kundſchafter vordrangen (2 Samuel. 17, 17). Dort die vom ſogenannten Berge des Böſen Raths ſchroff vorſpringende Wand mit

ihrem einladenden Schatten über den Spuren ehemaliger Gärten iſt vielleicht der Fels Soheleth, wo der empöreriſche Adonja mit ſeiner Rotte „Schafe und Rinder und gemäſtetes Vieh opferte“ (1 Buch d. Kön. 1, 9), bis der Poſaunenhall und das Jauchzen des Volks, das bei der Salbung Salomo's zum Nachfolger auf dem königlichen Stuhle vom Thale Gihon an der Weſtſeite der Stadt ſich herwälzte, das fröhliche Gelag urplötzlich auseinanderſchreckte. Selbſt noch heut zu Tage pflegen ſich dort in dem ſogenannten Wadi el Rubâb die Bewohner Jeruſalems gelegentlich zu ergehen.

Der Brunnen Rogel, an deſſen Namen die Erinnerung jener zwei Begebenheiten hängt, die dem König David Pſalmen „aus tiefer Noth“ auszupreſſen wohl geeignet waren, iſt ein mit großen Quadern ausgemauertes, ziemlich unregelmäßiges Viereck von 125 Fuß Tiefe. Daneben ſehen wir außer mehrern ſteinernen Trögen für das Vieh einen alten Teich, der, über und über mit Grün bezogen, uns faſt ein wenig anheimelt. Hier iſt einer der Hauptplätze, wo die Waſſerverkäufer von Jeruſalem ihre Schläuche füllen.

Etwa nur noch einen Monat ſpäter zur Regenszeit, die ihre Nähe ſo eben durch die ſchwarze Wolke dort über Zion in Erinnerung bringt, und der Reichthum dieſes Brunnens, den vielleicht das einſickernde Waſſer des Kidrons unterirdiſch ſpeiſt, bricht an zwei Stellen aus dem Boden des Thals bachartig hervor.

Da nur das Jaffathor noch eine Weile nach Sonnenuntergang geöffnet bleibt, die Sonne aber ſehr bald ihre letzten Strahlen werfen wird, ſo eilen wir durch das Hinnomthal jener letzten Zuflucht zu. Kaffebraun erglänzen die felſigen Abhänge dicht zur Linken, an denen hie und da ein vereinzelter Oelbaum dunkelt, während die Berge vor uns über der röthlichen Ebne in blauen Duft wie verſchweben.

Wanderung in den südlichen, westlichen und nördlichen Umgebungen von Jerusalem.

So sprach der Herr zum Propheten Jesaias: „Gehe hinein zum Schatzmeister Sebna, dem Hofmeister, und sprich zu ihm: Was hast du hier? Wem gehörst du an, daß du dir ein Grab hier hauen lässest, als der sein Grab in die Höhe hauen läßt, und als der seine Wohnung in den Felsen machen läßt. Siehe der Herr wird dich wegwerfen, wie ein Starker einen wegwirft, und dich zuscharren, und wird dich umtreiben wie eine Kugel auf weitem Lande." (Jes. 22, 15 — 18.) An diese Worte des A. T. wurde ich lebhaft erinnert, wenn ich etwa von der Südostecke der Tempelmauern auf die leeren Felsengräber bei Siloah hinüberblickte, noch lebhafter aber, als ich unter den Felsengräbern umherwanderte, die über die Südabhänge des Thales Hinnom verstreut liegen. Dort nämlich hallen die leeren Wohnungen des Todes vom Geräusch des Lebens wieder, und die Vergangenheit tritt vor der unmittelbaren Gegenwart in den Hintergrund; hier aber herrscht in den leeren Behausungen des Todes die völligste Stille, und Gedanken wie die: „Was hast du hier? Wem gehörst du an?" drängen sich ungehemmt der Seele des Darüberhinwandernden auf. Einzelne Oelbäume oder Oelbaumgruppen am Rand der steilen Felsterrasse streuen hie und da ihren dunkeln Schatten über den bläulichen Kalkstein, in und aus welchem die Gräber gehauen sind, und weisen auf die

pflegende Hand der Lebendigen hin; auch deuten die aus losen Steinen roh zusammengelegten Feuerstätten am Eingange dieses oder jenen Grabes, sowie die schwarzberauchten Grüfte, denen man hie und da begegnet, auf einen gelegentlichen Besuch aus der benachbarten Wüste her, und enge, aber tiefe Cisternen von alterthümlichem Ansehn vollenden das Bild der Wohnlichkeit im Sinne des Morgenlandes; ich bin aber selbst auch nicht auf Einen Lebendigen an jenen melancholischen Stätten des Todes gestoßen.

Wir erklimmen nun von dem Brunnen Rogel aus, wo wir auf unsrer Wanderung stehen blieben, den Berg des Bösen Rathes, so benannt von der Ueberlieferung, die hieher das Landhaus des Kaiphas verlegt, welcher den argen Rath gab „es ist uns besser, Ein Mensch sterbe für das Volk, denn daß das ganze Volk verderbe." (Joh. 11, 50.)

Hier stehen wir nun höchst wahrscheinlich auf dem Töpfersacker, den die Hohenpriester, die das Kameel „jenes bösen Raths" ohne Weiteres verschluckt hatten, in mückenseigerischer Gewissenhaftigkeit für das Blutgeld der dreißig Silberlinge zu einem Begräbniß armer Pilger erkauften. (Matth. 27, 6 — 8.) Ein bedeutendes Lager von weißer Thonerde in der Nähe, das bis auf den heutigen Tag gestochen und verarbeitet wird, sowie der Umstand, daß der Prophet Jeremias den irdnen Krug gerade „im Thale Hinnom dem Ziegelthore gegenüber" in prophetisch-sinnbildlicher Weise zerbricht (Jerem. 19), lassen kaum einen Zweifel übrig, daß dies im Ganzen genommen der Ort sei, für den die Ueberlieferung ihn ausgiebt. Es haben denn auch Pilger aus allen Zeiten bis mindestens zum 18. Jahrhunderte herab ihre sterblichen Hüllen an dieser Stätte niedergelegt, und zwar zum Theil in der Meinung, daß die trockne Pfeifenerde von Hakeldama die eingelegte Leiche innerhalb 24 Stunden dem Staube vollständig wiedergebe, noch

mehr wohl aber in dem Wahne, daß dieſer um den Preis des unſchuldigen Bluts erkaufte Acker alle Schuld deſſen, der dort der Auferſtehung entgegenharrt, unausbleiblich tilge.

Wir werfen einen Blick in das ſogenannte Beinhaus, gegenwärtig das einzige Denkmal, welches die Lage des Blutackers der Ueberlieferung zufolge kenntlich macht. Das Mauerwerk der beiden Pfeiler, die eine Art Vorhalle zu einer doppelten Grabeshöhle mit Niſchen und Spuren von Niſchen tragen, glaubte ein ſachkundiger Forſcher bis in die Zeit vor der Zerſtörung Jeruſalems durch Titus hinaufſetzen zu müſſen. Man weiß nicht, wer ſich hier urſprünglich „eine Wohnung in dem Felſen" hauen ließ; er iſt längſt „weggeworfen," und nur fremde Schädel und Knochen ſehen wir in der Tiefe des Felſengrabes ſich „umtreiben."

Es iſt hier ein ziemlich romantiſches Durcheinander von Felsterraſſen, Felstreppen und Felsgräbern; doch ich will meine Leſer mit der Beſichtigung der einzelnen einander ſehr ähnlichen Grüfte nicht aufhalten, die, wohl meiſt aus der altjüdiſchen Zeit herrührend, ſpäter von den Chriſten wieder benutzt wurden. Dort aber bei dem Grabe dicht am Wege müſſen wir ſchon ein paar Minuten ſtehen bleiben; denn die griechiſche Inſchrift ſagt uns, daß zehn Männer aus Germanien ihre letzte Ruhe darin zu finden hofften. „Wo habt ihr's nun? und Wem gehörtet ihr an?"

Dr. Clarke, ein engliſcher Reiſender zu Anfang dieſes Jahrhunderts, glaubte in dieſer Todtenſtadt auf dem Berge des Böſen Raths eine ganz beſondere Entdeckung gemacht zu haben. Er fand an mehr als einem Grabe die Worte „des heiligen Zions" eingegraben, und baute darauf den eiligen Schluß, daß hier und nicht auf der gegenüberliegenden Höhe die Stadt Davids zu ſuchen ſei. Er wußte nicht, daß die auf dem Zion gelegne Apoſtelkirche auch mit dem Namen „Sancta Zion" bezeichnet wurde. Der gute Mann

ging aber noch weiter. Die aufgeſchlagne Bibel in der Hand, erträumte er ſich unter den Gräbern auf ſeinem Zionsberge, ſonderbarer Weiſe, ſogar die Gruft des Herrn. Jenes Grab dort hat ja auch eine Oeffnung, die mit einem Stein zu verſchließen iſt, und im Innern, — wie wunderbar! — nur Eine Niſche! Ja, dort iſt wohl gar die Felſenſteile, wo Petrus mit dem voraneilenden „andern Jünger" nicht Schritt hielt! (Ev. Johannis 20, 4.) Was braucht es weitern Zeugniſſes „bei einem ſo außerordentlichen Zuſammentreffen mit allen Umſtänden, die ſich auf die Geſchichte des h. Grabes beziehen."

Wir ſteigen nun bei den jüngern Gräbern der Karaiten, einer jüdiſchen Secte, die gegen den Talmud proteſtirt, zu dem Birket es Sultan am Ausgange des Hinnomthals hinab. Die Felswände des Thals bilden die zwei ſehr langen Seitenwände des alterthümlichen Behälters und zwei Querdämme aus Quadern ſchließen die zwei ſchmälern Seiten im Norden und Süden. Die Waſſerleitung des Pilatus, die von den Salomosteichen bei Bethlehem über den Berg des Böſen Rathes herabkommt, umſchlängelt den Teich, der nur ſelten Waſſer bietet, im Weſten, Norden und Oſten, als wollte ſie ihm, bei ſeiner großen Armuth, ihre Unentbehrlichkeit immer und immer wieder nahe legen.

Wir wandern nun weiter aufwärts zu dem kleinern Mamillateiche, am Beginn des Gihonthales. Einige Forſcher halten ihn für den „alten Teich" (Jeſ. 22, 11), welchen Hiskia zudeckte und von abendwärts zur Stadt Davids hinunterleitete (2 Chron. 32, 30), während ſie in dem tiefer gelegnen Birket es Sultan den ſogenannten „untern Teich" ſehen (Jeſ. 22, 9). Jener neue Teich, der das abendwärts geleitete Waſſer des zuerſtgenannten empfing, iſt ihnen dann der Birket el Hammam, — etwas öſtlich vom Jaffathor innerhalb der heutigen Stadtmauern; dorthin leitet eine rohe

Rinne noch heut zu Tage die gelegentlichen Gewässer des Mamillabeckens.

Mit den Alterthumsbedenken, die an dem letzten Punkte haften, will ich meine Leser hier nicht behelligen. Ließe sich bestimmt nachweisen, daß die letzterwähnte Oertlichkeit innerhalb der Stadt auch damals gelegen habe (Sirach 48, 19), so würden sie damit wesentlich gehoben sein.

Muhamedanische Gräber liegen zur Seite des obern Teichs, der sich auch nur zur Regenszeit mit Wasser füllt. Hierher sollte ursprünglich der protestantische Gottesacker kommen; Bischof Alexander war, wenn ich nicht irre, sogar schon dort begraben. Da erhob sich eine eigenthümliche Schwierigkeit — in der Region der Luft. Die von den christlichen Gräbern zurückgeworfnen Sonnenstrahlen würden ja nach der Berechnung der Muhamedaner gerade auf eines ihrer Minarets getroffen und damit jenes Heiligthum besudelt haben. So mußte man denn den gefaßten Plan wieder aufgeben und den ersten protestantischen Bischof auf dem Stuhle Jacobi des Gerechten zur letzten Ruhe anderswohin betten.

Es sammeln sich auch heute wieder schwarze Wolken über Zion; aber noch seufzt unter dem Druck der Schwüle Alles vergebens nach der entlastenden Regenzeit. Schwerer noch hangen die Wolken Deines Zornes über Dein „schönes Zweiglein." (Ps. 48, 3.) Ach, wann giebst Du, Gott, Deinen gnädigen Regen und erquickst Dein Erbe, das dürre ist?

Wir wenden uns nun dem Bergrücken an der Nordseite der Stadt zu, der, hie und da mit Gruppen von Oelbäumen besetzt, zum freien Lustwandeln und zum sinnigen Weilen einladet, und wandern zuerst links zu den entferntesten Alterthümern in dieser Gegend — zu den sogenannten Gräbern der Richter hinüber. Da stehen wir in anmuthiger Umgebung vor einem mit Blumen

und Blättern reich verzierten Portal und treten durch einen Vorhof in das Hauptgemach mit mehrern Seitenkammern. Da dieſes in der That ſchön gearbeitete Grab gegen 70 Niſchen zählt, ſo hat es die ſehr junge Legende flugs den 71 Mitgliedern des Hohen Raths zugewieſen. Wir aber fragen mit dem Propheten auch hier: „Wem gehörſt du an?“ und ſchreiten rechts zu den Königsgräbern hinüber, die ihren Namen inſoweit mit Recht führen, als wir es hier wirklich mit dem Mauſoleum einer Königin zu thun haben, — jener Königin Helena von Adiabene, die ſich ſammt ihrem Sohne zu Jehovah bekehrte, die heilige Stadt zu ihrem Wohnſitze machte und ihre neue Liebe durch reiche Spenden an die Stadt und an das Volk Gottes bethätigte. Ein tief in den Felsboden eingehauner offner Vorhof, der allerdings an die Prieſtergräber in Theben erinnern kann, liegt zu unſern Füßen; durch ein halb verſchüttetes Thor treten wir gebückt hinein, bewundern über dem Portal dort die reichen Gewinde von Trauben, Blumen und Früchten, und kriechen dann durch jene mit Steinen faſt ausgefüllte Oeffnung in das Mauſoleum hinab mit ſeinen Kammern und Kämmerchen, Gängen und Niſchen. Einige Ueberreſte weißmarmorner Sarkophage, über den Boden verſtreut, predigen auch in dieſen dunkeln Räumen über das prophetiſche: „Waſt haſt du hier?“ und die ſtillen ſchattigen Umgebungen ſprechen: Laß dich nieder, Pilgrim, und denke über die Predigt, die du da unten gehört haſt, nach.

Da das Grab der Helena hart an der Straße nach Nabulus liegt, ſo ſchlagen wir uns weſtwärts da hinüber und folgen der flachen Einſenkung, die, von Oelbäumen beſchattet und mit Ciſternen reich beſetzt, dem Damaskusthore entgegenläuft, zur ſogenannten Grotte des Jeremias in der ſüdlichen Steilwand eines rundlichen Hügels. Ein ummauertes Gärtchen wehrt den Zugang zum Innern dieſer Grotte, die, urſprünglich vielleicht ein Steinbruch, jetzt einigen

muslimiſchen Heiligen zur letzten Ruhe dient. War dies das „Denkmal des Herodes?“ Wir wiſſen's nicht.

Eine alte Sage berichtet, daß, wenn man zwiſchen dem Damaskusthore und der Jeremiasgrotte ſich mit dem Ohr auf die Erde lege, man zu gewiſſen Zeiten das Rauſchen eines unterirdiſchen Bachs vernehme, der von der letztern Gegend her mitten durch die Stadt bis unter den Felſen der Omarmoſchee hinabfließe. Ich habe den Verſuch, der der Selbſttäuſchung ſicherlich in hohem Grade unterworfen iſt, nicht gemacht; würde auch ſo gut wie unnütz geweſen ſein, indem die paläſtinenſiſche Sommerſonne von Beirut her auf mein Ohr ſo eingewirkt hatte, daß ich ohnedies ſtets einen Waſſerſtrom darin brauſen hörte. Mehrere neuere Reiſende jedoch, die in ſtiller Nacht der Muttererde dort ihr Ohr geliehen haben, beſtätigen das ſchon von Antoninus Martyr mitgetheilte Geheimniß. Man ſieht dann wohl in dieſem unterirdiſchen Bache jenen obern Ausfluß des Gihon, den der fromme, weiſe und glückliche Hiskia der anrückenden Aſſyrer wegen zudeckte und in die Stadt hereinleitete, und wie man ihn für den Hauptnährer der großen Waſſerſammlung unter dem Tempelberge halten möchte, ſo iſt man geneigt, dieſe Tempelwaſſer ſelbſt auch in die Maria-Siloahquelle ausſtrömen zu laſſen und ſo Einen großen Waſſerzuſammenhang von Norden nach Süden anzunehmen.

Nun, die Propheten wenigſtens ſehen in ihren Geſichten das Waſſer des Lebens unter der Schwelle des Tempels in alle vier Himmelsgegenden hinausſprudeln (Ezech. 47), und dem Evangeliſten zeigte der Engel einen lautern Strom, der klar wie ein Kryſtall von dem Stuhle Gottes und des Lammes ging. (Offenb. 22, 1.)

Das ſind freilich nur Schattenbilder himmliſcher Güter; das hindert aber nicht, daß ſie in ihren allgemeinen Umriſſen der irdiſchen Wirklichkeit entnommen wurden.

Beſuch in der Davidsſtadt.

„Machet euch um Zion und umfanget ſie, zählet ihre Thürme, und erhöhet ihre Paläſte, auf daß man davon verkündige bei den Nachkommen.“ (Pſ. 48, 13, 14.)

Dieſe fröhlichen Poſaunenſtöße des heiligen Pſalmiſten dämpfen ſich, aus der Ferne der Jahrtauſende herüberſchallend, über den „Steinhaufen“ der alten Davidsſtadt zu leiſen Traueraccorden. Das wußten wir im Voraus und erfuhren es auch an unſern Herzen, als wir uns an einem Freitag Nachmittag dorthin begaben und den Zionsberg mit ſeinen ſpärlichen Trümmern des Alterthums nach allen Richtungen hin durchſtreiften.

Wenn du dich von dem Jaffathore her rechts zu dem Zionsberge hinauf wendeſt, ſo iſt das erſte Gebäude, das deine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt, die engliſch-proteſtantiſche Kirche auf einer Anhöhe des Zions. Die londoner Geſellſchaft zur Beförderung des Chriſtenthums unter den Juden begann den Bau; die Freigebigkeit einer engliſchen Dame hat ihn vollendet. Obſchon das in gothiſchem Geſchmack aus weißem Kalkſtein aufgeführte thurmloſe Kreuzkirchlein ſich ganz nett ausnimmt, ſo wirſt du's am Ende doch kaum glauben wollen, daß es zu ſeiner Zeit zwanzigtauſend Pfund gekoſtet hat, mag man dir immerhin ſagen, daß zu einer ſichern Grundlegung 40 Fuß hohe Trümmerhaufen, vielleicht vom ehemaligen Palaſte des Herodes, hinwegzuräumen waren.

Nun da ſtehſt du vor der erſten proteſtantiſchen Kirche in Jeruſalem und wirſt dich als proteſtantiſcher Chriſt ſicherlich darüber freuen, daß in der Stadt, von wo der „ſchöne Glanz" über die Welt hin ausgebrochen iſt, nicht mehr bloß jene allzutrüben Lichter der Kirchen brennen, denen der Herr den Leuchter ſchon ſeit langer Zeit mehr oder minder umgeſtoßen hat. Allein zwei oder drei Nebengedanken möchten jedem deutſchen Chriſten die Freude daran doch wohl in etwas verkümmern. Sieh einmal das Gebäude recht genau an; da iſt eine auffallende Unregelmäßigkeit in dem ſonſt ſo geſchmackvollen Kirchlein, ein das architectoniſche Ebenmaß ſtörender Seitenbau. Nun das ließe ſich wohl verſchmerzen; aber wozu denn dieſer ſonderbare Anbau? Der engliſche Konſul wohnt darin. Der engliſche Konſul? fragſt du verwundert. Ja, denn der türkiſche Großherr, dem die engliſche Flotte das heilige Land hatte wiedergewinnen helfen, wollte den lieben Freunden nur eine Konſular-Kapelle geſtatten. Aber warum hat man denn dem preußiſchen Konſul, deſſen König zur Errichtung des anglicaniſchen Biſchofsthums die volle Hälfte beigeſteuert, zur Wiederherſtellung des Ebenmaßes nicht auch eine Wohnung auf der entgegengeſetzten Seite angebaut? Nach dem Grundſatze der Gerechtigkeit, denn die Kirche iſt mit engliſchem Geld gebaut, und hätte man Gnade für Recht wollen ergehen laſſen, ſo wäre mit dem architectoniſchen Gleichmaß zugleich etwa der böſe Schein eines politiſchen Gleichmaßes herausgetreten.

Wir wenden uns von dieſem ſprechenden Denkmal türkiſcher Undankbarkeit und proteſtantiſcher After-Vereinigung an der türkiſchen Kaſerne vorüber höher hinauf dem armeniſchen Kloſter zu, dem reichſten der Stadt. Die dazu gehörige Kirche iſt prachtvoll, aber überladen. Edle armeniſche Geſtalten in langen ſchwarzen Gewändern bewegen ſich in den bequemen und ſaubern Räumen hin und her. Wir aber eilen auf das Dach mit der freien Aus- und Rund-

ſicht. Gegenüber dem Kloſter liegt dicht am Weſtabhange Zions, auf zwei Seiten von der Stadtmauer ſelbſt eingefriedigt, der große wunderliebliche Garten, in deſſen Säuſeln es ſich von vergangenen Zeiten gar angenehm träumen ließe.

Zwiſchen dieſem Garten und dem armeniſchen Kloſter führt uns unſer Weg nun zum Zionsthore hinaus, ohne uns damit an das Ende des Zionsberges zu bringen, der ſich hier noch weiter gen Süden ausbreitet, ehe er ſich in das Thal Hinnom ziemlich ſchroff hinabſtürzt.

Wo ſind die Paläſte geblieben, die ſich ſonſt auf dieſer trotzigen Felſenſtirn erheben mochten? wo die Thürme, die du, o König, zählen heißeſt? 'Und wer ſind diejenigen, die dieſen Theil des Zions heut „umfangen"? Die Todten. Die Gottesäcker der Griechen und der Lateiner, der Armenier und der Amerikaner liegen hier geſondert nebeneinander, und dort ganz im Süden ſchauet vom Steilrande des Zions der neueſte engliſche Friedhof mit ſeinen weißen Mauern und ſeinen alten Oelbäumen auf den Blutacker hinüber.

Mehre Fußpfade ſchlängeln ſich am Südrande des Zionbergs über die ſchroffen, von Olivenbäumen und Ackerfeldern beſetzten Abhänge in das Thal Hinnom hinunter. Wir aber wenden uns wieder zum Stadtthor zurück und treten auf einige Augenblicke in jenes merkwürdige Gebäude, etwa auf der Mitte der außerſtädtiſchen Zionsplatte, das ſchon im 4. Jahrhundert als die Kirche der Apoſtel erwähnt wird. Ein wüſtes Labyrinth von Sälen, Treppen und Terraſſen! Man zeigt uns eine große ſteinerne Halle mit einer Altarniſche, und die Legende, die uns hier in Jeruſalem auf Tritt und Schritt folgt, will uns glauben machen, daß in dieſen Räumen der Herr das heilige Abendmahl einſetzte.

Ein eigenthümliches Gefühl beſchleicht dich, wenn du, auf dieſer Bergplatte umherwandernd, dir ſagen mußt: Jetzt wandelt

dein Fuß vielleicht über das Grab des Königs hin, deſſen Harfe noch immer in alle Zonen hinaushallt, herzerſchütternd und herzerhebend. Denn ſo ſagt die Schrift: David entſchlief mit ſeinen Vätern und ward begraben in der Stadt Davids (1 B. d. Kön. 2, 10). Wir leihen daher der Legende dießmal kein ganz unwilliges Ohr, wenn ſie uns im Vertrauen ſagt, daß das muhamedaniſche Beli, über welchem das ſoeben betrachtete Gebäude errichtet iſt, die Ueberreſte des königlichen Dichters berge, auf deſſen Gräb der Apoſtel Petrus zu ſeiner Zeit mit Fingern hinweiſen konnte (Apoſtelg. 2, 29) und ſprechen mit bewegtem Herzen: Wo du auch immer ſchlummerſt, du Mann nach dem Herzen Gottes — ob hier unter dieſem oder dort unter jenem Stein, — ſchlummre in Frieden, bis daß „du erwacheſt nach Seinem Bilde"; denn auch dir hat der Herr kund gethan „den Weg zum Leben."

Noch weiter nordwärts, dem Zionsthore zuſchreitend, gelangen wir zu dem kleinen armeniſchen Kloſter, das die Kloſterſage für das Haus des Hohenprieſters Kaiphas ausgiebt. Die guten Mönche wiſſen ſogar die Stelle, wo der Hahn gekräht und der Apoſtel bitterlich geweint hat. Wenn ſie uns doch lieber ſagten, wo er ſich „wärmte" (Joh. 18, 25); denn es wird uns dabei gar froſtig zu Muthe.

Wir treten durch das Zionsthor wieder in die Stadt ein und wenden uns rechts bergabwärts. Da dicht an der Stadtmauer liegen die elenden Hütten der Ausſätzigen; ſie ſtrecken aus der Ferne her die Hand flehentlich nach einem Almoſen aus. Ach daß jetzt kein Heiland mehr die Hand nach ihnen ausreckt, ſie anrührt und ſpricht: „Sei gereiniget."

Da kommt ſoeben ein Leichenzug. Der Todte liegt offen auf einer flachen Bahre und die Träger eilen, als ob ſie ihrer Bürde gern ſobald als möglich entledigt wären. Der Todte war einer

von denen, die, Kinder Abrahams nach dem Fleiſche, in fleiſchlicher Weiſe auf die Erlöſung Iſraels in Jeruſalem warten, und weil die Decke Moſis auf den Augen ihres Geiſtes liegen bleibt, zuletzt von hinnen müſſen, ohne daß ſie zu ſprechen im Stande ſind: Herr, nun läſſeſt du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland geſehen, — in welchen meine Väter geſtochen haben.

Wir können hier von den Hütten der Ausſätzigen aus gleich einmal einen kleinen Abſtecher in das Quartier der Juden machen; die Judenmarktſtraße ladet uns dazu ein, obſchon ſie freilich nichts Einladendes hat. Nichts als Engen und Winkel, Schutt und Schmuz in dem elenden Judenviertel; das Herz kehrt ſich um, während das Auge ſich abwendet; nur das deutſche Ohr freuet ſich der heimathlichen Klänge. Wir treten in eine Synagoge der deutſch-polniſchen Juden ein. Da liegt Einer in ſchmuzigem Gewande auf dem ſchmuzigen Boden; dort ſitzt eine Gruppe gemüthlich Schwätzender; hier recitirt ein bezahlter Leſer den Talmud ſo raſch und raucht dazu ſo leidenſchaftlich, und muſtert uns ſo eifrig, daß wir ſicherlich nicht glauben können, der Verſtand wiſſe etwas von dem, was der Mund plappert, — geſchweige denn das Herz. Sind das die Auserwählten, welchen vertrauet war, was Gott geredet hat, welchen gehört die Kindſchaft und die Herrlichkeit und der Bund und das Geſetz und der Gottesdienſt und die Verheißung, welcher auch ſind die Väter, aus welchen Chriſtus herkommt nach dem Fleiſch, der da iſt Gott über Alles, hochgelobet in Ewigkeit?

Dieſe Frage macht ſich wohl auch an andern Orten laut; aber hier am Abhang Zions, im Angeſicht des Berges, wo ſonſt der Tempel ſtand mit ſeinen ſchönen Gottesdienſten, durchſchrillt ſie die Seele.

Wir verfolgen unſern frühern Weg an der Stadtmauer entlang zu dem Käſemacherthal hinab. Es geht an ſtachlichten Cactushecken

vorüber und in dem tiefen Schutt und Staub ſinken die Füße ein wie in Aſche. Schon ſtehen wir im wüſten Grunde des vorgenannten Thales, wo ſonſt der Verkehr ſeine bewegteſten Wogen wälzte; wir werfen einen Blick auf die ſchwer zu deutenden Ueberreſte an der dortigen Tempelumfaſſung, in denen Robinſon die Ueberbleibſel jener Brücke zu erkennen glaubte, die einſt, das Käſemacherthal überſetzend, den Tempelberg mit der Davidsſtadt verband. Sollte man wirklich dieſe tiefe Stelle zur Ueberbrückung gewählt haben?

Wir ſchlagen uns nun nördlich in das kleine Quartier der Barbaresken hinein und gelangen ſchon nach etwa 100 Schritten zu der Stelle der Tempelmauer, an deren Fuß ſich die merkwürdigſten Ueberreſte aus der alten, ja vielleicht aus der älteſten, der ſalomoniſchen Zeit, zu Tage legen, — coloſſale, ſpiegelglatte, geränderte Quadern. „Siehe, welche Steine und welch ein Bau iſt das!“ Hier weinen die Juden allfreitäglich über die Trümmer der h. Stadt, — allfreitäglich, als ob ſie ahnten, daß das am Freitage vergoſſene Blut des Gerechten in der That über ihr Haupt gekommen ſei. Wir finden denn auch heute fünf bis ſechs Männer und Frauen aus den Kindern Iſrael hier zur Klage verſammelt. Sieh nur, wie Alle verhüllten Hauptes die Hände ringen, der Eine aber, ſein jüdiſches Gebetbuch in der Hand, mit weinender Stimme und Geberde jetzt den kalten Stein küßt und jetzt an die glatte Mauer hinanſtrebt.

„Blindheit iſt Iſrael zum Theil widerfahren.“ — „Ach daß die Hülfe aus Zion käme und der Herr ſein gefangen Volk erlöſete!“

Ausschau auf den Tempelberg.

Wir stehen auf dem Dache eines merkwürdigen Gebäudes an der Nordwestecke des Tempelplatzes. Es ist dieß das Haus des türkischen Ortsgouverneurs, jetzt eine Caserne. Doch das ist nicht das Merkwürdige. Aber auf dieser Stelle etwa trotzte zur Zeit des Herrn und seiner Apostel ein ähnliches Gebäude, — die Burg Antonia, und darin wohnte der römische Landpfleger mit seinen Soldaten. Das ist denn also die Stätte, wo der Richter aller Welt vor dem ungerechten römischen Richter stand, und wo später der Apostel Paulus die überschwengliche Herrlichkeit seines gekreuzigten Herrn „von den Stufen" herab so freimüthig bekannte, daß das Volk auch über ihn zu schreien anfing: Hinweg mit Solchem von der Erde! (Apostelg. 22, 22.)

Von dem Dache dieses Gebäudes, das eine ganze Welt von herzbewegenden Erinnerungen in sich faßt, sehen wir nun dicht zu unsern Füßen auf den Tempelplatz hinab, über den vom Osten her der dreigegipfelte Oelberg als stummer Mitzeuge hereinschaut. Der Tempel der Muslims, der in der Mitte des heiligen Raums seine Kuppel gen Himmel hebt, verschwindet sammt allen andern Gebäuden vor den Augen unsres Geistes, und wildes Buschwerk tritt an die Stelle der Cypressen, Oelbäume, Acazien und Orangen, die jene Afterheiligthümer umschatten. Was aber sind das für Gestalten, die, in die Schatten des Alterthums gehüllt, dort heraufkommen?

Ein junger Knabe mit Holz zum Brandopfer und ein bärtiger Mann mit Feuer und Meſſer in ſeiner Hand. Es iſt der Erzvater Abraham mit ſeinem Sohne Iſaak. (1 B. Moſes 22). Der Altar, auf welchem die vollendetſte Gottergebenheit ihr Liebſtes zum Opfer brachte, hebt ſich hinweg und ein prachtvoller Tempel, ſechzig Ellen lang, zwanzig Ellen breit und dreißig Ellen hoch (1 Könige 6, 2), ſteigt empor vor unſern Augen; eine unabſehliche Volksgemeinde und ein betender König (1 Könige 8, 14): „Ach Herr, laß deine Augen offen ſtehen über dieß Haus Nacht und Tag!" Aber ſiehe da, die Scene verändert ſich aufs neue. Der Tempel zerfällt in wüſte Trümmer, und ein Prophet in härenem Gewande ſchreitet wehklagend darüber hin: „Die Straßen gen Zion liegen wüſte, weil Niemand auf kein Feſt kommt; alle ihre Thore ſtehen öde." (Klagelieder 1, 4.) Da plötzlich kommen Bauleute, die einen neuen Grund legen und Prieſter ſtehen da angezogen, mit Trompeten, und Leviten mit Cymbeln und ſingen mit einander, daß der Herr gütig iſt und ſeine Barmherzigkeit ewiglich währet über Iſrael. (Eſra 3, 10—11.) Auch dieſes Bild löſt ſich in Dunſt auf, und ſiehe, der Tempel wird zu einem Feuermeere und ein Siegesjauchzen übertoſt das Praſſeln der Flammen, und in endloſem Jammergeſchrei erſtirbt hinwiederum das Siegesjauchzen. Das iſt das Blut des Gerechten, das ſolch Zerſtören anrichtete. (Ev. Matth. 24, 15—20.)

Mit dieſen Erinnerungen haben wir die Schwelle chriſtlicher Zeitrechnung überſchritten. Der große Tempel, der ſich gegenwärtig über dem Felſen erhebt, wo der muhamedaniſchen Sage zufolge den ſchlafenden Erzvater die Engel begrüßten, entſtand im ſiebenten Jahrhundert; und zwar, wie es ſcheint, nicht unter dem Chalifen Omar, der im Süden des heiligen Felſens eine Moſchee errichtete, ſondern erſt unter dem Chalifen Abd el Melek im Jahre 686, der die Aufmerkſamkeit ſeiner Unterthanen aus politiſchen Gründen von dem

Tempel zu Mecca hieher abzuleiten wünſchte. Er ſteht auf einer großen Plattform, die 450 Fuß von Oſten nach Weſten und 550 Fuß von Norden nach Süden mißt, und zum Theil mit blauweißem Marmor gepflaſtert, etwa 15 bis 16 Fuß anſteigt. Acht Treppenfluchten aus Marmor führen von den vier Himmelsgegenden hinan; drei von Weſten, zwei von Norden, zwei von Süden und eine von Oſten.

Das Prachtgebäude ſelbſt zeigt acht Ecken, von je 67 Fuß. Die untere Mauer iſt mit den künſtlichſten Muſtern von buntem Marmor ausgelegt, den obern Theil derſelben durchbrechen, in der Geſammthöhe von 67 Fuß vom Boden auf, 56 Spitzfenſter mit bunten Glasſcheiben. Darüber erhebt ſich die ſchön geſchwungne Kuppel noch zu 40 Fuß Höhe und der vergoldete Halbmond auf der Spitze derſelben zeigt dem muhamedaniſchen Pilgrim ſchon von ferne das zweitgrößte Ziel ſeiner religiöſen Wünſche auf Erden.

Dieß iſt der Tempel, den die feurige Zunge arabiſcher Dichter ein irdiſches Paradies nennt, das nur 18 Meilen vom Himmel entfernt liege. Nebenbauten, darunter ſich die Moſchee el Akſa dort im Hintergrund hervorthut, Collegien, Schulen, Zellen und Pilgerherbergen reihen ſich daran, beſonders an der nördlichen und weſtlichen Seite der Mauerumfaſſung, und Baumgruppen und Raſenplätze durchſchatten und durchdunkeln das Ganze, während hie und da ein Springbrunnen mit ſilbernem Sprudel die Luft anfeuchtet. Dort in der Nähe des dichtumgrünten Marmorbeckens, wo kühlere Schatten fallen, ſammelt ſich die Welt der muslimiſchen Gläubigen am liebſten. Welch ein buntes Durcheinander! Von allen Ländern, über die der Halbmond ſein froſtiges Licht wirft, kommen ſie, ſich hier in der unmittelbaren Nähe des Himmels zu ſonnen; — ſelbſt Indiens „Korallenſtrand" iſt vertreten. Sieh, wie ſie ſammt ihren geiſtlichen Führern im grünen Talare ſich zum Gebete neigen und

beugen, niederwerfen und wiederaufrichten, während müßige Frauen und Kinder unter den ſchattigen Bäumen allenthalben umherſchlendern.

Es gab eine Zeit, wo ſtatt des Halbmondes ein goldnes Kreuz von der Kuppel dieſer Moſchee in das Land hineinblitzte, und wo ſtatt des wüſten Korangeſchrei's chriſtliche Te Deum's in den innern Räumen widerhallten; wo dienſtthuende Domherren das Heiligthum umwohnten, und am Südende des Tempelhofes chriſtliche Ritter Wacht hielten. Das war die Zeit des elften und zwölften Jahrhunderts. Aber ſchon im Jahre 1187 warf Saladin das goldne Kreuz herunter, und ſeitdem ſieht der Halbmond wieder ſtolz auf die Stadt herab, die dem Muslim, dem Juden und dem Chriſten heilig iſt.

Unter dem Dom befindet ſich jener ſonderbar geſtaltete Kalkſteinfelſen, wahrſcheinlich die natürliche Oberfläche des alten Tempelberges, den Muhamed einen Felſen des Paradieſes nannte, weil eben da dem ſchlafenden Erzvater die Engel erſchienen ſeien. An der Südoſtecke desſelben ſteigt man zu einer Felſenkammer hinunter, in deren Mitte eine runde Marmorplatte, wenn man drauf ſchlägt, einen hohlen Ton hören läßt; denn da unten iſt, ſo glauben die Muslims, das Todtenreich, — oder vielmehr die Hölle.

„Dahinein gehöret ihr!" denkt vielleicht dieſer oder jener mißgünſtige Anhänger des Propheten, der uns hier von dem Hauſe des türkiſchen Statthalters in ſein irdiſches Paradies hinabblicken ſieht. Wir aber werfen einen letzten Blick auf den Aftertempel mit ſeinen grünenden Vorhöfen und ſprechen nach oben ſchauend mit dem Pſalmſänger, der ſicherlich ein ähnliches Bild vor Augen hatte: „Die gepflanzet ſind in dem Hauſe des Herrn, die werden in den Vorhöfen unſers Gottes grünen."

Ein Gang nach Golgatha und dem heiligen Grabe.*)

Wenn man über die Stätte, wo der Fürſt des Lebens am Kreuze geblutet und ſo die Erlöſung der gefallnen Welt zu Stande gebracht hat, unzweifelhaft gewiß wäre, was für Wellen müßten dann die Empfindungen in dem Herzen des Chriſten ſchlagen, dem es allda zu ſtehen, zu ſinnen und zu beten vergönnt wäre.

Da ich aber nicht zu denjenigen gehöre, die den kritiſchen Zweifel in dem Weihrauchsdampf gemüthlicher oder phantaſtelicher Erregung zu erſticken verſtehen, ſo muß ich von vorn herein bekennen, daß jene „blutiggroße" Thatſache an jeder andern Stätte Jeruſalems viel lebhafter vor meinem Auge geſtanden und viel beweglicher an mein Herz geſprochen hat, als dort in der heiligen Grabeskirche. Doch ich will meine Leſer ohne Weiteres dorthin führen und zwar auf dem ſogenannten „Schmerzensweg", der, obſchon in Bezug auf ſeine verſchiednen Stationen eine neuere Erfindung, doch unter der Vorausſetzung, daß die heilige Grabeskirche das Golgatha der Schrift in der That unter ſeinem Dache hegt, im Ganzen genommen eine gewiſſe Berechtigung hat.

Wir verlaſſen den Oelberg mit ſeinen dunkeln Oelbaumgruppen, wo der Herr von den Kriegsknechten gefangen genommen wurde, und den Kidron, über den er ſo oft am Abend der landſchaftlichen

*) Vergleiche hinten „Das heilige Grab".

Stille zueilte, überschreitend, klimmen wir zum Damaskusthore hinauf. Bald nachdem wir zur Stadt eingetreten sind, gelangen wir an dem sogenannten Teiche Bethesda, den man für einen alten Stadtgraben hält, vorüber zu der Caserne, von deren Dach wir neulich auf den Tempelplatz hinabschauten. Hier wohnte, wenn nicht Alles trügt, der Landpfleger Pilatus, vor dessen Richterstuhl der Sohn Gottes mit der Dornenkrone stand.

O Haupt voll Blut und Wunden,
Voll Schmerzen, Schmach und Hohn,
O Haupt zum Spott gebunden
Mit einer Dornenkron';
O Haupt, sonst schön gezieret
Mit höchster Ehr' und Zier,
Jetzt aber höchst schimpfiret,
Gegrüßet seist du mir!

So sprechen wir tiefbewegt in unsern Herzen, indem wir an dem merkwürdigen Orte still vorübergehen, und dieser Grundton des Herzens klingt auf dem ganzen Schmerzenswege nach, und macht, daß wir uns nicht ärgern, wenn man uns nun auch ganz genau den Ort zeigt, wo der Herr gegeißelt wurde u. s. w. Wir betrachten die verschiednen Stationen des Schmerzenswegs als das, was sie wohl auch ursprünglich waren, — als eben so viele Sammlungspunkte für uns in dem Drama des letzten Schmerzensganges unsers Herrn Jesu Christi.

So stehen wir denn nun vor der heiligen Grabeskirche, die, aus drei Hauptgebäuden zusammengesetzt, sich in der allgemeinen Form eines römischen Kreuzes, trotz ihres geringen Ebenmaßes, groß und hehr vor uns erhebt. Wir betreten den Vorhof, der, mit platten Steinen gepflastert, von Nebengebäuden, zerfallnen Mauern und Pfeilern umgeben, und von Pilgern und Verkäufern aller Art

überſäet, einem Jahrmarkt ſo ähnlich ſieht, daß es Einem vorkommt, als hörte man eine neckende Stimme rufen: „Laß, der du eintrittſt, jede Andacht draußen!“

Wir eilen daher etwas unwillig der Thür zu, die uns in das Innere der Kirche führen ſoll; dort hoffen wir ja uns der ſtillen Betrachtung ganz überlaſſen zu können. Allein was ſehen wir gleich am Eingang? Türkiſche Soldaten liegen links auf einer ſteinernen Erhöhung umher und laben ſich an den aromatiſchen Blättern, die ihre Heimath in Amerika haben, und an dem würzigen Trank Arabiens. Raſch treten wir in's Innre, aber auch hier iſt würdige Stille ein ungekanntes Gut. Prieſter und Pilger ſchreiten auf und ab, hin und her; hier mechaniſches Formenweſen, dort leichtſinniges Gebahren; hier theaterhaftes Niederwerfen, dort glühendes Umfangen. Das Alles ſtört den proteſtantiſchen Abendländer beim beſten Willen.

Man zeigt uns zuerſt den Stein, auf welchem der Herr geſalbt wurde, und dicht dabei die Gräber der chriſtlichen Könige Gottfried und Balduin. Natürlich darf da das Grab des erſten jeruſalemitiſchen Königs, des Melchiſedek, nicht fehlen.

Wir wenden uns dem heiligen Grabe zu, das von den Franziskanern als Eigenthum der lateiniſchen Kirche in Anſpruch genommen wird. Einige derſelben verſehen am Eingange dazu Polizeidienſt, und helfen, wo ſie bei der andrängenden Menge mit guten Worten nicht durchkommen, mit drohenden Geberden und, wenn's ſein muß, auch mit Hieben nach. Es liegt am Ende in der Natur der Dinge, — aber es iſt ein ſchlechtes Vorſpiel zu dem „Silberblick,“ den die Seele dadrinnen genießen möchte.

Mitten in der Rotunda, unter der Lichtöffnung des Kirchengewölbes, liegt die 26 Fuß lange und 18 breite Kapelle des heiligen Grabes. Wir treten in das aus weißem Marmor erbaute oder

doch damit überkleidete und von einer Kuppel überragte Heiligthum. Ein ſchwerſeidner Vorhang rauſcht; koloſſale Wachskerzen auf ſilbernen Kandelabern erleuchten die Kapelle. Ein enger und niedriger Gang führt uns aus derſelben in die übermarmorte Grabesgrotte, wo ein altarähnlicher Sarkophag aus blauweißem Marmor die Stelle bezeichnet, da ſie den Herrn hinlegten. Ach daß die leidige Kritik — und die geſchäftsmäßige Eile, womit uns der Mönch die Stelle zeigt, der ſchönſten Blüthe bibliſcher Erinnerung im heiligen Lande allen Blüthenſtaub abſtreift! Goldne und ſilberne Lampen erhellen die Grotte, wo der Löwe aus dem Stamme Juda ſchlief.

Wir wollen uns bei den einzelnen Orten, an die man bibliſche Erinnerungen mit mehr oder minder Willkühr geknüpft hat, hier in dem weſtlichen Theile nicht länger aufhalten. Neunundvierzig Stufen führen uns zu der öſtlichen Abtheilung der Gebäude, zur „Kirche des heiligen Kreuzes.“ Hier ſtoßen wir zuerſt auf die Kapelle der heiligen Helena und auf die andre des reuigen Schächers. Noch dreizehn Stufen und man zeigt uns den Ort, wo das heilige Kreuz im Beiſein der Kaiſerin Mutter aufgegraben wurde. Wir kehren nun zu dem Eingang jener Gebäude zurück, und betreten die niedrige, Golgatha überwölbende Kapelle. Orientaliſche Chriſten erklimmen knieend die achtzehn Stufen, die zu dem allerheiligſten Ort hinaufführen.

„Laß mich hier bei dir ſtehen,
Verachte mich doch nicht.
Von dir will ich nicht gehen,
Wenn dir dein Herze bricht.
Wenn dein Haupt wird erblaſſen
Im letzten Todesſtoß,
Alsdann will ich dich faſſen
In meinen Arm und Schooß.“

So fängt es ſchon in der erwärmten Seele an zu klingen, — da zeigt uns der Mönch die Stelle, wo das heilige Kreuz ſtand, ſo mathematiſch genau, daß wir uns ſogleich angekältet fühlen.

Es iſt meinen Leſern wohl bekannt, daß wir hier nicht in den urſprünglichen Bauten des Kaiſers Conſtantin umherwandeln. Dieſe wurden ſchon im Jahre 614 bei einem Perſerüberfall zerſtört, fünfzehn Jahre nachher aber von Modeſtus wiederhergeſtellt. Der hirnverwirrte Stifter der Druſenſecte, Chalif Hakem, riß ſie in einem Anfall von Fanatismus im Jahre 1010 abermals vollſtändig nieder und erſt ein halbes Jahrhundert vor dem Einzug der Kreuzfahrer in Jeruſalem kam der zweite Wiederaufbau zu Stande. Die Kreuzfahrer erweiterten das Ganze bedeutend; aber ein furchtbarer Brand im Jahre 1808 machte einen gänzlichen Neubau der mittlern Theile nöthig. Das iſt die kurze Geſchichte der heiligen Gebäude, deren größten Theil gegenwärtig die Griechen inne haben. Ihre Kirche, die, dem Eingange des heiligen Grabes gegenüber, zum Theil die Stelle der conſtantiniſchen Baſilika einnimmt, iſt in der That prachtvoll. Die Kirche der Lateiner im Norden des heiligen Grabes kann dagegen nicht aufkommen. Die Armenier ſind bei der Vertheilung der heiligen Räume noch geringer bedacht; ſie verrichten ihren Gottesdienſt in einer Gallerie der Rotunda. Den Syrern öffnet ſich eine kleine Kapelle unter der Gallerie weſtlich von dem heiligen Grabe. Die armen Kopten aber haben zwar einen Altar dicht hinter dem heiligen Grabe ſelbſt, allein der ihnen zugemeſſne Raum iſt ſo eng, daß kaum der dienſtthuende Prieſter Platz findet.

Das Lied von den blutigen Zwiſtigkeiten dieſer chriſtlichen Partheien unter ſich iſt ein garſtiges Lied. Es iſt ſchon oft geſungen worden; ich will es nicht noch einmal ſingen. Meinen herzlichen Seufzer jedoch will ich der chriſtlichen Welt nicht vorenthalten darüber, daß hier, wo der große Friedensfürſt einen ewigen Frieden

in seinem Blute erfunden hat, türkische Soldaten den christlichen Kirchenfrieden aufrechterhalten müssen und ein türkischer Pascha den versammelten Bischöfen gelegentlich mit der Reitpeitsche in der Hand eine Predigt über die christliche Liebe halten kann.

Wie sich die Heilige-Grab-Frage, jener Nebenknoten des wirren Knäuels, den man die orientalische Frage nennt, noch lösen wird! Schwierig genug ist sie. Hier gilt der festeste Besitz für das beste Recht, und zu jenem führen die angenehmsten Seitenwege. Man unternimmt insgeheim eine kleine Reparatur, man heftet an dunkler Stelle eine Tapete an, man breitet mit guter Manier eine Decke über diesen oder jenen Altar, — und das Eigenthumsrecht ist begründet. Dazu kommt denn noch das Chaos gerichtlicher Urkunden. Die Griechen und Lateiner gehen in ihren Rechtsbegründungen gar gern auf die Zeit zurück, wo die christliche Kirche noch als die Eine ungetheilte dastand, und es fragt sich denn nur, „ob die Nachfolger des abtrünnigen Patriarchen" oder „die ketzerischen Bischöfe Roms" die Berechtigten seien. Man beruft sich, wo es paßt, nebenher auch auf die Verordnungen der christlichen Könige aus der Zeit der Kreuzzüge, auf die Firmane Saladins und seiner Nachfolger, auf die osmanischen Erlasse der Neuzeit.

Das ist denn die „Frage der heiligen Stätten", die in Constantinopel und Petersburg, in Paris und Rom den Kopf der Diplomaten beschäftigt, während man sie in Jerusalem auch mittelst der Faust zu lösen sucht.

„Christus ist nicht hier", sprachen die zween Männer mit glänzenden Kleidern zu den Weibern, die vor dem leeren Grabe standen. Es ist fast, als hallte ein ähnliches Wort, aber von schlimmer Bedeutung, in unsern Herzen wieder, indem wir von der Grabeskirche zur Herberge umwenden.

Die Juden und die Judenmiſſion im heiligen Lande.

Kennſt du das Volk mit den „ruheloſen" Fußſohlen und mit dem „bebenden" Herzen? (5 B. Moſ. 28, 65), jenes Cainsvolk, das ſeinen gerechten Bruder todtſchlug, zu dem dann der Herr, der nicht Wohlgefallen hat am Opfer ohne Barmherzigkeit, im Zorne ſprach: „Unſtät und flüchtig ſollſt du nun ſein auf Erden!" und an dem er gleichwohl „ein Zeichen machte", daß es zwar eine Weile verſtoßen ſein, aber nicht gar ausgerottet werden ſollte vom Erdboden, wie die übrigen Völker, unter welche es verſtoßen ward (Jeremias 46, 28 vergl. mit 1 Moſis 4, 15). Ich meine das Volk der Juden, jenes durch alle Zeiten und über alle Länder hinwandelnde Monument der göttlichen Güte, des göttlichen Ernſtes — und der göttlichen Langmuth.

Ein wunderbares Volk. Obſchon über die ganze Erde verſtreuet, ſuchen doch diejenigen unter ihnen, die über den Fleiſchtöpfen der Fremde Jeruſalems nicht ganz vergeſſen haben, in möglichſter Nähe des heiligen Landes, etwa an den Küſten des Mittelmeers, ſich aufzuhalten, damit zur Zeit, da der Herr „Jeruſalem bauen und die Verjagten in Iſrael zuſammenbringen wird", ſie möglichſt ſchnell und leicht entgegenzukommen im Stande ſeien. Jenes Trompetenſtoßes, der die Verjagten in dem neuen Jeruſalem ſammeln ſoll, harren ſie denn von Jahr zu Jahr, von Jahrhundert zu Jahr-

hundert, — „ohne König, ohne Fürſten, ohne Opfer, ohne Altar, ohne Leibrock und Heiligthum.“ (Hoſ. 3, 4.)

Sie haben aber ihre Vorpoſten in dem heiligen Lande ſelber aufgeſtellt. Die mit Cain ihres gerechten Bruders nicht hüten wollten, die haben dort ihre Hüter, die in unabläſſigem Gebet nach dem Längſtgekommenen und freventlich Verſtoßenen ausſchauen und auf die Frage der Jahrhunderte langen Sehnſucht: „Hüter, iſt die Nacht ſchier hin?“ Rede und Antwort geben ſollen.

Die Juden nämlich, die das heilige Land zu ihrem Wohnſitz wählen, — nach Schulz zwiſchen 8 bis 9000, — kommen nicht dorthin, um weltliche Gewerbe oder Ackerbau zu treiben, denn noch laſtet überhaupt der Cainsfluch: „Wenn du den Acker bauen wirſt, ſoll er dir hinfort ſein Vermögen nicht geben“ (1 Moſ. 4, 12) mehr oder minder auf dem ganzen Volke. Sie kommen vielmehr faſt alle aus religiöſen Gründen, — angeblich wenigſtens, — und auf ſie blicken daher ihre am Mittelmeere nicht bloß, ſondern allerwärts harrenden Brüder als auf eine „heilige Schaar“ hin, die dort auf die Zeichen der Zeit achten und die Ankunft des Meſſias herbeiſeufzen und beten ſoll. Würde doch die Welt ſelbſt in ihr Chaos zurückkehren, falls nicht an den vier heiligen Stätten, Jeruſalem, Hebron, Tiberias und Safed, der „erwählte Same“ wenigſtens zweimal in jeder Woche zu dem Hüter Iſraels betete.

Als Dr. Wilſon, der ſich um die Erforſchung der jüdiſchen Verhältniſſe im heiligen Lande beſonders verdient gemacht, gegen den Rabbi zu Sichem ſein Erſtaunen ausdrückte darüber, daß trotz der Fruchtbarkeit des dortigen Bodens die ganze jüdiſche Gemeinde in Sichem nur 20 Familien befaſſe, ſo gab dieſer die charakteriſtiſche Antwort: Ich ſtimme dem bei; allein der Oberrabbiner in Jeruſalem, unter dem ich ſtehe, will es nicht haben, daß ſich eine größere Anzahl Juden hier niederlaſſe; ſie möchten ſonſt, ſo fürchtet er,

angelockt von den vielen Vortheilen, die Sichem bietet, eine weltliche Kolonie in dem heiligen Lande bilden und so die Weissagungen der Schrift zu nichte machen. Wir werden, — fügte er hinzu, — wenn der Messias kommt, noch immer ein priesterliches Volk sein und Fremde werden stehn und unsre Heerden weiden und Ausländer werden unsre Ackerleute und Weingärtner sein. (Jes. 61, 5.)

Wir wollen nun hier von Sichem in der Mitte des heiligen Landes den Juden an ihren vier heiligen Stätten einen kurzen Besuch abstatten. Die nächste nach Norden zu ist Tiberias. Ehe ich jedoch meine Leser mit den Israeliten daselbst näher bekannt mache, sage ich ein paar Worte über die verschiedenen Abtheilungen der palästinensischen Juden im Allgemeinen.

Die Juden im heiligen Lande zerfallen ihrer Nationalität nach in 2 Hauptklassen, die Sephardim und Aschkenazim. Die erstern sind die sogenannten spanischen Juden, wie man glaubt, zum Theil Nachkömmlinge der von Ferdinand und Isabella aus ihrem Lande verjagten Israeliten; zu den letztern, die erst seit 50 bis 60 Jahren eine eigne Gemeinde bilden, gehören die russischen, polnischen und (in neuester Zeit auch die) deutschen Juden.

Ihrem Bekenntniß nach vertheilen sich die Juden im heiligen Lande in drei Secten sehr ungleichen Umfangs.

Die Perοschim, bei weitem die Mehrzahl, sind die eigentlichen orthodoxen Pharisäer, und zu ihnen bekennen sich sämmtliche Sephardim. Die Chasidim stellen die mystischen Kabbalisten dar, deren Hauptsitz eigentlich Galizien ist, und zu ihnen gehört der kleinere Theil der Aschkenazim; die Karaiten endlich, bei weitem die Minderzahl, sind eine Art jüdischer Protestanten, die nur das Alte Testament als Glaubensrichtschnur anerkennen; sie sollen von den Juden Egyptens herstammen.

Sehen wir uns nun um nach den Israeliten in Tiberias,

das wir vom Tabor aus durch eichengrüne Schluchten, über dürre Grassteppen und schroffe Anhöhen bei Zeiten erreichen. Die Stadt selbst mit ihren verfallenen Mauern und Bergen liegt in der sonst so fruchtbaren Ebne Genezareth dicht am Ufer des galiläischen Meeres, das hier, von grünem Gebüsch und rothblumigem Oleander eingefaßt, zwischen den umwallenden Bergen mit ihren wunderbaren Tinten in einen rothvioletten Duft zu verschwimmen scheint. Eine reizende Landschaft! Diese ist aber keineswegs die Ursache, daß die Söhne Abrahams das schwüle Tiberias zur heiligen Stätte gestempelt haben. In ihren Augen hat das elende Tiberias eine Glorie ganz andrer Art, und zwar eine abendröthliche und eine morgenröthliche zugleich: denn hier blühte nach dem Untergange des jüdischen Staates eine jüdische Academie, deren Glanz in der jüdischen Erinnerung fortlebt, und hier soll dereinst das „große Licht" des messianischen Tages aufgehen (Jesaia 9, 1—2), auf dessen Anbruch man harrt. Die Juden, die hier in Tiberias leben (nach Schulz 300, nach Wilson 800), bilden daher die Vorposten im eigentlichen Sinne; von hier gedenkt man mit dem Messias, der hier zuerst 40 Jahre regieren wird, im Triumph nach Jerusalem hinaufzuziehen. Die Chasidim in Tiberias, meist aus Oesterreich und Russisch-Polen, besonders Galizien, scheinen jene glorreiche Zeit kaum erwarten zu können; es sieht, wenn man ihren religiösen Uebungen zuschaut, beinahe so aus, als wollten sie das Wort des Herrn „die Gewalt thun, die reißen das Himmelreich zu sich" äußerlich dramatisiren. Sie springen auf die Zehe, stampfen mit den Füßen, zerknittern ihre Gewande, verstellen ihre Geberden und weinen, schreien und heulen dabei so laut, so anhaltend und so kläglich, als ob sie die Steine zum Mitleiden erweichen wollten.

Ruhiger als die Chasidim, die in Tiberias den größern Theil der Aschkenazim ausmachen, geberden sich wie überall, so auch hier,

die Sephardim, die meiſt aus Tunis, Fez und Marocco ſtammen. Sie haben, wie die Aſchkenazim, Eine Synagoge, aber drei Leſe- oder Studirzimmer, und während ſie unter ſich meiſt arabiſch ſprechen, bedienen ſie ſich in ihrem Verkehr mit den polniſchen Aſchkenazim des Hebräiſchen. Du ſelbſt magſt mit den Aſchkenazim immerhin deutſch reden.

Safed, die nördlichſte heilige Stätte der Iſraeliten, haben wir vom Tabor aus bereits geſehen, während uns das viel nähere Tiberias in der Tiefe verborgen blieb. Die Juden daſelbſt (nach Schulz 400, nach Wilſon 1020), ſtellen ſo ziemlich dasſelbe Bild dar, wie die in Tiberias, nur daß hier die Aſchkenazim, meiſt aus Polen oder aus den Ländern im Norden der Donaumündungen, alle zur Chaſidimſecte gehören, und die jüdiſche Gelehrſamkeit in Safed noch immer ſo hoch ſteht, daß man im Ganzen nicht minder als 55 Rabbi's zählt. Zwei Stunden davon liegt Meirun mit den Ueberreſten der „Großen Synagoge," die, der jüdiſchen Ueberlieferung zufolge, 50 Jahre nach der Zerſtörung Jeruſalems errichtet, zur Zeit des Maimonides noch unverſehrt daſtand. Ganz in der Nähe befinden ſich die vielbepilgerten Gräber jener hochgefeierten Rabbi's, die einſt an der großen Synagoge ihr Licht leuchten ließen, und unter denen Rabbi Simeon Ben Jochai, der cabbaliſtiſche Ausleger des Pentateuchs, ſowie Rabbi Hillel mit ſeiner zahlreichen Jüngerſchaft und ſein Zeitgenoſſe Schammai die bekannteſten ſind. Hier feiern die Juden von Safed alljährlich ein wahrhaft heidniſches Feſt; ſie verbrennen den Manen jener Rabbi's zu Ehren koſtbare Gewande in ölgefüllten Becken. Das ſind denn jedenfalls nicht die beſten meſſianiſchen Wachtpoſten auf der Nordwarte des heiligen Landes; ſie erinnern an das „im Finſtern ſitzende Volk" des heidniſchen Galiläas nur allzu lebhaft. O daß das meſſianiſche Licht, das vor 1800 Jahren auch über jenes im Finſtern ſitzende Volk aufging, dieſe Blindeſten der Blinden erleuchten wollte!

Wir begeben uns nun nach Hebron, der südlichſt gelegnen heiligen Stätte der Iſraeliten. Die Juden daſelbſt (nach Schulz 400) ſind faſt alle Sephardim und blutarm. In eine enge Gaſſe zuſammengepreßt, leben ſie meiſt von den Almoſen ihrer auswärtigen Brüder; ſie halten es für ihren einzigen Beruf, am Grabe der Erzväter über die Verwüſtung des heiligen Landes zu weinen; Einige jedoch preſſen aus der ſchönen Escoltraube den „herzerfreuenden Trank" für Andere. Traurig in der That, daß die wenigen Aſchkenazim, die in Hebron leben, von ihren Brüdern den Sephardim daſelbſt kaum Notiz nehmen, und das um ſo trauriger, als das Grab der gemeinſchaftlichen Stammväter auf dieſem erſten iſraelitiſchen Beſitzthum im heiligen Lande die Verjagten Iſraels ſo laut zur Eintracht mahnt.

Von Hebron, das wir ſpäter genau kennen lernen, kehren wir nun nach Jeruſalem zurück, der vierten heiligen, und zwar der allerheiligſten Stätte der Iſraeliten in Paläſtina. In dem Judenquartier daſelbſt, das ſeiner dichten Bevölkerung wegen einem überfüllten Bienenkorbe nur allzu ähnlich iſt, haben wir uns äußerlich bereits umgeſehen. Hier nur noch ein paar Worte über die innern Verhältniſſe.

Die Sephardim (nach Wilſon an 3000 Seelen) ſind faſt alle Unterthanen der Pforte; ſie bilden unter ihrem Oberrabiner, dem in Gerichtsſachen ein Collegium zur Seite ſteht, den eigentlichen Kern der jeruſalemitiſchen Judenſchaft an Zahl, Charakter, Betriebſamkeit, und Stiftungen. Die Aſchkenazim ſind dadurch, daß ſie unter der Botmäßigkeit ihrer betreffenden Konſuln ſtehen, allerdings unabhängiger als ihre Brüder die Sephardim; allein für dieſe freiere Bewegung ſind ſie trotz ihrer Steuerfreiheit größere Hungerleider. Bei ihnen gehen nach ächt demokratiſchem Grundſatz die auswärtigen Almoſen in gleiche Theile, während bei den Sephardim

das Geld in den Händen der Großen bleibt, die nach Entrichtung der herkömmlichen Steuern den Reſt dem armen Theile der Gemeinde in Kleidung, Lebensmitteln, Oſterkuchen u. ſ. w. laſſen zu gute kommen.

Die eigentlich deutſchen Juden unter den Aſchkenazim lieben ſich als die „Gebildeten" zu geberden. Sie gingen, als ich in Jeruſalem war, damit um, zu einer eignen Gemeinde zuſammenzutreten.

Aus Deutſchland fließen jetzt wenig Almoſen mehr nach Jeruſalem, denn die Büchſe für die heilige Stadt, in die ſonſt Jeder ſeinen halben Seckel ſteckte, iſt in der Zeit der Aufklärung aus den Synagogen verſchwunden. Die talmudiſtiſchen Aſchkenazim und die zuletzt erwähnten „Gebildeten" hatten ſich daher eben nach Nordamerika gewandt, um unter den dortigen Juden, die meiſt deutſcher Abkunft ſind, für ihre Zwecke zu ſammeln. „Glühende" Berichte von der Goldernte, die den dazu entſandten Sammlern nur ſo in die Sichel fiel, erhitzten und erheiterten die Gemüther der armen jeruſalemitiſchen Entſender, beſonders von der Klaſſe der Gebildeten, die auf dieſe goldne Grundlage ihre ſpaniſchen Schlöſſer bauten. Ob der Geiſt des Gebets um den Wiederaufbau Jeruſalems in eben demſelben Maaße wuchs, iſt eine andre Frage.

Der Goldregen des „Sir Monteſiore", hat zu ſeiner Zeit auch auf die dürren Auen zu Jeruſalem geträufelt. Allein in der jüdiſchen Buchdruckerei, die er damals einrichtete, fand ich zu meiner Zeit ſtatt 28 (oder 18?) Arbeiter nur noch Einen vor.

Obſchon die Karaiten auch den Namen Jeruſalemiten führen, ſo ſind deren doch ſo Wenige in Jeruſalem, daß ſie unter den Uebrigen, die auf ſie als auf Sadducäer mit Phariſäermiene herabzuſehn lieben, ſo gut wie verſchwinden. Sie ſind, ſo ſcheint es, die älteſten Elemente der jüdiſchen Bevölkerung in Paläſtina, und die eifrigſten Wehkläger um das gefallne Jeruſalem.

Rührend iſt auch die Litanei, welche die Sephardim im Angeſicht der alterthümlichen Quadern in der weſtlichen Tempelmauer zu recitiren pflegen.

„Frühe will ich meine Gemeinde heimſuchen, die ſo ſehr betrübt iſt, und meine Wohnung beſuchen, zu ſchauen die ſchreckensvolle Verwüſtung. Die Zäune ſind niedergeworfen, und die Mauern zerſtört; — dicke Finſterniß, Wüſte und Verödung! Die Rohrdommel klagt und der Rabe krächzt; die Nachteulen und die Drachen heulen fürchterlich. Die wilden Thiere zuſammt der Eidechſe und dem Geier führen einen grauſen Sang. Ich frug ſie, wo ſind die lieblichen jungen Rehe, wie Tauben im Zimmer? Wo ſind die Zimmer aus Karfunkel und ſchlanken Cedern? Wo der Grundſtein? Wo die Heiligthümer, die koſtbaren Grundlagen, die Höfe der jungen Rehe und der glorreiche Tempel? Wo ſind die Dirnen in geſtickten Gewanden? Ihre Ehre iſt in den Zimmern der Gefangenſchaft begraben. Wo ſind die zarten Oele, die fröhlichen Weine und das köſtliche Mahl? Wo iſt der Gottesdienſt, das Zeugniß, die Prieſter- und Levitenſchaft? Wo das Königsthum, das Gerechtigkeit übte ohne Trug und Falſch? Wo ſind die Gläubigen, erzogen im Schooße der Wahrheit, lieblich wie der Mond, hell wie die Sonne? Sie genießen nun ihren Bund mit dem Grabe; ihre Wohnungen ſind in den Höhlen der jungen Hirſche und in den entlegnen Tiefen. Darüber ſprießt Gras und Kraut, zur Weide für die wilden Ziegen und ihre Lämmer .... O daß unſer Vater in ſeiner unendlichen Gnade ſich ſeiner Waiſen erbarmen und ſeine Zerſtreuten in das heilige Land ſammeln wollte! Denn Er iſt hoch und erhaben, er ſtürzt und erhöhet, er verwundet und heilt, er tödtet und macht wieder lebendig. O Herr, kehre dich zu deiner Stadt, baue dein Heiligthum, wohne in deinem Hauſe und ſammle dein verſprengtes Volk u. ſ. w. u. ſ. w.“

Mit dem Gebet der Juden an der westlichen Tempelmauer hat es eine eigne Bewandtniß. Dort nämlich soll eine Oeffnung in der Mauer sein, durch welche alle Gebete der Söhne Abrahams hindurchmüssen, ehe sie den graden Weg zum Himmel nehmen. Nun beten zwar die Juden in aller Welt so, daß sie dabei ihr Angesicht gen Jerusalem richten; allein mißgünstige Teufel durchschwärmen die Luft und fangen die Gebete auf oder lenken sie doch in eine solche Bahn, daß sie jene Oeffnung in der Mauer verfehlen. Wie glücklich daher diejenigen, die ihre Gebete unmittelbar durch jene Gnadenthür gen Himmel zu senden im Stande sind.

Es hat aber das Gebet im heiligen Lande überhaupt eine ganz andre Kraft, als draußen; wie ein süßer Opfergeruch steigt es von dem Boden, den die erzväterlichen Opfer geweihet haben, zum Himmel auf.

Das ist denn auch einer der Hauptbeweggründe, die den Israeliten nach dem Lande seiner Väter ziehen. Er ist aber noch nicht der lockendste. Die heilige Erde selbst hat eine sündentilgende Kraft, denn 5. B. Mos. 32, 43 steht geschrieben: Er wird gnädig sein dem Lande seines Volks, und das haben einige Talmudisten dahin gedeutet, daß das Land als solches die Sünden seines Volks versöhnen werde. Wie selig also derjenige, dessen Gebeine in heiliger Erde dem jüngsten Gericht entgegenschlummern!

So ist denn das heilige Land dem Israeliten nicht blos ein Altar, sondern sogar ein sündentilgender Hoheprieſter. Und doch ist das noch nicht Alles, wenn es die Beantwortung der Frage gilt: Was haben denn die Juden Vortheils im heiligen Lande? Es kommt nun noch ein Hauptstück hinzu: Alle Söhne Abrahams, die außerhalb des heiligen Landes sterben, müssen zur Zeit des jüngsten Gerichts im Thale Josaphat durch unterirdische Felsentunnel nach Jerusalem rutschen. Einer solchen grauenvollen Reise durch

das „finstre Thal des Todes" sind alle diejenigen enthoben, deren sterbliche Ueberreste der heiligen Erde unmittelbar in den Schooß fallen.

Von diesen drei Hauptgesichtspunkten aus läßt sich der Drang der Juden nach dem Lande ihrer Väter schon verstehen. Dazu gesellen sich noch mehre andre von geringerer Bedeutung.

Erstens: Die Juden legen kein geringes Gewicht auf die Bewallfahrtung der heiligen Gräber und der sonstigen heiligen Stätten zu Jerusalem, Hebron, Sichem, Meirun, Safed und Tiberias, etwa 82 an Zahl, dazu sonderbarer Weise auch die sogenannte Absalomssäule im Thale Josaphat gehört.

Zweitens: Sie sind der Meinung, daß die schmerzliche Wehklage der Söhne Abrahams im heiligen Lande die Ankunft des Messias beschleunigen helfe, und wer daher nicht selbst dahin gehen kann oder will, der giebt doch gern sein Almosen für diejenigen, die den Weg nicht scheuen: denn wer für Jerusalem mit beisteuert, für den wird in Jerusalem mit gebetet.

Drittens: Es trifft sich auch nicht selten, daß wohlhabende Juden des Abendlands solche Freunde oder Verwandte, die sie doch einmal unterstützen müssen, nach dem fernen und billigen Jerusalem befördern, unter der Bedingung, daß sie dort auch für ihre gütigen Entsender mit beten. Das ist jedenfalls ein ganz „gutes Geschäft."

Unter den mannichfachen Beweggründen, die den Israeliten nach dem Lande seiner Väter führen, ist der beste wohl der, sich von der wörtlichen Erfüllung der Weissagungen mit eignen Augen und somit auch von der Wahrheit der heiligen Schrift im Allgemeinen zu überzeugen. Hier eine nicht uninteressante Anekdote in dieser Beziehung. Rabbi Gamaliel, Rabbi Elazar Ben Azariah, Rabbi Tehoschuah und Rabbi Akaba standen eines Tags bei einander. Da sahen sie mit einem Male von der Stätte her, wo einst das Allerheiligste stand, einen Fuchs laufen. Die drei Erstern fingen

an zu weinen; Akaba aber lachte. Erstaunt frugen jene nach der Ursache seiner unzeitigen Heiterkeit. Er aber frug dagegen, warum sie denn weinten. „Ei und sollten wir nicht weinen, da wir den Fluch so klar erfüllt sehen, um des Berges Zion willen, daß er so wüste liegt, daß die Füchse darüber laufen.“? (Klagelied. 5, 19.) „Nun eben darum lache ich,“ erwiderte der weise Rabbi; „denn wenn die schlimmen Weissagungen ihre Erfüllung gefunden haben, so werden auch die guten zu ihrer Zeit nicht außen bleiben.“ „Akaba! du hast uns getröstet,“ erwiederten die drei Andern.

Einige der Juden, die das Land ihrer Väter besuchen, werden auch von wissenschaftlichen Rücksichten geleitet; sie betrachten dann das heilige Land als ein stilles Kloster, wo sie, mit weltlichen Geschäften unverworren, sich ihren wissenschaftlichen Bestrebungen ganz hinzugeben im Stande sind. Es sind auch in der That gewaltige Lichter unter ihnen, und es ist nur zu bedauern, daß sie in der Regel bloß dazu dienen, die unergiebigen Gruben und Schachten der talmudischen Gelehrsamkeit zu beleuchten. Mehr als dreißig jüdische Lehranstalten soll es allein in Jerusalem geben.

Dazu kommt dann noch eine Anzahl Leute, die weder religiöses noch wissenschaftliches Interesse nach Palästina führt, — abenteuernde „Lotterbuben,“ die ihr Absehn auf die jerusalemitische Almosenbüchse gerichtet haben. Sie gehören vorzüglich den Aschkenazim an, und unter diesen zeichnen sich natürlich wiederum die Deutschen aus. Das jerusalemitische Almosen für die Aschkenazim, an das man übrigens erst im zweiten Jahre Anspruch hat, ist freilich gering genug; Mancher erhält als seinen Theil jährlich nicht mehr als etwa 30 Gulden; allein auch das ist in Verbindung mit dem „süßen Nichtsthun“ immerhin eine schöne Sache. Wo in aller Welt steht der edle Müssiggang so hoch im Preise?

Das ist denn also das Feld, das die londoner Judenmissionsgesell-

ſchaft ſeit dem Jahre 1820 wiederholt in's Auge faßte und bald nach Beſetzung Syriens durch Mehmed Ali im Herbſt 1833 ſtetig zu bauen begann. Leider dauerte die Sicherheit und die Ruhe des Landes unter dem ſtraffen Scepter Egyptens nur kurze Zeit; im Jahre 1839 brach der Krieg zwiſchen dem ſchwachen Großherrn und ſeinem ehrſüchtigen Vaſallen aus, und in Folge davon verließen ſämmtliche Miſſionare der Geſellſchaft bis auf einen ihre Poſten. Erſt nachdem der Krieg vorüber, und Alexander, ein Proſelyt aus den Juden, als anglikaniſcher Biſchof Anfangs 1842 in die Stadt ſeiner Väter eingezogen war, nahm die Judenmiſſion zu Jeruſalem einen neuen Aufſchwung, und es entſtanden nach einander eine Art Hochſchule, ein Proſelytenhaus, eine Handwerkeranſtalt und ein Krankenhaus.

Jene Hochſchule, in welcher man die dazu befähigten Proſelyten als Miſſionare oder Miſſionsgehülfen für ihr Volk auszubilden im Sinne hatte, fand ich bereits wieder eingegangen.

Die perſönlichen Gründe, die dazu wahrſcheinlicher Weiſe mitgewirkt, übergehe ich; die beiden ſachlichen Gründe, welche die Geſellſchaft zur Wiederaufhebung der kaum gegründeten Anſtalt bewogen, ſind die folgenden. Erſtens: Die Proſelyten wollten ſich nun alle zu Miſſionaren ausgebildet ſehen, und die Handwerkeranſtalt, in welcher damals blos die Schreinerei gelehrt wurde, blieb leer; denn dort ſtand nach einem verhältnißmäßig leichten Studium und einem nachſichtsvollen Examen der wohlklingende Titel eines „Reverend“ und ein nicht minder wohlklingendes Etwas in Ausſicht; hier konnte man es trotz ſaurer Arbeit nicht einmal bis zum „Gentleman“ im Allgemeinen bringen; zu dem Titel und den Mitteln eines Schreinermeiſters hätte man ja auch als Jude gelangen können.

Sodann aber: Eine gründliche Bildung ließ ſich bei den geringen Lehrkräften in Jeruſalem auch im beſten Falle nicht erzielen,

und so beschloß denn die Gesellschaft, diejenigen jerusalemitischen Proselyten, die zur Ausbildung als Missionare befähigt erschienen, hinfort unter ihren Augen in London selbst dazu erziehen zu lassen.

In der Handwerkeranstalt fand ich 8 — 9 Zöglinge vor; sie lernten damals alle die Schreinerei, wie später das Drechseln. Palästina freilich bietet für derlei europäische Gewerke einen wenig ergiebigen Boden; mehr Raum dafür hat das benachbarte Kairo und Alexandrien, wo die europäische Bevölkerung von größerer Bedeutung ist. Das mit der Handwerkeranstalt verbundne Proselytenhaus, eine vorläufige Bergungsstätte für solche Juden, die eine gewisse Neigung für das Christenthum an den Tag legen, stand damals, wie wohl noch immer, unter der Leitung eines deutsch-polnischen Proselyten, dessen Frau, eine Proselytin aus England, mit der Zeit eine Mädchenschule eröffnet hat.

Das Hospital endlich empfiehlt sich fast in jeder Beziehung: luftige Zimmer, reinliche Betten, eine sorgfältige Küche, und eine freundliche Terrasse für Wiedergenesende! Da es für Jedweden geöffnet ist, so predigt es besser als Worte von der allgemeinen christlichen Liebe.

Das Missionspersonal bestand damals aus folgenden Elementen: Zwei Missionare, davon einer zugleich das Amt eines anglikanischen Kaplans versah, und ein Laiengehülfe aus den Proselyten, daneben ein dritter Missionar für Safed; ein Arzt, ein Chirurg, ein Apotheker und ein Apothekerlehrling; ein Hausvater im Hospital und ein andrer in der Handwerkeranstalt; ein Buchladenhalter für Jerusalem und ein Depothalter für Jaffa. Für Acca, wo die Juden, die nach Tiberias und Safed gehen, zu landen pflegen, wurde ein zweiter Depothalter gewünscht.

Ich erkundigte mich natürlich auch nach den Wegen, auf denen die dortigen Missionare den Juden beizukommen sich bemühten. Unter

dieſen ſtand die Synagoge in ſofern obenan, als man dort die erſte vorläufige Bekanntſchaft zu machen ſuchte; der Hausbeſuch ſchloß ſich zunächſt daran. Auch das Hoſpital, worin man Anfangs ſehr „leiſe treten“ mußte, gab dem Miſſionar je länger je freiere Gelegenheit. Selbſt den hebräiſchen Gottesdienſt nannte man mir als einen jener Wege; ich muß aber geſtehen, daß ich glaube, die bloße Ableſung der anglikaniſchen Liturgie ohne Schriftauslegung, woraus dieſer Gottesdienſt beſtand, konnte allenfalls zur Erbauung der Proſelyten, aber wohl kaum zur Gewinnung der Juden dienen.

Auf meine Frage nach den bisherigen Erfolgen der Miſſion erhielt ich die Antwort, daß die Zahl derer, die ſeit Anfang der Miſſion die heilige Taufe empfangen haben, ſich etwa auf einige ſiebzig belaufen möge, — diejenigen mit eingerechnet, die in Folge offenkundiger Schande nachher wieder ausgeſchloſſen wurden, oder aber von ſelber abfielen. Das jährliche Rundſchreiben des Biſchofs Gobat von 1850 läßt in das geiſtliche Elend der Mehrzahl einen traurigen Einblick thun, und ſelbſt die beſſern Ausnahmen erſcheinen in dem Berichte des ſo milden Mannes immer noch in einem ziemlich dunkeln Lichte. „Sie haben ihn im Ganzen genommen durch ihr ſtetiges, beſcheidnes und gelehriges Betragen, durch ihre Thätigkeit und durch ihr Verlangen nach einem höhern Grade chriſtlicher Erkenntniß befriedigt, und dann und wann auch gezeigt, daß ein Werk der Gnade in ihren Herzen vor ſich gehe.“

Vergleicht man mit dieſen geringen Erfolgen die vielen Kräfte und Mittel, die zur Erzielung derſelben in Bewegung geſetzt werden, ſo drängt ſich wider Willen die Frage auf: Woran liegt's?

Ich habe hier eben eine für die londoner Judenmiſſion entworfne engliſche Landkarte vor mir. Dort ſchwebt über den britiſchen Inſeln eine von einer Lichtglorie umgebne Krone mit der

Umſchrift: „Wünſchet Jeruſalem Glück! Es müſſe wohl gehen denen, die dich lieben!“

Die londoner Miſſionsgeſellſchaft macht es ſich zur Aufgabe, nicht bloß im Allgemeinen die Juden zu ihrem Herrn und Heiland bekehren zu helfen, ſondern ganz ausdrücklich ihre Wiederbringung nach Jeruſalem zu beſchleunigen, und ſo glühend ſind zum Theil ihre Hoffnungen in dieſer Beziehung, daß ein gewiſſer Hausmeiſter ſchon vor etwa 5 Jahren bei der Jahresverſammlung der londoner Judenmiſſionsgeſellſchaft in Exeterhall in die Worte ausbrach: „Mögen wir, wenn uns der Herr noch ein paar Jahre friſtet, ein noch geſegneteres Jubeljahr feiern, als das der kirchlichen Miſſionsgeſellſchaft, ein Jubeljahr, wenn die lange gefangnen und verſtoßnen Söhne Abrahams frei nach Paläſtina zurückkehren, Jeſus, den Sohn Davids, als ihren Meſſias bekennend.“ Hierbei iſt jedenfalls auch „eignes Laufen und Rennen;“ der Herr aber pflegt „Zeit und Stunde ſeiner eignen Macht vorzubehalten,“ auf daß ſich kein Fleiſch vor ihm rühme.

Die Geſellſchaft hatte es ſich nun einmal vorgenommen, mit der Predigt des Evangeliums „noch einmal anzuheben“ in Jeruſalem; ſie ließ ſich dabei allzuſehr von dogmatiſchen Gründen leiten, und die praktiſche Frage: Iſt denn das Heilige Land gegenwärtig auch wirklich das ergiebigſte Feld für eine Miſſion unter den aſiatiſchen Juden? kam dabei allzu kurz. So wenigſtens ſcheint es.

Ich für meine Perſon wage dieſe wichtige Frage ſo wenig mit einem entſchiednen Ja zu beantworten, daß mir faſt jedes Feld außerhalb des heiligen Landes vortheilhafter erſcheint.

Meine Leſer werden ſich des fabelhaften Rieſen erinnern, dem jede Berührung mit ſeiner Muttererde neue Kraft im Kampfe mit dem griechiſchen Helden lieh, ſo daß dieſer jenes Ungeheuer nur dadurch, daß er es in die Luft emporhielt, zu bewältigen im Stande

war. Gerade ſo geht es mit den Juden. In den Ländern, wo ſie heimathslos gleichſam in der Luft ſchweben, ſind ſie den Waffen des Evangeliums am zugänglichſten; dort in dem Lande aber, das ſie ihre Mutter nennen, macht ſie die Ueberfülle patriotiſcher Erinnerungen faſt unüberwindlich. In dieſem Patriotismus noch vielmehr, als in der rabbiniſchen Rechtgläubigkeit der paläſtinenſiſchen Juden ſehe ich die hauptſächlichſte innere Schwierigkeit, die an dem dortigen Miſſionsfelde haftet.

Dazu kommt eine äußere. Faſt alle Juden, die in Paläſtina wohnen, leben mehr oder minder von Almoſen. Wo dieſe reichlich genug fließen, ei da blüht ja für den armen Juden ein Paradies auf Erden; er wünſcht ſich nichts Beſſres. Aus dieſem Grunde hauptſächlich iſt von den Sephardim, dem ehrbarern Theile der jüdiſchen Bevölkerung in Jeruſalem, wenn ich nicht ſehr irre, auch noch nicht Eine Seele gewonnen worden. Unter den Aſchkenazim, die meiſt mehr oder minder den Auswurf bilden, geht es, wie wir bereits oben geſehen, viel knäpper zu, ja oft ſo knapp, daß ein Auskommen kaum möglich iſt. Was Wunder alſo, daß ſich von dorther Dieſer oder Jener in die Arme der reichen anglikaniſchen Miſſion wirft. Zu meiner Zeit konnte man mir auch nicht einen einzigen Proſelyten nennen, der nicht der Kaſſe der Miſſion oder ſonſtigen chriſtlichen Kaſſen in dieſer oder jener Form zur Laſt gefallen wäre. Das iſt jedenfalls ein ſehr bedenklicher Uebelſtand, den nur die Handwerkeranſtalt unter gewiſſen Bedingungen, noch vielmehr aber die Anlegung einer ackerbauenden Kolonie, — falls eine ſolche unter den gegenwärtigen Verhältniſſen im Heiligen Lande überhaupt möglich iſt, — bei dem allerweiſeſten und allerentſchiedenſten Verfahren Seitens der Miſſionare in Jeruſalem einigermaßen abzuhelfen im Stande ſein dürfte.

Die Schwierigkeiten, unter denen die Miſſion in der Heiligen

Stadt leidet, müſſen ſich aber noch um ein ſehr Bedeutendes vermehrt haben, ſeitdem ein amerikaniſcher Baptiſt der anglikaniſchen Judenmiſſion gegenüber ſein „Miſſionsgeſchäft" angefangen hat. Der Biſchof klagt darüber in ſeinem jährlichen Sendſchreiben von 1851 bitterlich. Danach ſcheint jener Gegenfüßler der anglikaniſchen Staatskirche den Weg der Heirath als den „königlichen" Weg der Judenmiſſion im heiligen Lande erwählt zu haben. Alles, was bei den Anglikanern nicht nach Wunſche zuſammenzukommen im Stande iſt, das nimmt — ſo hört man klagen, — zu dem Baptiſten ſeine Zuflucht, und unter den Kindern Iſrael findet ſich bekanntlich eine ziemliche Heirathsluſt.

Als ich kurz vor meiner Abreiſe nach Oſtindien in London war, ſprach ſich der Arzt, der damals dem Hoſpitale in Jeruſalem vorſtand, über die Miſſionsausſichten in der heiligen Stadt etwa folgendermaßen aus:

„Ich denke, ich darf ſicher ſagen, daß die Gegenwart die verſprechendſte Zeit für die Judenmiſſion in Jeruſalem iſt. Es iſt meine vollkommne Ueberzeugung, daß die Anſtalten, ... die Arbeiten, ... die Darlegung chriſtlicher Liebe und Theilnahme in der Bekleidung der Nackenden, in der Speiſung der Hungrigen, und in der Heilung der Kranken einen tiefen und bleibenden Eindruck auf das jüdiſche Gemüth in Jeruſalem gemacht haben. Kann denn die menſchliche Natur der unbeſieglichen Macht der Liebe widerſtehen?"

Ich will mit dem wackern Mann nicht rechten über dieſe Herzensergießung, die den allgemeinen Fehler der gegenwärtigen Miſſionsberichterſtattung in hohem Grade theilt. Bedauerlicher war es mir, als derſelbe Herr nach langen Lobeserhebungen einen aus Jeruſalem mitgebrachten iſraelitiſchen Knaben mit Einem Male neben ſich auf die Platform ſtellte und ſeinen und ſeiner Collegen Plan, ihn in London zu einem Damenſchuhmacher für Jeruſalem ausbilden zu laſſen, dem ſchönen Geſchlecht in der Miſſionsverſammlung mit

folgenden Worten empfahl: „Wir haben viele chriſtliche Freundinnen in Jeruſalem, die an der Judenmiſſion thätigen Antheil nehmen, und ſich für dieſen Knaben intereſſiren, und ich bin überzeugt, daß auch die chriſtlichen Freundinnen, zu denen ich jetzt rede, ſich für die Förderung eines Planes, deſſen Ausführung ſo viel zur Bequemlichkeit jener Damen beitragen wird, ein wenig intereſſiren werden.“ Wir wollen in der That hoffen, daß der Mann doch nicht ganz im Sinne ſeiner Collegen handelte, daß wir vielmehr in dieſem taktloſen Verfahren nur eine Einzelverirrung vor uns haben. O Exeterhall, du berühmter Sprechſal britiſcher Gottſeligkeit, wenn du von einem jeden unnützen Worte, das in dir geredet wird, Rechenſchaft geben ſollteſt!

Ich wage nicht zu entſcheiden, ob man auch zu Jeruſalem eine perſönliche Wiederkunft des Herrn zu einem tauſendjährigen Reiche erwartet. Daß aber dieſe Ueberzeugung im Schooße der Londoner Judenmiſſion im Allgemeinen vorkommt, weiß ich wohl. Bei „dieſem glorreichen Gegenſtande, der am Himmel der Weiſſagung goldet und glühet“ verweilt man gern, und man ſieht dann auch „das jüdiſche Volk erſcheinen, wie den Berg, da des Herrn Haus iſt, auffangend und zurückwerfend den Schönheitsglanz unſres Herrn und ihres Königs über die ganze Länge und Breite ſeines erlöſten Eigenthums.“

Schade, daß die in mancher Beziehung ſo ehrwürdige londoner Judenmiſſion von jüdiſch-fleiſchlicher Weiſe nicht durchweg frei iſt. Auch ich ſtimme nicht für eine Verluſtigung der Weiſſagungen, aber es iſt gewiß nicht weiſe, die jungen Proſelyten aus dem Judenthum, ſtatt ſie in dem einfachen Heilswege bußfertigen Glaubens recht ſicher zu gründen, allzuoft auf die glorreiche Zukunft ihres Volkes hinzuweiſen oder ihnen gar das Herz mit dem Gedanken, daß ſie Gebrüder des Herrn nach dem Fleiſche ſind, recht gefliſſentlich zu ſchwellen. Paulus war doch auch ein Sohn Abra-

hams, und was für einer! Aber er kannte hinfort Niemand mehr „nach dem Fleiſche", auch den Herrn nicht, ſeinen Bruder nach dem Fleiſche, auf daß nicht, was im Geiſte angefangen war, im Fleiſche vollendet würde.

Williams, der zur Zeit Alexanders biſchöflicher Kaplan in Jeruſalem war, macht der Judenmiſſion in Jeruſalem „Geſchäftlichkeit" zum Vorwurf. Ich habe Urſache zu glauben, daß es Williams beim beſten Willen ſchwer fallen mußte, in dieſer Sache ein ganz unpartheiiſches Zeugniß abzulegen, daß aber ſein Zeugniß trotzdem nicht ganz unbegründet ſein möchte.

Williams ſagt ferner in ſeinem Werke „The Holy City" unter der Rubrik „The English Mission": „Das Krankenhaus unter der geſchickten Leitung des Dr. Macgowan war während meines Aufenthalts in Jeruſalem nicht im Gange; aber wenn auf die Berichte dieſer Anſtalt mehr Verlaß iſt, als auf die Tagebücher der Miſſionare, ſo möchte ich ſchließen, daß es ſpäter der wichtigſte und blühendſte Zweig der dortigen Miſſionsanſtalten geworden ſei."

Eine ſtarke Ausſprache, die leicht ſchlimmer verſtanden werden könnte, als der Verfaſſer ſelber beabſichtigte. Möchten doch die Miſſionare dieſer und aller Geſellſchaften zu ſolchen Aeußerungen keine Veranlaſſung durch raſche, einſeitige und gefärbte Berichte geben! Daß man ſeitens der jeruſalemitiſchen Miſſion den böſen Schein nicht durchgängig gemieden hat, iſt leider nur zu wahr.

So viel von der anglikaniſchen Miſſion unter den paläſtinenſiſchen Juden des Heiligen Landes. Es iſt bekannt, daß ſchon im Jahre 1839 die ſchottiſche Presbyterialkirche eine Deputation entſandte, die den Zuſtand der Juden, beſonders in ihrem Vaterlande, für die Zwecke der Miſſion erforſchen ſollte. Dieſe, ſo ſcheint es, ſchlug Safed als den Ort vor, der zur Errichtung eines presbyterialen Miſſionspoſtens am geeignetſten ſei. Wilſon aber, der im Jahr

1843 das Heilige Land bereiſte, war andrer Meinung, und Graham, der ſich ihm angeſchloſſen, theilte ſeine Ueberzeugung, oder umgekehrt.

Die Anſichten, die er in dieſer Beziehung dem Dr. Keith, als dem Vorſteher der freikirchlichen Juden-Miſſionscommiſſion unterbreitete, laufen im Ganzen auf folgende Sätze hinaus:

Erſtens. Jeruſalem iſt bei ſeiner geringen jüdiſchen Bevölkerung (4200 Seelen) durch die anglikaniſche Miſſion bereits hinlänglich bedacht.

Zweitens. Deßgleichen Safed und Tiberias, welche beide Orte als Miſſionspoſten auch in ſofern mißlich ſein möchten, als beide ſehr verfallen, von ärztlicher Hülfe entlegen, und den beduiniſchen Räubereien ausgeſetzt ſind.

Drittens. Damascus dagegen empfiehlt ſich in allen den Punkten, in welchen die vorgenannten Orte bedenklich erſcheinen. Es gehört übrigens ohne Zweifel zu dem verheißnen Lande innerhalb des abrahamitiſchen Bundes; war es doch zur Zeit Davids den Juden in der That unterworfen, und liegt es doch offenbar innerhalb der Grenzen des wiederhergeſtellten jüdiſchen Landes, wie es von Ezechiel beſchrieben wird; denn das erſtreckt ſich im Norden bis nach Hamath, dem jetzigen Hamah. So iſt denn von dieſer Seite her für die Presbyterialkirche, die eine Miſſion des Heiligen Landes zu errichten beſchloſſen hat, kein Bedenken vorhanden, Damascus zum Hauptquartier derſelben zu erheben. Dazu kommt, daß die Juden in Damascus von rabbiniſchem Einfluß weniger geknechtet werden und ſich dabei von ihrem eignen Fleiße nähren, ſo wie daß von dort aus das Licht des Evangeliums auf die geſammten Nachkommen des Erzvaters Abraham, auf den Samen Ismael's ſowohl als auf den Samen Iſaak's, nach allen Seiten frei auszuſtrömen im Stande iſt. Alle Städte und Dörfer des Heiligen Landes können von Damascus aus ohne große Schwierigkeit bereiſt werden.

Uebrigens verkannte Dr. Wilson auch die eigenthümlichen Schwierigkeiten keineswegs, die mit einer Judenmission in Damascus unzertrennlich verbunden sind. Die Juden dort bilden eine in sich sehr fest zusammenhängende Körperschaft, und Viele unter ihnen sind gar reich und mächtig und üben von dieser Seite her einen entschiednen Einfluß auf den ärmern Theil der jüdischen Bevölkerung. Dennoch ist die schottische Freikirche auf den Plan des Dr. Wilson eingegangen, und schon im Herbste 1843 ließ sich Miss. Graham, ein Irländer, in Damascus nieder. Ein andrer Landsmann folgte ihm alsbald, und endlich trat ihm auch ein Proselyt aus den Juden als Helfer zur Seite. Ein Missionar und ein Missionsarzt aus Amerika schlossen sich später gleichfalls an.

Erst die Zukunft kann lehren, ob „die Perle Syriens" sich in der That für einen Juden-Missionsposten eignet oder nicht. Wahrscheinlich wenigstens ist es, daß Damascus besser als Jerusalem dazu tauge, und zwar schon deßhalb, weil es, trotz Dr. Wilsons theoretischer Beweisführung, der jüdischen Vorstellung gemäß eben nicht innerhalb des Heiligen Landes mit seinen patriotischen Erinnerungen, seinen abendländischen Almosen und seinem religiösen Müßiggange gelegen ist.

Dr. Wilson sagt, daß die Judenmission zu Damascus einen heilsamen Einfluß auch auf die Söhne der Wüste zu üben im Stande sei.

Sollte dieser Einfluß nicht bloß ein vorübergehender sein, so müßte sich der Missionar jedenfalls entschließen können, der unsterblichen Seele des Beduinen zu Liebe auch ein Beduine zu werden; wo aber wird man eine solche Selbstopferungs-Willigkeit finden? Oder meint man etwa, daß der Sohn der Wüste sich um eine Missionsstation her ansiedeln soll? Wer das meint, der kennt den Ismael schlecht, der wie der freie Flugsand seiner Wüste die Weite liebt.

„Ach daß auch Ismael leben sollte vor Dir!"

Nach Jericho.

„Es war ein Menſch, der ging von Jeruſalem hinab gen Jericho und fiel unter die Mörder", ſo beginnt der Herr jenes wunderbare Gleichniß, in welchem ſich, wie in einer Perle von reinem Waſſer, die verkörperte Menſchlichkeit ſpiegelt.

Mehr als achtzehnhundert Jahre ſind ſeitdem verſtrichen, und noch immer hat die Wüſte, die ſich von Jeruſalem nach der „Palmenſtadt" (5 Moſ, 34, 3) hinunterzieht, jenen Charakter nicht verloren, um deſſentwillen der Herr ſein Gleichniß von dem barmherzigen Samariter dorthin verlegte. Beduinen ſchwärmen auch heut zu Tage noch in jenen wüſten Gebirgsſchluchten und überfallen dann und wann einen wehrloſen Reiſenden. Tragi-komiſch iſt die Geſchichte jener zwei Engländer, die hintennachzügelten und einer Beduinenſchaar in die Hände fielen, welche ſie ſo „auszog", daß der Eine mit dem bloßen Hute, der Andre gar nur mit der Brille bei der vorausgeeilten Karavane anlangte.

Ich hatte mich daher vor allen Dingen nach einem Beſchützer umzuſehen, als ich gleich in den erſten Tagen nach unſrer Ankunft in Jeruſalem den Beſchluß faßte, einen Ausflug über Jericho nach dem Jordan und dem Todten Meere zu machen. Der Berliner Maler, der uns von Nabulus her begleitet hatte, wollte grade desſelben Weges ziehen; wir ſchloſſen uns zu gegenſeitiger Annehmlichkeit aneinander. Der Mann war auch ein gar lieber Reiſegeſell,

— heiter und genügsam, wie nicht leicht Jemand. Beinkleider und Jacke zeigten manchen Flick von einer Hand, welche ſicherlich den Pinſel beſſer als die Nadel führte, und das um den alten grauen Hut gewundene Handtuch verrieth den Praktikus bei aller künſtleriſchen Idealität. Wir mietheten nun gleich einen Beduinen-Scheikh zu unſerm Schutzritter; der preußiſche Konſul gab uns zum Ueberfluß einen türkiſchen Polizeiſoldaten mit; einer der jungen Leute aus dem Brüderhauſe ſchloß ſich freundlich zu unſerm Dienſte an und ich beſtieg mein — ich freue mich noch heute, daß ich nicht ſagen kann „ungeduldig wieherndes" — Roß; denn ich hatte wieder ein gar ſanftes Thierlein bekommen, und, offen geſtanden, Sanftheit hat bei mir ſtets als das erſte Erforderniß bei einem Pferde gegolten, mochte dieſelbe nun auch einen Grund haben, welchen ſie wollte.

Unſer Zug war ziemlich maleriſch. Wir Europäer in unſrer elenden franzöſiſchen Tracht, die weder Proſa noch Poeſie, ich meine weder bequem noch ſchön iſt, trugen freilich das Mindeſte dazu bei; die Hauptſache war der Beduinen-Scheikh, ein ſtattlicher Mann mit einem wundervollen Barte, dem der graue, buntgeſtreifte Mantel, das goldgelbe Kopftuch, der rothe Halbſtiefel und der lange, an jedem Ende zugeſpitzte, mehr als mannslange Speer vortrefflich ſtand. Auch der türkiſche Soldat in grüner Jacke, weißen Hoſen und rothen Schuhen nahm ſich auf ſeiner muntern Stute nicht übel aus.

Unſer Weg führte uns aus dem Stephansthore durch das Kidronthal über den ſüdlichen Rücken des Oelbergs dicht an Bethanien vorüber, und nach fünf Viertelſtunden, vom Stephansthore an gerechnet, hielten wir an dem letzten ſpärlichen Brunnen in dem Wadi Azariyah, das von dem benachbarten Azariyah (Bethanien), ſeinen Namen hat. Hier, ſo ſagte man mir, vereinigt ſich die chriſtliche Oſterkaravane mit den türkiſchen Soldaten, die ſie des

Schutzes halber alljährlich an den Jordan geleiten; denn von da nimmt nun die unwirthliche Wüste, mit ihren einsamen Bergen, Thälern, Klippen und Schluchten ihren Anfang.

Schade, daß unser Aufenthalt in Jerusalem nicht in die Osterzeit fiel. Es muß in der That ein interessanter Anblick sein, wenn sich dann diese todte, eintönige Wüste in die Farben des Lebens kleidet und von den Tönen des Lebens wiederhallt. Drei bis vier Stunden weit zieht sich die wandelnde Linie bergauf und bergab, und da kann es denn wohl heißen: „Doch an Blumen fehlt's im Revier; Es nimmt geputzte Menschen dafür." Denn wenn auch dem Putz der Pilgerkaravane, die doch immer mehr Arme als Reiche zählt, viel Schmutz beigemengt ist, — bunt ist sie jedenfalls, und die graue Wüste braucht zu ihrem Schmucke eben nur des Bunten. Man denke sich etwa ein Tausend mehr oder minder aufgeputzter Kameele, jedes mit drei bis vier Personen, und dazu eine gute Menge Reiter zu Pferd und zu Esel sammt Fußgängern. Und dann die verschiedenen Farben und Trachten.

Von Asiens entlegner Küste,
Von allen Inseln kommen sie,

auch von Afrika und von Europa. Nimm nun noch dazu die türkischen Soldaten, mit klingendem Spiel vorwegziehend, und einzelne wildaussehende Beduinengruppen, von Neugier oder von Raubluft herbeigezogen, — so hast du ein ungefähres Bild von den buntfarbigen Fluthen, die sich alljährlich durch dieses Stein- und Sandbett dem Jordan zuwälzen. Gewöhnlich schließt sich der christlichen Karavane noch eine muselmännische an, um zu dem Grabe Mosis, welches die Sage der Muhamedaner, sonderbar genug! auf einen Berg diesseit des Jordans verlegt, feierlichst zu wallfahrten: voran tanzende Fahnenträger und nackte Derwische, die sich mit gespitzten Eisen blutig stechen; hinterher aber ein langer Zug von Syrern, Türken und Arabern,

wild aufjauchzend zu dem eintönigen Schall roher Trommeln und Pfeifen. Ein grelles Bild muſelmänniſcher Rohheit auf dem allgemeinen Grunde morgenländiſcher Lebendigkeit.

In Einer Beziehung war ich froh, daß wir mit jenen Karavanen nichts zu ſchaffen hatten. Eine ſolche Menſchenmenge in der Wüſte läßt das Gefühl der Wüſte ſicherlich nicht aufkommen, und das iſt doch für uns überſittigte und überſättigte Leute kein kleiner Genuß, natürlich nur als Abwechslung: auf ein paar Tage Beduine werden, iſt ſo übel nicht. Es hatte aber die Wüſte, durch die wir zogen, noch ganz beſondre Reize. Durch ſie kam der Herr von Jericho her zum letzten Male nach Jeruſalem kurz vor ſeinem Leiden und Sterben (Lucä 19, 1 vergl. mit 28 ff.) und in irgend einem Theile dieſer Einöde, die ſich unter verſchiedenen Namen von hier ſüdwärts zwiſchen dem Todten Meere und dem angebauten Lande hinabzieht, ging die große Geſchichte vor ſich, ohne deren inneres Verſtändniß es keine Seelenkunde giebt, — die Verſuchungsgeſchichte. Die Mönchsſage zeigt den Berg der Verſuchung in der Nähe von Jericho; dieſe zuverſichtliche Beſtimmung iſt lächerlich, aber ſo viel bleibt jedenfalls gewiß, daß die Gegend, durch die wir zogen, den allgemeinen Charakter jener Umgebungen wiedergiebt, unter denen der Erzfeind der Menſchheit die drei feurigen Geſchoſſe der Augenluſt, der Fleiſchesluſt und des hoffärtigen Lebens nach dem fleckenloſen Urbilde der Menſchheit warf. Nackt, wild, zerklüftet, ſchauerlich: das ſind die Züge, die ſich in dieſer großen Gebirgswüſte allenthalben wiederholen, und wenn ſich dieſe Züge im Süden und im Oſten ſteigern, ſo kann doch eben nur von einer Grad-, aber nicht von einer Weſensverſchiedenheit die Rede ſein.

Obgleich ſehr krank, ritt ich doch mit innigem Vergnügen durch dieſe mehr als weltgeſchichtliche Oede hin. Der Scheikh frug mich mit ſichtlicher Theilnahme einmal über das andre, wie es mir

gehe, und verbeſſerte ſtets meine arabiſche Ausſprache, indem er dabei ſeine elfenbeinernen Zähne zeigte. Ich hätte nie geglaubt, daß ein Beduinenhäuptling ſo mütterlich und ſo ſchulmeiſterlich ſein könne.

Nur ein einziges Mal bot uns ein dorniger Baum und ein andres Mal eine überhängende Felſenwand ein ſchattiges Ruheplätzchen. Nichts als öde Felſenwände, Schluchten, Grotten und Engpäſſe; doch webte hier und da eine Wolke in flüchtigem Farbenſpiel über die ſtarren, aber ſonderbar geſtalteten Berggipfel, und ein einſames Vöglein durchzirpte das allgemeine Schweigen ſo leiſe, als wenn es die Todtenſtille rings umher zu ſtören ſich ſcheuete. Die eingefangne Sonnenhitze machte die 800 bis 1000 Fuß tiefen Schluchten zu wahren Glutöfen, und von den Felswänden aus weißem Kalkſtein, gegen welche hier und da eine dunkle Schicht von Feuerſteinen grell contraſtirte, prallte der Sonnenſtrahl ſo ſtark ab, daß ich bei meinem ſchwachen Zuſtande das Auge am liebſten ſchloß.

Eine weidende Heerde verrieth uns endlich die Nähe der Jordanaue. Zu unſrer Linken riß ſich das Wadi Kelt, eine enge, ſteile, krümmungsreiche Felsſchlucht, tief hinab. Robinſon glaubte darin den Krith wiederzuerkennen, an deſſen Ufer der Mann Gottes bei den Raben zu Gaſte wohnte (1 Kön. 17, 6). Den Bach, der in jener Schlucht „gegen den Jordan" (V. 3) fließt, fanden auch wir vertrocknet (V. 7).

Unſre Beduinen zeigten uns auch den mönchiſchen Berg der Verſuchung, den Djebel Karantel, der, in ſeiner Oſtwand reich an alten Eremitengrotten und Naturhöhlen, zwölf- bis funfzehntauſend Fuß jäh über die Ebene von Jericho anſteigt und auf ſeinem kahlen Scheitel, wohin ſich einzelne Pilger noch immer Faſtens halber auf ein Paar Tage zurückziehen, eine chriſtliche Kapelle trägt. Wir mochten vom Stephansthore aus etwa 6 Stunden geritten ſein;

da mit Einem Male eröffnete ſich von dem letzten jener Bergrücken, die von Jeruſalem her in ununterbrochener Verkettung nach der Ebene von Jericho hinabſtreichen, der erſte Blick in die zwei bis drei Stunden breite Jordansaue. Schroff ſtürzen die Berge Moabs auf der öſtlichen Seite des Jordans ab, der von hier aus ihren Fuß zu beſpülen ſcheint; ſanfter ſenken ſie ſich auf der weſtlichen. Rechtshin fällt der Blick auf den ſtillen Spiegel des Todten Meeres mit ſeiner finſtern Gebirgseinfaſſung und vor uns breitet ſich die Ebne von Jericho aus, ſonſt ein Garten Gottes voll Roſen, Balſamſtauden und Palmen.

Eben ſtanden wir im Begriff, den letzten ſteilen Abhang hinunterzureiten, als ein langer Zug von Bauern aus Szalt, die überjordaniſchen Weizen nach Jeruſalem führten, uns für eine Weile den Weg ſperrte. Jeder trug einen gefüllten Waſſerſchlauch und einen leeren Geldſack. Sie zogen langſam an uns vorüber, und Einer derſelben reichte mir auf Verlangen einen Labetrunk aus ſeinem ſchmutzigen Schlauche.

Wir fanden auch die Ebene ziemlich belebt. Unter den dornigen Nebekbäumen lagerten maleriſche Gruppen. Hier wieherte ein Pferd, dort kauerte ein Kameel, da kollerte ſich ein Eſel; Weizenſäcke waren allenthalben umhergeſtreut und einzelne Bauern lagen darauf und daneben. Weiterhin, wenn ich nicht irre, zeigte man uns den ſtarkſtämmigen Oeſcher, deſſen Frucht Robinſon für den ſogenannten Sodomsapfel zu halten geneigt iſt, der, wie Joſephus ſagt, an Geſtalt und Farbe einer eßbaren Frucht gleich ſieht und ſich abgepflückt unter den Händen in Kohle und Aſche auflöſt, — ein ächtes Sinnbild Sodoms, das, in einem „Garten Gottes" anmuthig gelegen, im Innern ſittlich verkohlt und verafcht war und unter der heimſuchenden Hand Gottes gleichſam zerplatzte. Die Früchte, in der Größe von Citronen, hängen in Büſcheln

von dem buschigen Baume herab, zerfahren aber im Zustand voller Reife bei der geringsten Berührung und lassen nur Stücke der dünnen faserigen Schale zurück, in deren Mitte die saftlosen Hülsen der Samenkörner wie in Seide eingewickelt liegen. Ob Robinson Recht hat oder nicht, mögen Botaniker entscheiden. Andere halten eine „an ihrer Oberfläche wie verkohlte Frucht einer fremden Akazienart" für den Sodomsapfel, dessen Beschreibung Josephus sicherlich in einen mystischen Nebel gezogen hat.

Nach einer Stunde erreichten wir das elende Jericho der Neuzeit mit dunkelgrünen Feigenbäumen in der Nähe und schlugen unser Zelt dicht hinter einem Dornhege auf einem abgeernteten Felde auf, — vor uns in freiester Aussicht die transjordanischen Gebirge, über welche ein bis zwei Stunden später der Vollmond so überirdisch verklärt heraufquoll, als gälte es hier nicht eine fluchbeladene Oede, sondern ein irdisches Paradies zu bescheinen.

Von Jericho nach dem Jordan und dem Todten Meere.

An keinem Orte während meiner ziemlich vierjährigen Reise im Orient und in Ostindien ist mir die Nachtherberge so sauer geworden, als dort, wo mein Herr und Meister sprach: Zachäe, steig eilend hernieder; denn ich muß heute zu deinem Hause einkehren (Lucä 19, 5).

Unser Zelt stand, wie gesagt, auf einem abgeernteten Felde, welches so tiefe Furchen hatte, daß die darübergebreitete Matratze die Unebenheiten des Bodens nicht auszugleichen vermochte. Ich versuchte alle nur erdenklichen Lagen; das Endergebniß aber war und blieb die Ueberzeugung, daß die Jerichoer Bauern, die jene Furchen gemacht hatten, die kubischen Verhältnisse meines Körpers dabei nicht in Betracht gezogen.

Das Schlimmste aber war, daß ich mich zum Sterben krank fühlte. Das Uebel, mit welchem ich Jerusalem verlassen hatte, war von der Art, daß es mir die vorhandenen Kräfte auch ohne die Beschwerden eines solchen Rittes schnell abzapfen mußte, und da eine vollkommne Appetitlosigkeit damit verbunden war, so konnten sich neue Kräfte nicht ansammeln. Eine Tasse Kamillenthee, das war Alles, was ich meiner wie aufgeriebnen Natur bieten konnte und durfte. Ich suchte jeden Tropfen dieses heißen Labetrunkes möglichst gründlich zu genießen.

Wie gern hätte ich meinen kranken Durſt in den klaren Fluthen jener Quelle gelöſcht, die Eliſa durch hineingeworfnes Salz geſund machte (2 Kön. 2, 19—22), — der jetzigen Ain es Sultan, deren unterer Waſſerlauf ganz in der Nähe unſres Zeltes ſich mit dem Wadi Kelt vereinigte. Wie gern wäre ich „die grüne baumreiche Kluft", in welcher der Bach des Eliſa aus der Nähe des Karantelberges herabſteigt, bis zu ſeiner Quelle unter den epheublättrigen Nebekbäumen hinaufgewandert! Die Ueberreſte römiſcher und mittelalterlicher Thürme, Straßen, Waſſerleitungen, Mauern und Säulen, die über die Oaſe von Jericho verſtreut ſind, waren mir als Nicht-Archäologen ziemlich gleichgültig.

Wir lagerten übrigens ganz in der Nähe der 40 Fuß hohen Thurmruine, in welcher die Pilger das Haus des Zachäus naiver Weiſe anſtaunen. Ein türkiſcher Kommandant mit einer Hand voll Soldaten zum Schutze der Bauern gegen die Söhne der Wüſte bewohnt es.

Wie luſtig die Feuer unſrer Beduinen unſer Zelt umloderten! Der Sheikh pflanzte ſeinen rieſigen Speer dem Zelte gegenüber in den Boden und lagerte ſich ſo dicht neben ſeinem Pferde, als wären Beide natürliche Schlafgenoſſen. Die Schakale in der Nähe und in der Ferne erhoben ihre unheimlichen Stimmen. Es wimmerte von allen Seiten. Dazwiſchen klang es wie Feldgeſchrei und wie Poſaunen und wie ſtürzende Mauern (Joſua 6, 20), und dann wieder wie die Stimme eines Rufenden: „Jeſu, du Sohn Davids, erbarme dich meiner!" (Lucä 18, 38.) Vergangenheit und Gegenwart miſchten ſich in der krankhaft aufgeregten Phantaſie.

Schon gegen 5 Uhr des andern Morgens mußte ich nach einer völlig ſchlafloſen Nacht abermals aufſitzen und der Stadt der Palmen, davon nur noch Eine, wie trauernd, übriggeblieben, für immer den Rücken kehren. Ein einſtündiger Ritt brachte uns zu dem Jordan

an die Stelle, wo die chriſtliche Oſterkaravane in ihren künftigen Sterbegewändern zu baden pflegt.

Durch hohes und dichtes Geſträuch, an deſſen Zweigen der Thau ſo reichlich hing, daß man in Einer Minute einen ganzen Becher füllen konnte, drängten wir uns voll Begierde zu dem heiligſten Fluß der Erde, der erſt in der nächſten Nähe ſichtbar wurde. Vögel zwitſcherten in dem überhangenden Gebüſch an ſeinen hochromantiſchen Ufern. Wir fanden dieſelben keineswegs gefüllt; dennoch ſchoſſen die Waſſer reißend.

Um „die Zeit der Ernte" aber iſt der Jordan auch jetzt noch „voll an allen ſeinen Ufern" (Joſua 3, 15). Darum konnten die Iſraeliten unter Joſua, die um dieſe Jahreszeit an das jenſeitige Ufer des Jordans gelangten, nur durch ein Wunder an das diesſeitige Ufer herüberkommen. Denn als die Prieſter, welche die Lade des Bundes, des Herrn Lade, des Herrſchers über alle Welt, vor dem Volke hertrugen, an den Jordan kamen und ihre Füße in's Waſſer tunkten, da ſtand das Waſſer, das von oben herniederkam, aufgerichtet über Einem Haufen; das Waſſer aber, das zum Salzmeere hinunterlief, verfloß, und alſo ging das Volk trocknen Fußes hinüber gegen Jericho. (Joſua 3).

Ob nun dieſer wunderbare Einzug der Kinder Iſrael in das gelobte Land, der dem wunderbaren Auszug aus dem Lande der Knechtſchaft entſpricht, genau an dieſer Stelle ſtattfand? — Wer wills beſtimmen. Um Vieles aber kann die Ueberlieferung nicht irren, indem dieſe Stelle Jericho allerdings gegenüber liegt.

Als Elias in der Begleitung Eliſa's von Gilgal herkam, um dem Herrn, der ihn im Wetter gen Himmel holen wollte, entgegenzugehen, nahm Elias ſeinen Mantel und wickelte ihn zuſammen und ſchlug in's Waſſer, und ſie gingen beide trocken hindurch; und als Eliſa mit dem Mantel des Eliä zurückkehrte, that er ein Gleiches.

Da ſprachen der Propheten Kinder, die zu Jericho waren: Der Geiſt Eliä ruhet auf Eliſa, und gingen ihm entgegen und beteten an zur Erde. (2 Könige 2).

Auch dieſe großen Geſchichten müſſen hier ganz in der Nähe ſich zugetragen haben.

War das auch die Stelle, wo „das Lamm Gottes, welches der Welt Sünde trägt" zu Johannes dem Täufer kam und ſich, um alle Gerechtigkeit zu erfüllen, von ihm taufen ließ? Wo Johannes den Geiſt Gottes gleich als eine Taube hinabfahren und über ihn kommen ſah und eine Stimme vom Himmel herab ſprach: Das iſt mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe? Die Legende ſpricht Ja, und die Kritik kann kein beſtimmtes Nein ſagen. Die Erinnerung aber an dieſes allerglorreichſte Begebniß warf über die trüben Fluthen, die zu unſern Füßen dahinrollten, die goldigſten Streiflichter.

Ein wunderbarer Fluß, dieſer Jordan! Geheimnißvolles Dunkel umſchwebt die Wiege des Nils; geheimnißvolles Dunkel umſchwebt das Grab des Jordans. Der Alpenſee, der ſeine Waſſer bei Tiberias ſammelt, und der Salzſee bei Jericho, darin ſie ſpurlos verſiuken, — welch ein Gegenſatz! Es iſt der Gegenſatz von Fluch und Segen, Leben und Tod! In der tiefſten Erdſpalte, die hier über zwölfhundert Fuß unter den Meeresſpiegel hinabreicht, ſchlängelt er ſich dem Todten Meere zu. Die Felſenwände, die ihn ſteil ummauern, ſuchen ihn durch viele Krümmungen aufzuhalten; er aber ſtürzt ſich um ſo heftiger dem Untergang entgegen. Einige meinen, jene vulkaniſche Naturerſchütterung, die das Gericht über Sodom und Gomorrha begleitete, habe dieſe merkwürdige Spalte vom Libanon bis an das Südende des Todten Meers geriſſen und ſo den Jordan, der ſich früher in das Rothe Meer ergoß, in der Mitte ſeiner Tage umgebracht.

Ein abermaliger Ritt von fünf Viertelſtunde brachte uns auf

ſalpeterbekruſtetem Boden an das Todte Meer. Die letzte Spur von Pflanzenreich war längſt verſchwunden; die Erde hatte auch nicht für das geringſte Hälmchen mehr hinlängliche Zeugungskraft. Ein widerlicher Geruch umfing uns; eine bleierne Schwere drückte auf unſre Lungen.

Unſer Scheikh ſchien von dem Allen nichts zu fühlen. Kaum erſah er in der Ferne einen ſeiner Bekannten, der hier am Salzmeer mit Salz handthierte, ſo ſtürzte er wie ein ſpieliger Knabe auf ihn los und verfolgte ihn ſcherzweiſe ſo lange mit geſchwungner Lanze, bis dieſer am Ufer des Todten Meeres zu ſeinen Füßen ſank. Dieſer Mann mit ſtruppigem Haar und mit kothigen Füßen, nackt bis auf einen elenden Gurt um die Mitte des Leibes, machte nun mit einem Male den Wirth. Er errichtete ſchnell ein Wirthshaus aus drei knorrigen Aeſten und überdachte es mit einigen Händen voll Geſtrüpp. Ich als Kranker durfte das Ende eines jener drei Zacken zu meinem Kopfkiſſen machen und bekam auch des dünnen Schattens, den das darüber gelegte Röhricht erzeugte, ein ganzes Drittel. Dafür durfte dann aber mein gütiger Wirth, dem es hier an dem Todten Meere wie der Kirchmaus ging, meinen Antheil am allgemeinen Frühſtück verzehren. Sein gieriger Blick hatte es bereits einmal verſchlungen.

Vom Todten Meere über Mar Saba nach Jeruſalem.

„Baar jeder Pflanze, eine ew'ge Brache!"

So ſtellte ſich uns die Stelle des Todten Meeres dar, an welcher wir uns gelagert hatten, obſchon auch hier am Nordende einzelne dünne Stengel, Schilfhalme und Dornenſträucher vorkommen.

Die tiefe Lage des Salzmeers unter dem Spiegel des Oceans, der Mangel an Pflanzenwuchs auf dem ſalpeterbekruſteten Boden, die hohe, ſteile, nackte Gebirgsumwallung: dieß zuſammengenommen erzeugt hier eine Hitze und namentlich eine Schwüle in dieſer Jahreszeit, die mir, dem Kranken, das Sprechen faſt zur Unmöglichkeit machte. Selbſt für das Stöhnen ſchienen die Lungen ihre Dienſte verſagen zu wollen. Die mit einem ganzen Viertel Salz geſchwängerte Fluth des Todten Meeres zu den Füßen ſpottet deines glühenden Durſtes und die ſchneeige Salzkruſte um dich her deines rinnenden Schweißes.

Da lag denn das Salzmeer vor uns, 20 Stunden lang und 4 bis 5 Stunden breit, — wie Ein ungeheures dunkelblaues Gewand, ohne alle Regung und Bewegung. Im Südweſten des Meeres erhebt ſich ein faſt drei Stunden langes Steinſalzgebirge, von den Arabern Usdum, das iſt Sodom, genannt, mit einer einzeln ſtehenden Salzſäule, die auf der vordern Seite die Form eines Cylinders, auf der hintern die Geſtalt einer Pyramide zeigt. Eine ähnliche Säule muß Joſephus im Sinne gehabt haben, wenn er

in ſeinen jüdiſchen Alterthümern ſagt: „Da ſich Lots Weib im Hinweggehen beſtändig umwendete und zu neugierig war in Bezug auf das Schickſal der Stadt, ... ſo wurde ſie in eine Salzſäule verwandelt; denn ich habe dieſelbe geſehen und ſie bleibt bis auf dieſen Tag.“ Am Südende des Meeres, das noch heut zu Tage mit einer ungewöhnlichen Fülle ſüßen Waſſers von den öſtlichen Gebirgen her geſpeiſt wird, glaubt man auch in der That jene „waſſerreiche Gegend“ ſuchen zu müſſen, darin die vier Städte Sodom und Gomorrha, Adama und Zeboim wie in einem Garten Gottes lagen. (1 Moſ. 13, 10.)

Das war alſo der Ort, der ein Vorſpiel des jüngſten Gerichts geſehen hat, als der Herr Feuer regnen ließ vom Himmel (1 Moſ. 19, 24 ff.) auf den Zunder in der Erde, — jene Erdpechgruben*), daran dieſer Garten Gottes ſo reich war (1 Moſ. 14, 10), — und die Städte umkehrte, daß der Rauch aufging vom Lande, wie ein Rauch vom Ofen.

Bis zum Kloſter Mar Saba, am Nordende der Wüſte Juda, deſſen Betglocke zur Nachtzeit das tiefe Schweigen dieſer ſchaurigen Einöde an gewiſſen Stellen angenehm unterbricht, hatten wir, ſo ſagte man uns, noch einen Ritt von 6 — 8 Stunden vor uns. Für mich, der ich ſeit Jeruſalem nichts als Kamillenthee genoſſen hatte, eine ſchreckliche Ausſicht. Da galt es ſich an das Wort klammern: „Der Menſch lebt nicht vom Brote allein, ſondern von einem jeglichen Worte, das aus dem Mund Gottes geht.“

Nach einer halben Stunde Aufenthalt an dem Ufer des Salzmeeres brachen wir auf, und zogen an dem nordweſtlichen Ende deſſelben dem rauhen und ſteilen Gebirgspaß zu, der uns nach Mar Saba bringen ſollte. Es dauerte nicht lange, ſo zeigte ſich

*) Von Luther mit „Thongruben“ überſetzt.

wieder einiger Pflanzenwuchs, deſſen mannichfaltige Färbung ſtets in Grau auslief. Auf den ſchwanken Zweigen eines dunkeln Rohrdickichts wiegten ſich ein paar Vögelchen. Wir waren am Fuß der Gebirge.

Je höher wir ſtiegen, um ſo kühler wurde es, und wo ſich die Berge nach dem Todten Meere hin öffneten, da gab es gar einen erfriſchenden Wind. Doch das waren nur Ausnahmen. Ich ſchaute umſonſt nach einem Baume aus, unter deſſen Schatten es ſich ruhen ließe. Es ging nicht mehr. Ich mußte abſteigen und, in den Schatten meines Pferdes hingeſtreckt, die letzten Kräfte ſammeln.

Die Ruhe war kurz, denn wir wollten und mußten Mar Saba noch vor Einbruch der Nacht erreichen. Wir trabten über Vermögen, — Stunde über Stunde.

Als die Noth am größten war, da war auch hier die Hülfe am nächſten. Ich konnte mich auf dem Pferde nicht länger aufrecht halten. Da mit einem Male ſah ich unfern vom Wege ein Beduinendorf entſtehen. Die Weiber bauen die Zeltlein auf, während die Männer müßig umherliegen. Ein Kind kommt unſerm Scheikh traulich entgegen; ein Eſelchen ſchäkert uns etwas vor. Wir reiten darauf zu, und in dem beſten Zelte bereitet man mir auf einem ſchönen Teppich ein Lager. Wie freute ich mich des angenehmen Schattens, der freilich nur für den Oberkörper ausreichte, indem ich bei der Kürze des Zeltes meine langen Beine der Sonne überlaſſen mußte.

Um die ſteinerne Schale, die in der Mitte der Zeltes für den allgemeinen Durſt aufgeſtellt war, ſammelte ſich alsbald eine bunte Schaar von Männern, Frauen und Kindern. Der junge Mann aus dem Bruderhauſe bereitete meinen Kamillenthee zu großer Verwunderung dieſer Naturkinder, und ich war nur froh, daß man den duftenden Topf nicht von Mund zu Mund gehen ließ. Als

aber der Maler die vor ihm sitzende Beduinengruppe zu zeichnen anfing, so bewegte sich jede Muskel in den sonst so ruhigen Gesichtern. „Es sind doch famose Kerls" rief der begeisterte Künstler. „Famose Kerls" hallte es aus dem Munde eines bärtigen Naturkindes wieder.

Als wir aber nach einstündiger Rast dem Beduinendorfe den Rücken gekehrt hatten, äußerte mein berliner Reisegefährte sich ganz anders: „Es sind doch alles Schufte; sie haben uns unser ganzes Brot gestohlen!" Nun da wir blos noch eine Stunde bis zum Kloster hatten, so brauchte uns diese Entdeckung, die unter andern Umständen mehr als unangenehm hätte sein können, nicht weiter zu beunruhigen.

Wir kamen an zwei Cisternen vorüber, deren eine — so schien es uns — so eben zu einem Zankapfel zwischen zwei Partheien von Hirten geworden war. Es ging noch einmal ziemlich steil hinan. Eine künstliche Straße am Rande einer tiefen Schlucht verkündete uns endlich die Nähe des Klosters.

Aber erst nachdem wir nur noch ein paar Schritte davon entfernt waren, trat es plötzlich vor unser Auge, — wie ein barmherziger Engel in der erbarmungslosen Wüste. Meine Reisegefährten begrüßten in ihm eine gelegne Herberge, ich zugleich ein vielwillkommnes Hospital.

Wir hatten unsern Polizeisoldaten mit einem Empfehlungsschreiben des griechischen Patriarchen in Jerusalem, ohne welches die gastfreundliche Thür des wohlbefestigten Klosters sich nicht leicht aufthut, eine gute Strecke vorweggeschickt; dennoch mußten wir noch eine ziemliche Weile warten, ehe das Felsennest sich öffnete.

Ein eigenthümliches Gebäude mit seinen hohen Mauern, seinen Thürmen, seinen Vorsprüngen und Terrassen. Die erste Treppe führte uns zu den Gebäuden der Klosterdiener, die zweite tiefer abwärts

zu der gepflasterte Terrasse, die in ihrer Mitte die achteckige Kapelle des Mar Saba und an ihrer Morgenseite die Hauptkirche desselben Heiligen trägt.

Ein helles, räumiges Fremdenzimmer mit ringsumlaufenden Divans nahm uns auf. Durch die offnen Fenster flogen die Vögel des Himmels hin und wieder, auf und ab, aus und ein. Ich aber sank auf das weiche Polster und konnte von dem köstlichen Pilaw, den uns der Klosterwirth vorsetzte und den mein berliner Gefährte bei jedem Bissen von neuem pries, auch gar nichts genießen.

Steile Wände umschließen die an 1200 Fuß tiefe Schlucht des Kidron, an deren Westgehänge das Kloster klebt. Der Blick in den gähnenden Abgrund hatte etwas Schauerliches; aber an den Abhängen der Ostwand weideten friedliche Heerden. Ich wundre mich nicht, wenn poetische Gemüther unter dem Zauber des Gegensatzes sich hier vergaßen.

Ein paar Bäume, ein paar Sträucher und ein paar Gemüsebeete, — was ist das weiter! Aber hier in dieser allgemeinen Oede, wo jede Handvoll Fruchterde erst aus der Ferne herbeigeschafft werden mußte, kann sich das Auge daran nimmer sättigen, und die überraschte Phantasie überkleidet das arme Gärtchen, das jeder Bauer in Deutschland besser hat, mit den Farben des Paradieses.

Nach einem erquickenden Schlafe, in den nur die Betglocke von Zeit zu Zeit hineingeklungen hatte, erhob ich mich am andern Morgen in aller Frühe, um die süße Kühle bei dem Zwitschern der Schwalben zu genießen, die wie wir Gäste des Klosters waren.

Mar Saba, „der Wüstenstern," legte den Grund zu diesem Gebäude bereits in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts. Einsiedler hatten sich schon vorher in der wilden Thalschlucht niedergelassen. Die gegenüberliegende Felswand namentlich ist voll Höhlen, die auch als Wohnungen für sie dienten. Man zeigte uns die Zelle

des Mar Saba, die er der Legende nach mit seinem Löwen theilte, sowie die des Johannes von Damaskus, jenes Kirchensternes erster Größe. Seit der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts wurde das einsame Kloster eine Burg der rechtgläubigen Kirchenlehre; jetzt ist es, wie fast alle Stiftungen dieser Art, ein Sitz der Faulheit, der Unwissenheit und der Gemeinheit. Ein russischer Laienbruder, mit dem eisernen Kreuz geschmückt, sprach uns mit herzbeweglicher Stimme mehr als einmal an: Vater, Bruder, hast du keinen Schnaps? Sein Auge glänzte, als er auf seine deutschen Feldzüge zu reden kam, und die eigenthümliche Bewegung, die seine Zunge machte, schien darauf hinzudeuten, daß er neben manchen brennenden Wunden auch manches schöne Gläschen gebrannten Wassers empfangen hatte.

Die bequeme Ruhe während der Nacht hatte mich wie neugeboren. Bald nach sieben Uhr verließen wir das Kloster. Die Sonne stieg mit Macht herauf; aber auch wir stiegen immer höher, und so glich sich die zunehmende Sonnengluth mit der wachsenden Höhenkühle aus. Endlich ging's in das schattige Kidronthal hinab.

Da merkte ich, daß unser Kawas, mit dem wir vorausgeritten waren, uns zu weit rechts in die Irre geführt. Ich hatte meiner lieben Frau versprochen, im Kloster zu Bethlehem, wohin sie der preußische Konsul geleiten wollte, von Mar Saba aus mit ihr zusammenzutreffen. Wir aber waren auf dem graden Wege nach Jerusalem. Der Kawas, seinem türkischen Charakter treu, wollte seinen Irrthum nicht Wort haben, bis mit einem Male die „hochgebaute" Stadt vor unsern Füßen lag, die, von hier aus gesehen, sich recht wie eine Bergfeste ausnimmt, über den steilen Wänden des Josaphat- und Hinnomthales.

Heimkehr ist allerwärts süß. Allein nach einer Wüstenfahrt sich sagen zu können „Nun bist du wieder zu Hause — in Jerusalem," — das ist süßer denn Honig und Honigseim.

Die Chriſten im Heiligen Lande.

Wer nicht mit puſeyitiſchem Geiſte das „Biſchofsthum in apoſtoliſcher Aufeinanderfolge“ als das erſte Erforderniß einer chriſtlichen Kirche anſieht, den können die nichtproteſtantiſchen Kirchen im Heiligen Lande vorwiegend doch nur mit den Empfindungen des Mitleidens oder auch des Unwillens erfüllen, — obſchon nicht alle in gleichem Grade gefallen ſind und obſchon einzelne Perſönlichkeiten ſelbſt in der verderbteſten derſelben unſre Liebe und Hochachtung immerhin in Anſpruch nehmen mögen.

Die achtbarſte Kirchengemeinſchaft unter den nichtproteſtantiſchen iſt trotz ihrer monophiſitiſchen Ketzerei jedenfalls die armeniſche; ſie hat ſich in ihren Irrthümern minder abgeſchloſſen, und wie ſie auf der einen Seite zur griechiſchen Mutterkirche zurückzukehren ſich nicht abgeneigt zeigt, ſo iſt ſie auch proteſtantiſchen Einflüſſen zugänglich.

Ein intereſſantes Volk, die Armenier! Seit dem fünften Jahrhundert haben die Unruhen im eignen Lande ſie hinausgetrieben in die weite Welt, und wohin ſie auch immer gekommen ſind, da haben ſie feſte Wurzel geſchlagen und durch Klugheit, Betriebſamkeit und Ausdauer ſich entweder des Großhandels oder, wo das nicht anging, des Kleinhandels, oder aber der Geldgeſchäfte bemächtigt. Rußland, die Türkei und Perſien theilen ſich gegenwärtig in ihr Vaterland; ſie ſelbſt aber, vom indiſchen Ocean bis zum baltiſchen Meere, von den Steppen der Tartarei bis zum Nilthale,

den Karpathen und den Alpen über die Erde verstreut, vermitteln den größern Theil des europäisch-asiatischen Handels.

In ihrem prächtigen Kloster auf dem Berge Zion, das 2 bis 3000 Pilger zu beherbergen im Stande ist, sind wir bereits ge-

ort umher wohnen sämmtliche Armenier, deren Zahl in

sich auf 3 bis 400 beläuft. Sie sind meist ehrenfeste

ch wohlhabende Geschäftsleute, und wie national, so auch

rchlich eins. Was Wunder daher, daß sie allgemein in großem Ansehn stehen und den Griechen sowohl als auch den Lateinern die Spitze zu bieten im Stande sind, trotzdem daß die erstern an Frankreich, die letztern aber an Rußland eine politische Lehne haben. Fühlen sie sich doch so stark, daß sie selbst die armen Syrer und Kopten, die in der Lehre von der Einen Natur mit ihnen stimmen, unter ihren Schutz und Schirm zu nehmen kein Bedenken tragen. Sie thun das als gute Geschäftsleute freilich nicht umsonst. Während jene unter dem Schatten ihrer Flügel ruhen, zupfen sie ihnen hie und da eine Feder aus.

Das armenische Patriarchat von Jerusalem besteht erst seit 1310. Dagegen geht das griechische auf die älteste Zeit zurück, denn schon auf der vierten allgemeinen Kirchenversammlung beschlossen die Väter, „die Mutter aller Kirchen" zur Würde eines fünften Patriarchensitzes zu erheben. Im Norden mußte der Patriarch von Antiochien und im Süden der von Alexandrien für den Bezirk des neuen Patriarchen Raum schaffen, und noch immer erstreckt sich trotz seines Verfalls das griechische Patriarchat von Jerusalem über Phönizien, Palästina, Idumäa und das Steinige Arabien. Es besitzt innerhalb der Mauern Jerusalems nicht weniger als 12 Mönchs- und 5 Nonnenklöster, obschon die griechische Gemeinde nur etwa 600 Seelen zählt, die von sechs Weltpriestern bedient werden. Der größte Makel, der an dem griechischen Patriarchate in Jerusalem klebt, ist offen-

bar der alljährliche Betrug mit dem ſogenannten Heiligen Feuer, das in der Oſternacht, wie ſie ſagen, vom Himmel fällt und das Innre der Heiligen Grabeskirche plötzlich in ein Feuermeer verwandelt, — zu Ehren Deß, der aus dem Dunkel des Grabes „Leben und unſterblich Weſen an's Licht gebracht".

Die Lateiner haben ſeit Hieronymus das Heilige Land mit Klöſtern nur zu gern beſetzt. Dasjenige in Jeruſalem, das die Kaufleute von Amalfi erbaut hatten, wurde zur Zeit der Kreuzzüge zum Hoſpital der Johanniterritter erweitert; Saladin aber trieb die Fremdlinge aus. Nach ihrer Rückkehr ſiedelten ſie ſich auf dem Berge Zion an; aber ein einflußreicher Jude von Konſtantinopel, dem man nicht erlaubt hatte, das Grab ſeines Königs David unter der dortigen Kirche zu beſuchen, wußte es aus Rache dahin zu bringen, daß die Türken die Franziskaner auch von dort verjagten. Seitdem bewohnen die ſtets Vertriebnen und doch Gebliebnen das Kloſter St. Salvador, das auch den proteſtantiſchen Reiſenden bisher zur Herberge gedient hat. In dem lateiniſchen Kloſter zu Nazareth ſind wir bereits geweſen, und nach dem in Bethlehem werden wir noch kommen. Die Lateiner ſitzen allen übrigen Kirchen im Heiligen Lande hart auf dem Nacken; ſie verſchlängen ſie lieber heute als morgen.

Das war denn auch ein Hauptgrund, weshalb Biſchof Alexander bei ſeinem Eintritt in Jeruſalem von ſeinen morgenländiſchen Kollegen nicht von vorn herein unfreundlich empfangen wurde; man ſahe in ihm, freilich wohl nicht ohne einiges Mißtrauen, einen natürlichen Bundesgenoſſen gegen den römiſchen Erbfeind, der ſeit dem 17. Jahrhundert ſich überall auf- und einzudrängen, ein- und überzugreifen angefangen.

Ich kann mich nicht entſchließen, die Geſchichte des anglikaniſchen Biſchofthums in Jeruſalem, zu deſſen Gründung der preu-

ßiſche König bekanntlich die Hälfte der erforderlichen Summe beitrug, der Länge und Breite nach zu erzählen. Der Hauptgedanke preußiſcherſeits lief drauf hinaus: über dem Grabe des Weltheilandes eine Einheit der proteſtantiſchen Kirchen des Abendlandes möglichſt darzuſtellen, — und ſo auf der einen Seite die politiſche Anerkennung zu erringen, welche die morgenländiſchen Kirchen bereits genoſſen, auf der andern Seite aber die in ſich geſpaltnen morgenländiſchen Kirchen durch das Beiſpiel brüderlicher Einigkeit zu reizen und überhaupt das Licht der Reformation vor ihnen auf den Leuchter zu ſtellen. Das war, wie geſagt, die Spitze des Gedankes; — die Intereſſen deutſcher Wiſſenſchaft und deutſchen Handels ſpielten aber mit hinein.

Der Gedanke ſo im Allgemeinen hin war wohl eines chriſtlichen Königs nicht unwerth. Allein die Ausführung blieb ſo weit hinter der Idee zurück, daß nicht einmal eine äußere, geſchweige denn eine innere Einigung zu Stande kam. So ſtand es wenigſtens noch im Jahre 1849, wo ich nichts als eine vom preußiſchen Könige freigebig unterſtützte Anſtalt der engliſchen Kirche vorfand*). Denn daß man mit Rückſicht auf die deutſchredenden Aſchkenazim und auf die zu erwartenden deutſchen Koloniſten ein zugleich deutſchredendes Miſſions- und Kirchenperſonal nach Jeruſalem geſchickt und neben dem anglikaniſchen Vormittagsgottesdienſt in engliſcher Sprache einen anglikaniſchen Nachmittagsgottesdienſt in deutſcher Sprache eingerichtet hatte, konnte doch nicht als ein Beweis gelten, daß die Landeskirchen Englands und Preußens ſich, wenn auch nur in ganz äußerlicher Weiſe, geeinigt hatten.

Es liegt ſo eben ein Werkchen vor mir, das die von einem deutſchen Theologen im Jahre 1844 unternommne morgenländiſche

*) Ebenſo Wilſon 6 Jahre vorher. Siehe ſeine Reiſebeſchreibung „Lands of the Bible.“ Vol. II. P. 279.

Reiſe enthält. Dort leſe ich über die Gründung des jeruſalemitiſchen Biſchofthums folgende Worte: „England ebenſowohl wie Preußen, von der weſentlichen Einheit beider Kirchen überzeugt, ging mit großer Bereitwilligkeit auf dieſen Vorſchlag ein. Da die anglikaniſche Kirche jedoch nur die von einem Biſchof in apoſtoliſcher Aufeinanderfolge vollzogne Ordination anerkennt und die Einſegnung der Confirmanden als ein beſondres Vorrecht der Biſchöfe feſthält, ſo mußte ſie fordern, daß ein in Jeruſalem unter dem Biſchof thätiger deutſcher Geiſtlicher von einem Biſchof der anglikaniſchen Kirche ordinirt werde, ſo wie daß der Einſegnung der Confirmanden nach dem Gebrauche der evangeliſchen Kirche Preußens noch eine beſondre Handauflegung des Biſchofs folge. Der König konnte dieß leicht zugeſtehen, zumal im Morgenlande dadurch die Annäherung an die übrigen chriſtlichen Kirchen, welche ſämmtlich auf die biſchöfliche Ordination mit apoſtoliſcher Aufeinanderfolge viel Gewicht legen, erleichtert wird. So wurde der Vertrag in weltgeſchichtlicher Einigkeit geſchloſſen.“

Wenn man bedenkt, daß der Mann, der hier redet, ein deutſcher Theolog iſt und zwar ein ſolcher, der in Jeruſalem ſelbſt geweſen, ſo weiß man in der That nicht, was man ſagen ſoll, und es entſteht die peinliche Frage: Soll man den letzten Grund dieſer naiven Darſtellung in dem Wiſſen oder in dem Willen deſſelben ſuchen?

War es dem Mann in der That unbekannt, daß die Paſtoren ſolcher deutſchen Gemeinden „die ſich unter das Regiment des Biſchofs in Jeruſalem“ ſtellen würden, bei ihrer Ordination von einem engliſchen Biſchof auch die 39 Artikel der anglikaniſchen Kirche unterzeichnen ſollten, und daß durch dieſen nachherigen Act ihre vorherige Verpflichtung auf das augsburgiſche Bekenntniß ganz naturgemäß in ſoweit aufgehoben worden wäre, als das letztere von

den 39 Artikeln der engliſchen Kirche abweicht? Denn daß er „Ja und Nein" für eine gute Theologie halten ſollte, wollen wir doch nicht glauben.

Ich denke, ich thue am beſten, die authentiſche Erklärung engliſcherſeits vom Ende des Jahres 1841 in möglichſt wörtlicher Ueberſetzung hierher zu ſtellen.

„Proteſtantiſche Gemeinden deutſcher Zunge, die in den Grenzen der biſchöflichen Gerichtsbarkeit wohnen und ſich ihr unterzuordnen willens ſind, ſollen von einem zu dieſem Zwecke engliſch-ordinirten deutſchen Geiſtlichen bedient werden. Dieſer ſoll ſein Amt an der betreffenden deutſchen Gemeinde in deutſcher Sprache verrichten und zwar gemäß den Formen ihrer Nationalliturgie, die, für den beſondern Gebrauch dieſer Gemeinden aus den altkirchlichen Liturgien zuſammengeſtellt, in allen Lehrpunkten mit der Liturgie der engliſchen Kirche übereinſtimmig, von dem Biſchof mit Genehmigung ſeines Metropolitans (des Erzbiſchofs von Canterbury) beſtätigt worden. Deutſche, die man für die Uebernahme eines ſolchen Amtes beſtimmt, müſſen nach dem Ritual der engliſchen Kirche ordinirt werden und die Artikel dieſer Kirche unterzeichnen. Damit ſie aber nach deutſchen Geſetzen (!) zur Bedienung deutſcher Gemeinden nicht unfähig ſeien, ſo haben ſie vor ihrer Ordination dem Biſchof ein Zeugniß beizubringen, daß ſie vor irgend einer anerkannten kirchlichen Behörde das augsburgiſche Bekenntniß unterſchrieben haben."

Eine ſchöne weltgeſchichtliche Einigkeit!

Dr. Wilſon, obgleich kein deutſcher Theolog, fällt ſicherlich ein viel richtigeres Urtheil, wenn er ſagt: „Man ſcheint der Urkunde zufolge ſich über eine vereinte Organiſation, mit einer Art Unterordnung der deutſchen Kirche unter die engliſche, verſtändigt zu haben, während ein einfacher Plan friedlichen Zuſammenwirkens in der Miſ-

ſion, wobei beide Kirchen ihre organiſche Verfaſſung ſowohl als ihre Lehre behalten hätten, auf die Länge der Zeit für alle dabei Betheiligten befriedigender geweſen ſein möchte. Die deutſche Kirche hatte bei unſrem Beſuche in Jeruſalem keine andre Vertretung, als die einfache Theilnahme des preußiſchen Konſuls am anglikaniſchen Gottesdienſt, und ich bin von Leuten, die keine unbedeutende Stellung in jener Kirche einnehmen, dahin unterrichtet worden, daß man nicht erwarten kann, ſie werde je mit einer Schweſterkirche eine Verbindung eingehen, darin eine Herabſetzung der Vollmacht, die ſie ihren Dienern giebt, eingeſchloſſen liege."

Ob und wie ſich das Verhältniß beider Kirchen nach meinem Aufenthalt in Jeruſalem geändert habe, weiß ich nicht zu ſagen. Nach einem Berichte des Paſtors Liebetrut iſt „inzwiſchen Paſtor Valentiner durch den König als Kaplan des Hoſpizes und Hoſpitals und als beſondrer Seelſorger der Deutſchen dorthin berufen, und dem engliſchen Biſchof in der Weiſe zugeordnet worden, daß er einen Sonntag um den andern den deutſchen Nachmittagsgottesdienſt nach dem Ritus der preußiſchen Landeskirche beſorgt, während der engliſche Gottesdienſt Vormittags in engliſcher und am andern Sonntag Nachmittags in deutſcher Sprache durch Gobat, unter Aſſiſtenz des (anglikaniſch wiederordinirten) Miſſionars und Predigers (Nicolayſon), eines gebornen Holſteiners, verrichtet wird."

Die gegenwärtige Stellung der preußiſchen Landeskirche zur engliſchen geht aus dem Mitgetheilten keineswegs klar hervor, und da ich trotz vieler Bemühungen über dieſen Punkt nichts Gewiſſes habe ermitteln können, laſſe ich die Sache auf ſich beruhen.

Es drängt ſich nun zunächſt die Frage auf: Welche Stellung das anglikaniſche Bisthum den morgenländiſchen Kirchen gegenüber einnimmt.

Der Empfehlungsbrief, den Lord Erzbiſchof von Canterbury

dem erſten Biſchof Michael Salomo Alexander an ihre „Heiligkeiten" die Biſchöfe der morgenländiſchen Kirche in „tiefſtem Reſpecte" mitgab, um dieſen Biſchof, ſeinen Bruder, „ihrer brüderlichen Liebe" zu empfehlen, war auch in ſofern auffällig, als darin ausdrücklich geſagt war, daß Biſchof Alexander gebunden ſei, den morgenländiſchen Kirchenfürſten ſchuldige Ehrerbietung zu erweiſen und ſich jeden Uebergriffes in ihren Sprengel zu enthalten.

Dieſe beruhigende Verſicherung klingt beinahe ſo, als ob ihr ein böſes Gewiſſen zu Grunde läge. Sie konnte nur dann ihren guten Sinn haben, wenn damit gemeint ſein ſollte, daß es dem Biſchof Alexander nicht geſtattet ſei, ſeine Gemeinde durch die förmliche Aufnahme morgenländiſcher Gemeindeglieder zu vermehren, oder wenigſtens daß ihm das eigentliche Proſelytiren verboten ſei. Es ſcheint, das Vorletzte war damit auch wirklich gemeint. Williams erzählt, daß der armeniſche Patriarch ſich eines Tages über die Uebel, die päpſtliche Emiſſäre in den Kirchen des Oſtens angerichtet, gegen einen engliſchen Geiſtlichen beklagt, und als ihm dieſer beigeſtimmt, in die unerwartete Aeußerung ausgebrochen ſei: Nun das iſt nichts Andres, als was der Erzbiſchof von Canterbury auch thut.

Es iſt nicht klar, ob in der That Fälle vorgekommen, die als Proſelytismus gelten konnten; daß überhaupt jede Aufnahme morgenländiſcher Kirchenglieder von den morgenländiſchen Kirchenfürſten ſo gedeutet werden würde, ließ ſich von vornherein kaum anders erwarten. Denn jeder, der ſich mit ſeinen Pfaffen verzürnt hatte oder von der Zucht ſeiner Kirche in unbequemen Schranken gehalten wurde, ſprach von nun an proteſtantiſch keck: Wohlan ich wende mich rein ab zu den Engländern. Das aber mußte die Herrn, die ſchon den römiſchen Dorn im Fleiſche hatten, dem natürlichen Laufe nach erbittern.

Gobat ſtand anfangs noch ziemlich gut mit den morgenländiſchen Kirchen-Obern; je klarer es aber den letztern wurde, daß es auf eine innere Belebung ihrer betreffenden Kirchen abgeſehen ſei, um ſo verletzter zogen ſie ſich zurück. Eine natürliche Folge davon war dann wiederum die Ueberzeugung auf anglikaniſcher Seite, daß der urſprüngliche Plan einer Selbſtreformation von innen heraus nicht würde inne gehalten werden können.

Kurz vor meinem Beſuche in Paläſtina ſchon hatten mehrere griechiſch-katholiſche Familien zu Nabulus und Umgegend den Wunſch geäußert, ſich zu einer evangeliſchen Gemeinde zu geſtalten, und im Jahre 1851 traten etwa 20 Familien zu Nazareth in eine ſolche wirklich zuſammen. Bereits im Frühling 1849 nämlich war von Konſtantinopel aus eine ſtrenge Vermahnung an die morgenländiſchen Patriarchen ergangen, denjenigen ihrer Gemeindeglieder, die zum Proteſtantismus überzutreten geſonnen ſeien, ja kein Hinderniß in den Weg zu legen, und ſeitdem hat, wenn ich nicht irre, auch der Biſchof von Canterbury ſeinen jeruſalemitiſchen Bruder der urſprünglichen Beſchränkung in Bezug auf die morgenländiſchen Kirchen entbunden.

In Nabulus verſuchten die Griechen Alles, um die proteſtantiſche Bewegung zu unterdrücken. Dem jährlichen Rundſchreiben des Biſchofs Gobat (vom Oktober 1851) zufolge ſandte das griechiſche Kloſter einen geſchickten und dabei ſehr verſchmitzten Diakonus nach Nabulus; er hatte die Hände voll Geſchenke für die einflußreichſten Glieder in der Bewegungspartei, und eröffnete alsbald eine Schule, die im Punkte weltlicher Wiſſenſchaft viel mehr zu leiſten verſprach, als die des anglikaniſchen Biſchofs. Was aber am meiſten locken mußte, war die ſchöne Ausſicht, daß das Kloſter für alle diejenigen, die ihre Kinder dahin zu ſenden ſich entſchließen könnten, die üblichen Steuern an die Regierung entrichten würde. Wirklich frugen

auch etwa zwanzig Familienväter bei Gobat an, was ſie thun ſollten. Verſucht es immerhin! war die Antwort. Sie verſuchten es; allein nach zwei bis drei Wochen wurden ſie unruhig und haten den Diakonus, er möchte ihre Kinder doch auch die Bibel lehren. „Wir leſen die Pſalmen, und das iſt genug" — antwortete der Diakonus. „Das iſt nicht genug" erwiderten jene und ſchickten ihre Kinder auf's Neue in Gobat's Schule, die im Jahre 1851 ziemlich vierzig Kinder, meiſt Knaben, zählte.

Nun machten ſich die griechiſchen Mönche an den Vorſteher der anglikaniſchen Schule, der auch ſelbſt noch der griechiſchen Kirche gliedlich zugehörte; ſie boten ihm einen jährlichen Gehalt von 80 Pfund Sterling, falls er ſeinen anglikaniſchen Poſten verlaſſen und ſeine Kräfte ihrer Gegenſchule widmen wollte. Umſonſt. Da lud man ihn in das griechiſche Kloſter nach Jeruſalem und übergab ihm dort in Gegenwart der Biſchöfe und Mönche ein Papier vom Hauptſekretär des Paſcha's, den man beſtochen hatte, mit der Bitte es zu unterzeichnen. Es enthielt eine Wiederholung des obigen Anerbietens mit der Zuſicherung von andern 100 Pfund Sterling, falls er ſich anheiſchig mache, das anglikaniſche Schulhaus innerhalb dreier Monate vollſtändig niederzureißen. Kaum hatte der Mann das Papier geleſen, ſo warf er einen feierlichen Blick auf die Vorſteher des Kloſters und ſprach: „Iſt das eure Religion? Und ihr glaubt, ich ſolle für Geld zum Judas bei euch werden?" Darauf entfernte er ſich unter dem tiefſten allgemeinen Schweigen. Als nun die guten Leutchen ſahen, daß weder Schmeichelei, noch Verſprechung, noch Einſchüchterung etwas ausrichtete, ſo legten ſie ſich auf väterliche Ermahnung. „Sprecht doch nicht Einer: „Ich bin apolliſch" und der Andre: „Ich bin kephiſch" u. ſ. w. In dieſem Sinne ſchrieben ſie geſchwind nach Nabulus, und ſeitdem — ſo ſagt Gobat in ſeinem Berichte vom Oktober 1851 — geht Alles ruhig ſeinen Gang.

Ich brauche meinen Lesern wohl kaum zu sagen, daß auch die besten protestantischen Bewegungen unter den morgenländischen Christen in Palästina in ihrem ersten Ursprunge meist die verstandesmäßige Verneinung zur Mutter und den natürlichen Freiheitssinn zum Vater haben. Das Zusammentreten jener evangelischen Gemeinde in Nazareth bezeichnet Gobat selbst als einen voreiligen Schritt, und sucht das Gute, das er davon hofft, ganz einfach in der Zukunft.

Eben deshalb wünschte man damals, als ich in Jerusalem war, nichts so sehr, als die Heranbildung tüchtiger Volkslehrer. Jene Anstalt in Malta, die ich bereits erwähnt habe, (S. 20) sollte — so hoffte man — in dieser Beziehung aushelfen. Den ersten Kern wollte man aus Engländern bilden; allein schon damals reisten Crawford und Brian umher, um aus den morgenländischen Kirchen selbst Zöglinge dafür zu sammeln. Was seitdem aus der Sache geworden, weiß ich nicht zu sagen. Im Jahre 1851 waren die Hauptagenten Gobats immer noch — die Bibelleser.

Zur Zeit Alexanders stand dem anglikanischen Bischof ein Kaplan zur Seite, der schon öfters genannte Williams. Diesen besoldete die londoner Judenmissionsgesellschaft; er aber machte es sich in seiner hochkirchlichen Ueberzeugung zum Gewissen, sein Gehalt von einer religiösen Gesellschaft zu beziehen, und die Verbindung löste sich. Seitdem versieht, so viel ich weiß, Missionar Nicolayson zugleich die Stelle eines englischen Caplans, die gegenwärtig nicht eben mit vielen Geschäften verbunden ist.

Im Anfang war das anders. Damals kamen fortwährend Theologen, die in Jerusalem examinirt und ordinirt zu werden wünschten. Ob aus Vorliebe für die Heilige Stadt? oder aber in der Aussicht auf eine leichtere Prüfung? Ich weiß es nicht. Mit einem Male machte man die schreckensvolle Entdeckung, daß die jerusalemitische Ordination nur für die Kolonieen, nicht aber

für Alt-England gelte. Diese Anordnung, so hörte ich aus guter Quelle in Jerusalem, hatte man mit Rücksicht auf uns Deutsche getroffen. Man hatte nämlich gehofft, es werde eine große Anzahl deutscher Kolonieen nach Jerusalem kommen und sich flugs unter das Regiment des anglikanischen Bischofs stellen. Da würde es dann bald eine große Anzahl anglikanisch-ordinirter Deutscher gegeben haben, die in Ermangelung jener feinen Vorkehrung am Ende gar den Weg zu den reichen Pfründen in Alt-England gefunden hätten. So weit wollte man die „weltgeschichtliche Einigkeit" nicht treiben.

Aus den deutschen Kolonisationsversuchen im Heiligen Lande ist bisher so gut wie nichts geworden. Zwar hatten die wackern Bewohner des Brüderhauses bei Cäsarea Philippi und zwischen dem Karmel und Nazareth Plätze gefunden, die sie dazu für passend erachteten; auch ließ sich Einer derselben noch während unsrer Anwesenheit in dem lieben Brüderhause im Thale Urtas bei Bethlehem als Ackerbauer nieder, und im folgenden Jahre stießen noch einige Leute aus dem Wupperthale zu ihm. Es ist aber, wie ich höre, nichts Rechts daraus geworden. Die Wupperthaler sind entweder zurückgekehrt, oder haben bei Europäern anderweitige Beschäftigung gesucht und gefunden.

Die deutsche Kolonisation in Palästina hat nämlich ihre großen Schwierigkeiten. Nur wirkliche Unterthanen der Pforte dürfen nach dem Landesgesetze irgend ein Eigenthum in Palästina erwerben; selbst die Häuser, die der König von Preußen in Jerusalem besitzt, mußten auf den Namen eines Eingebornen gekauft werden. Dazu kommt der Umstand, daß der Abendländer hier im Morgenlande weder so rüstig arbeiten, noch so wohlfeil leben kann, als der Araber. Wer sich als Pächter mit einem sehr bescheidnen Loose begnügen will, der kann vielleicht bei günstigen Umständen sein

Auskommen finden. Koloniſation in größerm Maßſtabe ſcheint vor der Hand geradezu unmöglich.

Die Luſt der Deutſchen, ſich als Ackerbauer in dem Heiligen Lande niederzulaſſen, hängt oft mit religiöſen Beweggründen zuſammen. Vor acht bis neun Jahren ſchickten ſogar die Würtemberger aus Beßarabien eine Deputation nach Jeruſalem. Es ſchien aber, ſie ſchauten mehr danach aus, ob ſich die Zeichen der Zeit in Jeruſalem nicht bald zum Anbruch des tauſendjährigen Reichs ſchicken möchten, als danach, ob es möglich ſei, eine ackerbauende Niederlaſſung in Paläſtina zu gründen.

Man hatte, wie bereits bemerkt, ſehr ſtark auf deutſche Koloniſten gerechnet, — und daneben auch auf engliſche. Der Umſtand, daß dieſe Hoffnung nicht in Erfüllung ging, ließ auch die Verſuche des Basler Brüderhauſes im Gebiet der Handwerke ſo gut wie ſcheitern. Die Eingebornen kaufen für ihre einfachen Bedürfniſſe viel vortheilhafter bei den eingebornen Handwerkern. Ohne europäiſche Kunden kann daher ein europäiſches Handwerk in Paläſtina nicht wohl beſtehen. In dem Brüderhauſe, das zugleich als eine Zufluchtsſtätte deutſcher Pilger und Handwerksburſchen dienen ſollte, befand ſich im Jahre 1851 nur noch Einer, ein Uhrmacher, und dieſer beſorgte zugleich einige Gärten, die ein jüdiſcher Proſelyt zu Jeruſalem in Urtas gepachtet hatte. Die drei Andern, Palmer, Baldensberger und Schick ſind in die Dienſte des anglikaniſchen Biſchofs und der dortigen Judenmiſſion getreten. Der erſtere, als der Gebildetſte, leitet mit Geſchick die Schule der evangeliſchen Gemeinde, in welcher meiſt arabiſche Kinder griechiſchen Bekenntniſſes unterrichtet werden, während der Zweite das Amt eines Hausvaters verſieht; mit jener Anſtalt iſt nämlich eine kleine Koſtſchule verbunden. Der letztere dagegen ſteht der Handwerkerſchule für die Proſelyten aus dem Judenthume vor.

Seitdem haben ſich, auch auf Biſchof Gobat's Betrieb Sendlinge der kirchlichen Miſſionsgeſellſchaft in Paläſtina niedergelaſſen, davon Einer zum Paſtor für die neue evangeliſche Gemeinde in Nazareth beſtimmt wurde. Auch zwei Diakoniſſen hat ſich Gobat, hauptſächlich zur Pflege kranker Proſelyten, aus Kaiſerswerth verſchrieben, und zwei andre haben ſich auf Koſten der Danziger und der Berliner „Frauenvereine für das Morgenland" zum Behuf allgemeiner Krankenpflege daran geſchloſſen. Der ehrwürdige Paſtor Flieder ſelbſt hat ſie im Jahre 1851 hinausgeleitet. Einige derſelben dienen der evangeliſchen Sache auch durch Unterricht.

So iſt denn proteſtantiſcherſeits ein verhältnißmäßig weites Netz der Liebe über das Heilige Land ausgeſpannt.

Der Herr wolle es füllen!

Von Jeruſalem über Bethlehem nach Hebron.

Faſt dreißig Male hatten wir die Sonne über den Oelberg in wolkenloſer Herrlichkeit aufgehen und faſt jeden Nachmittag den Himmel von Weſten her ſich dunkler färben ſehen. Die Regenzeit rückte je länger, je näher. Es hieß nun: Du haſt genug „geſehen, beſchauet und betaſtet" von den Orten, die der „Aufgang aus der Höhe" beſuchet hat, gieb dich zufrieden, ſchicke dich zur Reiſe! Und wir ſchickten uns zur Reiſe, — wiewohl mit ſchwerem Herzen.

Der preußiſche Konſul, der uns unſern Aufenthalt in Jeruſalem in jeder Weiſe leicht und angenehm zu machen geſucht hatte, war bereits wieder nach Beirut zurückgereiſt. Dennoch lenkten wir unſre Schritte noch einmal in das preußiſche Konſulat, wo wir ſo manche liebe Stunde verlebt hatten. Der Dragoman, den wir um ſeiner treuen Anhänglichkeit an ſeinen ſeitdem verblichnen Vorgeſetzten ſo lieb gewonnen hatten, holte uns aus dem Garten einen ſchönen Blumenſtrauß mit gelben und blauen Crocus zum wehmüthigen Abſchied. Wir beſuchten noch einmal die reizende Gazelle des abweſenden Konſuls und das Hauskätzlein ſchmiegte ſich ſo rührend freundlich an uns, daß es mir ſchien, als hielte es mich für ſeinen europäiſchen Gebieter. Noch einmal ſahen wir die niedergehende Sonne das Minaret auf der Spitze des Oelbergs vergolden.

Jeruſalem, Jeruſalem, ſchön Zweiglein!

Am 27. October morgens bald nach sieben Uhr bestiegen wir in Begleitung eines nubischen Knechtes unsre Pferde, um über Bethlehem nach Hebron zu reiten. Unser Gepäck war mit den übrigen Knechten und dem Herrn Palmer, der sich uns für die ganze Reise nach Suez als Dragoman freundlichst erboten hatte, gleich den graden Weg nach Hebron gezogen. Dort wollten wir noch an demselben Tage zusammentreffen.

Wir ritten schweigend über die Ebne Rephaim, (Jos. 15, 8. 2 Sam. 5, 18. 22) aus der sich hie und da eine blaue Crocus an kurzem Stiel blattlos hervordrängte, — immer und immer wieder umschauend nach der Stadt der Städte, mit einem Herzen, das mit einem doppelten Heimweh zu kämpfen hatte. Von der Höhe, auf welchem das griechische Kloster Mar Elias liegt, entsandten wir den letzten Blick liebender Wehmuth.

Jerusalem, Jerusalem, schön Zweiglein!

Nun ging es bergab, und bald lag das friedliche Bethlehem, umgrünt von Oliven, Weinstöcken und Feigenbäumen, in der Ferne vor uns auf seinem Hügel. Wenn Nazareth in seinem stillen Bergkessel dem Veilchen gleicht, so ist Bethlehem auf seiner freien Berghöhe ein Alpenröschen. „Den aller Weltkreis nie beschloß, der lag hier in Mariens Schooß.“ Diese große und liebliche Thatsache blickte uns mit Vollmondshelle in die Seele hinein, während wir uns dem „Alpenröschen“ nahten.

Zur Rechten ganz in der Nähe der Straße sahen wir das Grabmal der Rahel (1 B. Mos. 35, 16 — 18) mit seinem weißschimmernden muhamedanischen Ueberbau unter einer Gruppe von Oelbäumen. Willst du dich noch immer „nicht trösten lassen um deine Kinder, die nicht mehr sind?“ (Matth. 2, 18.)

Sonst war die Aussicht zur Rechten anfangs geschlossen, zur Linken aber schweifte das Auge auf die schön geformten und gefärb-

ten, aber immer ernſten Berge am Todten Meere. Rings um Bethlehem, — ſo wollte es der liebenden Erinnerung bedünken, — ſpielten freundliche Thäler und Hügel miteinander.

Das Kloſter in Bethlehem, in deſſen Beſitz Griechen, Lateiner und Armenier ſich theilen, gehört der Kirche zu, welche die Mutter Konſtantins über der Grotte erbaute, darin der uralten Ueberlieferung zufolge das Licht geboren wurde, das der „Welt einen neuen Schein gab.“ Wir wurden freundlich eingelaſſen und obſchon ich die überbedenklichen Bedenken Robinſons in Bezug auf die Heilige Grotte nicht theilen kann, ſo reichte doch abermals ein Anflug von Zweifel hin, um mich an der Stelle nicht recht warm werden zu laſſen, wo, wenn die Ueberlieferung Recht hat, der Herr Himmels und der Erden in der Krippe lag, wo die ſchlichten Hirten anbetend ſtanden und die Weiſen aus dem Morgenlande ihre Schätze aufthaten — vor „Gott, geoffenbaret im Fleiſche“. Die Grotte ſtrahlte von Seide, Silber und Gold. Alſo nichts mehr von „dem dürren Gras, davon ein Rind und Eſel aß.“

Wir ſahen auch die Grabmäler des Kirchenvaters Hieronymus aus dem vierten Jahrhundert, ſeiner eifrigen Schülerin Paula, einer römiſchen Matrone, und des Kloſterabtes Euſebius von Verona. Man zeigte uns die Zelle, worin der Erſtere die Bibel in's Lateiniſche überſetzte. Eine Art Lutherſtube auf der Wartburg; nur daß die Lutheriſche Bibelüberſetzung je und je an die Quelle ſelber hingetrieben, die des Hieronymus aber, die in der römiſchen Kirche allmählig an die Stelle des Urtextes trat, je länger je mehr ſich davon entfernt hat.

Am intereſſanteſten waren uns natürlich die Umgebungen, denen ſelbſt eine Robinſon'ſche Kritik ihre Aechtheit belaſſen muß. Auf einem jener Felder da las Ruth die Moabitin, die Stammutter Davids, Aehren und fand Gnade in den Augen jenes „weidlichen

Mannes" mit Namen Boas; auf den Bergen und den Thälern da umher hütete ihr Enkel, der „bräunlichte Knabe" David die Schaafe ſeines Vaters Iſai, und auf einer jener Triften ſangen die himmliſchen Chöre die Ouverture zu dem größten Schauſpiel, das Himmel und Erde geſehen hat. Die Mönche zeigen in Bezug auf den letzterwähnten Vorgang auf jenes ſüdöſtlich von der Stadt gelegne Thal hin, wo über Felder und Wieſen hohe Terebinthen ihre anmuthigen Schatten werfen.

Nachdem ich aus der Hand des Kloſterbruders zu guter Letzte noch ein mediciniſches Tränkchen zu mir genommen und ihm dafür eine Kleinigkeit in die Hand gedrückt hatte, nahmen wir Abſchied von dem überaus lieblichen Bethlehem, das von lauter Chriſten (etwa 3000 Seelen) bewohnt wird. Ein rühriges und im Ganzen wohlhäbiges Völkchen, das ſich hauptſächlich mit der Verfertigung von Roſenkränzen, Crucifixen, Heiligenbildern u. ſ. w. aus Olivenholz, Perlmutter und derlei durchbringt. Wir fanden überall das fröhlichſte Leben; hier eine ſingende, dort eine arbeitende Gruppe. Alles ſo friſch und frei, — auch die Frauen!

Den Brunnen unter dem Thore, nach deſſen wohlſchmeckendem Waſſer es David lüſtete (2 Sam. 23, 15. 16.), ſahen wir nicht; wohl aber ritten wir an der Waſſerleitung, die von den ſalomoniſchen Teichen her nach Jeruſalem hinläuft, jenen Teichen zu. Noch ehe eine Stunde verſtrich, gingen wir an dem Rande des tiefen waſſerreichen und ſchönbebauten Wadi Urtas hin, das Robinſon für das Etham hält, welches Salomo mit Gärten und Waſſerſtrömen ſchmückte. Von dort aus war uns der junge Deutſche nach Bethlehem entgegengekommen, der ſeit 14 Tagen etwa in dieſem Thale einen ackerbaulichen Verſuch begonnen. Schon waren die Erdäpfel einen Finger hoch wie herausgequollen.

Bald drauf gelangten wir zu den ſalomoniſchen Teichen,

die, drei an der Zahl, terraſſenförmig übereinanderliegen. Der unterſte Teich ſtand ziemlich leer; der Boden des mittlern war halb, der des dritten ganz bedeckt. Wir tranken noch einmal aus der wohlſchmeckenden Quelle, die an ihrem Theile dieſe uralten Teiche ſpeiſt; dann nahmen wir von dem letzten lieben Landsmann aus dem Brüderhauſe, der ſeinem Zelte im Thale Urtas zueilte, wehmüthig Abſchied und zogen unſres Weges weiter nach der alten Königsſtadt des Landes, Hebron. Von nun an ging es theils über Berge, die mit Eichengebüſch bewachſen waren, theils über abgeerntete Ebnen, darauf zierliche Schaafe mit langherabhängenden Ohren weideten. Blaue und weiße Crocus durchbrachen hie und da den Boden, und ſonderbar geformtes Geſtrüpp zog von Zeit zu Zeit die Blicke an ſich. Nach drei Stunden, von dem obern Teiche an gerechnet, erreichten wir die Thaltiefe, darin Hebron liegt. Links am Eingange deſſelben ſtehen die alterthümlichen Ruinen, welche die Araber in ihrer Naivetät das Haus Abrahams nennen, indem ſie dahin den Hain Mamre legen.

Zu beiden Seiten des Thales ziehen ſich hochummauerte Weingärten hin. An den ſtämmigen Ranken ſahen wir noch manche Traube von ungeheurer Größe herabhängen. Man glaubt nicht mit Unrecht, daß dieß das Thal Escol ſei, aus welchem die Kundſchafter den Iſraeliten die rieſigen Trauben in das Lager zurückbrachten.

Wir mochten etwa eine Stunde zwiſchen den Mauern auf glatten Steinen hingeritten ſein, als wir in Hebron einliefen. In einem Hauſe, das der Judenmiſſion gehört, fanden wir eine enge, aber wohnliche Nachtherberge. Auf dem Hofe brannte bereits das Feuer, das uns unſer einfaches Nachteſſen bereiten ſollte. Ich habe ſtets gern in lodernde Flammen geſchaut; die in der Nachtherberge zu Hebron waren doppelt gemüthlich, — denn wir hatten ſeit Jeruſalem auch nicht einen Biſſen genoſſen.

Von Hebron nach Gaza.

Wenn irgendwo in einer paläſtinenſiſchen Stadt an den Heerſtraßen den abendländiſchen Pilger der Wunſch beſchleicht:

„Sei uns der Gaſtliche gewogen,
Der von dem Fremdling wehrt die Schmach!“

ſo iſt es, außer in Nabulus, hier in Hebron. Selbſt die Kinder auf den Straßen ſchrieen uns nach: Eure Religion müſſe verbrennen! Eure Religion müſſe verbrennen!

Von den Alten hatten wir weiter nichts zu leiden, als daß ſie ungebeten und unangemeldet in unſer Zimmer traten, und erſt uns und dann unſre am Boden umherliegenden Sachen mit kindiſcher Neugier ungezwungen muſterten. Da ich auf dem Wege von Jeruſalem her wieder ſehr gelitten hatte, ſo ſtreckte ich mich nicht minder ungezwungen auf unſer Nachtlager — eine über den harten Steinboden gebreitete Matratze. Das ſtörte ſie auch nicht im mindeſten. Sie frugen meine Frau, ob ſie vielleicht Roſinen wünſchte, und da es verneint wurde, ſo brachte Einer derſelben eine Art Quitten. Es ſchien, als wollten uns die guten Hebroner die ganze Nacht mit ihren Pfeifen Geſellſchaft leiſten. Ich komplimentirte ſie endlich ohne Weiteres hinweg.

Von dem Dache unſers Hauſes hätten wir eine ſchöne Rundſicht haben können, wenn nicht der Rauch einer benachbarten Glasfabrik dieſelbe halb verfinſtert hätte. Faſt nichts als anmuthig

übergrünte Hügel ringsumher. Die Erzväter hatten sich in der That ein hübsches Plätzchen erkoren. Es that mir nur leid, daß wir's nicht wie sie gemacht und unsre Zelte unter irgend einem grünen Baum an einer frischen Quelle aufgeschlagen hatten. Wir hätten sicherlich besser geruht und freier geathmet. Die erst kürzlich errichtete Quarantäne stach mit ihrem brennenden Weiß gegen die dunkelgrünen Umgebungen der Nachbarschaft eigenthümlich ab, und das Gefühl, daß wir hier in Hebron nichts mit ihr zu schaffen hatten, machte sie uns noch interessanter.

Am folgenden Morgen hatten wir erst einen wahren Knäuel von Schurkereien aufzulösen, — und zum Theil auch zu zerhauen, ehe wir fortkamen. Unsre Herberge lag dicht am obern Teiche; wir zogen von da nach dem untern. Welcher von beiden war wohl der „Teich zu Hebron," an welchem David die Mörder Isboseths mit verstümmelten Händen und Füßen aufhängen ließ? (2 Sam. 4.) Man weiß es nicht; aber der eine wie der andere hat ein alterthümliches Ansehn.

Von dem untern Teiche begaben wir uns an das Grabmal der Patriarchen an einem Bergabfall, das die Muhamedaner in eine Art Moschee verwandelt haben. Die hohen Ringmauern zeigen dieselben geränderten und geglätteten Quadern von ungeheurem Umfang, wie die ältesten Theile der Tempelmauer in Jerusalem. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß hier in der That „Ephrons Acker" war, der Abraham, als er sich vor dem Volke des Landes bückte, gegen vierhundert Seckel Silber zum eignen Gut bestätigt wurde, mit der zwiefachen Höhle darinnen, Mamre gegenüber, und mit allen Bäumen auf dem Acker umher (1 Buch Mos. 23). Schon Josephus erzählt von zierlichen Marmordenkmälern über den Patriarchengräbern zu Hebron, die noch zu Hieronymus Zeiten vorhanden waren.

Ein eigenthümliches Gefühl, an der Stätte zu ſtehen, wo in aller Wahrſcheinlichkeit das patriarchaliſche Erbbegräbniß zu ſuchen iſt. Die hehre Geſtalt der Erzväter, die hier in der Kindheit des iſraelitiſchen Volks „vor Gott wandelten", hat ſich in den Tagen der eignen Kindheit dem Gemüthe in ſo beſtimmten und doch ſo geheimnißvollen Zügen eingeprägt, daß es Einem faſt wie ein Traum vorkommt, wenn nun geſagt wird: „Innerhalb dieſer Ringmauer da begrub Abraham ſeine Sara, hier wurde er auch ſelbſt zu ſeinen Vätern verſammelt, und die übrigen Erzväter legten ſich lebensſatt an ſeine Seite." Schade, daß weder Jude noch Chriſt in das Innere hineindarf.

Wir kamen bald wieder auf den Weg, auf welchem wir Tags zuvor uns der Stadt genähert hatten. Zur Rechten Gärten, zur Linken Felder und dahinter Berge mit Terraſſen. Die Berge erinnerten uns faſt an Dresden. An die Stelle der leeren Felder trat ſpäter eine große weinbepflanzte Ebne, und nach einem Ritt von etwa drei Viertelſtunden hielten wir an der ſogenannten Abrahamseiche, die, in drei Stämme geſpalten, ſich ſtattlicher ausnimmt, als irgend eine andre im gelobten Lande. Hier, meinen die Araber in ihrer kindlichen Weiſe, hatte der Erzvater Abraham ſein Zelt aufgeſchlagen, und kam dann jeden Morgen zur Stadt, um ſeine Geſchäfte abzumachen. Unter dieſer Eiche nämlich pflegen die vornehmern Eingebornen, wenn ſie der Landluft bedürfen oder einen angenehmen Tag im Freien zu verbringen wünſchen, auch heut zu Tage noch zu zelten.

Mit einem lauten „Sei Lob und Ehr' dem höchſten Gut!" trabten wir weiter.

Wir ritten noch eine Weile in nördlicher Richtung hin und nach drei Viertelſtunden warfen wir den erſten Blick auf die philiſtäiſche Ebne. Dann ging es ſtracks nach Weſten in ein enges

Wadi hinunter, das ſich ſpäterhin erweiterte und Spuren des Anbaus zeigte. Nur hie und da blickte ein Dörflein von den Bergen herab und grüne Gärten und Olivenhaine waren noch ſeltener. Dagegen begegneten wir vielen Viehheerden, denn es iſt dort „fette und gute Weide, ein Land weit von Raum, ſtille und reich.“ (1 Chronik 4, 40.)

Wir mochten etwa — eine kurze Raſt unter einem Johannisbrodbeerbaum mit eingerechnet — vier und eine halbe Stunde in dem Thale hingezogen ſein, als es zu ſteigen begann. In weiter Entfernung zeigte man uns Beit Gibrin, das alte Eleutheroplis, mit ſeinen maſſenhaften Ruinen und ſeinen ſeltſamen Felſenhöhlen. Eine Menge Ciſternen am Wege ſchienen auch auf eine alte Trümmerſtätte zu deuten.

Nach aber fünf Viertelſtunden waren wir bei dem Dorfe Seta am Fuß eines rundlichen Berges auf der wellenförmigen Ebne. Hier ſahen wir die erſte Tenne ſeit Hebron; zuſammengekoppelte Ochſen traten das Getreide aus. In weniger als zwei Stunden ſchlugen wir im Angeſicht von Faludj unſer Zelt auf der weichen Spreu auf, welche die benachbarten Tennen geliefert hatten. Umherziehende Eiſen-Arbeiter und -Flicker lagerten in ihren kleinen ſchwarzen Zelten in ehrerbietiger Entfernung, und der Lärm der muthwilligen Dorfkinder in der Abendkühle war auch hinlänglich weit weg, um nicht zu ſtören. Er lullte vielmehr die Seele in deutſche Sommerabendgedanken, während die um das Zelt her lodernden Feuer und die dabei gelagerten fremdartigen Geſtalten die romantiſchſten Träume der Kindheit verwirklicht darſtellten.

Am andern Morgen nahmen zwei unſrer Pferde Reißaus in das benachbarte Dorf. Da rührte ſich weder Hand noch Fuß, um ſie aufzufangen. Der Nubier mußte bis tief in das Dorf hinein hinterher.

Wir waren noch nicht weit in der wellenförmigen, mit Weizen- und Durraſtoppeln bedeckten Ebne hingeritten, als ein Trupp prächtig geputzter arabiſcher Reiter an uns vorüberſprengte. Bei Bureir weideten an hundert Kameele und etwas abſeits hatten Beduinen ihre Zelte aufgeſchlagen. Hier ſahen wir auch ſeit Jeruſalem wieder die erſten Palmen. Wir machten an dem Brunnen des Dorfes für ein paar Augenblicke Halt. Ein Kameel ſchöpfte, große Viehheerden ſtanden ringsumher, und auf dem Ueberbau des Brunnens kletterten muthwillige Ziegen.

Wir paſſirten noch mehrere Dörfer, alle an kleinen Anhöhen mit rührigen Tennen. Das windungsreiche Bett des Simſim fanden wir trocken. Es muß zur Regenzeit ein gewaltiger Fluß darin ſeinen Gang haben; er hat ſich allenthalben tief in's Land hineingebiſſen. Bei Hudj begegneten wir der größten Schafheerde, die wir je geſehen. Kurz, die ganze Philiſterebne machte den Eindruck einer beſondern Rührigkeit und Behäbigkeit.

Nach einem fünfſtündigen Ritt thaten wir von den umwallenden Hügeln den erſten Blick in die grüne Gaza-Niederung dicht zu unſern Füßen. Ueber eine halbe Stunde führte uns der Weg durch einen ſchattigen Olivenwald, der ſich weithin ausbreitet; dann traten wir in die eigentlichen mit indiſchem Cactus eingefriedigten Gärten der alten Philiſterſtadt Gaza.

Schon ſahen wir uns nach einer ſchattigen Stelle um für den Aufbau unſres leinenen Hauſes. Da plötzlich nöthigte uns eine italieniſche Stimme in die wohnliche Ruine des alten Chalifenpalaſtes. Es war die Stimme des dortigen Quarantänearztes, an den wir von dem ſardiniſchen Konſul auf's Beſte empfohlen waren.

So hatte der liebe Gott uns am Rand der Wüſte noch einmal eine gaſtliche Herberge bereitet. Wir bedurften ihrer, denn wir fühlten uns Beide unwohl.

Aufenthalt in Gaza.

Gaza, mit 15 bis 16,000 Seelen, liegt seinem Kerne nach auf einer niedrigen Anhöhe, die eine hügeldurchsetzte etwa drei Viertelstunden breite Sandfläche vom Meere abtrennt. Aber weit über die Ebne dehnt sich die zu Gaza gehörige Vorstadt.

Von der Terrasse des alten halb in Ruinen liegenden Chalifenschlosses, in dessen einem Theil wir uns eine möglichst wind- und wetterfichre Behausung zurichten durften, hatten wir einen freien Ausblick über die Umgegend. Im Westen das Meer, das auch der ödesten Landschaft einen Reiz verleiht, im Osten eine niedrige Hügelreihe, deren höchster, etwas vereinzelter und mit einem muhamedanischen Weli gekrönter Punkt vielleicht „der Berg gegen Hebron" ist, wohin Simson „beide Thüren an dem Stadtthore sammt den beiden Pfosten" trug? (Richter 16) An der Südseite jener Anhöhe vorbei zieht in der That eine zweite Straße nach Hebron, die zuerst auch nach Bureir kommt, dann aber, Beit Gibrin weit links lassend, sich nach Burj wendet. Zwischen Bureir und Burj — so sagte mir mein Gastfreund, — zieht sich eine 4 bis 5 Stunden lange Wüste hin, d. i. eine von Dörfern unbesetzte, wohl aber von Beduinen durchschweifte Gegend. Ist das etwa die Straße, die von „Jerusalem hinab gehet gen Gaza, die da wüste ist" (Apost. 8, 26), und auf welcher Philippus den Kämmerer aus Mohrenland in seinem Wagen überholte?

Einer meiner erſten Gänge war zum Kaimakam, oder Statthalter von Gaza. Wir fanden ihn in einem ſehr einfachen Zimmer und ließen uns auf einen huldvollen Wink ſeiner Herrlichkeit auf dem Divan nieder. Einer der Diener überreichte uns ſogleich ein Schälchen Kaffe, während ein Andrer uns die ſchön verzierte Gaſtpfeife ehrerbietigſt präſentirte. Eine intereſſante Geſellſchaft umgab den ſtattlichen Mann, der in der That etwas Gebieteriſches hatte. Da waren Dorf- und Beduinenſcheikhs, Hauptleute über Hundert und Zweihundert. In dem Gebälk zu unſern Häupten aber niſteten die Schwalben. Wir hatten ihm unſer Anliegen, Reiſekameele für die Wüſte zwiſchen Gaza und Suez zu miethen, kaum kund gethan, ſo entſandte er gnädig lächelnd einen Boten nach dem Scheikh der Kameeltreiber. Dieſer kam, umgeben von einer Schaar ſeiner Leute, und in weniger als einer Stunde war der Vertrag fertig.

Einen der Hauptleute, den ich bei dem Statthalter ſah, bezeichnete mir mein Gaſtfreund als den Unglücklichen, der dem Paſcha von Jeruſalem, ſeinem Vorgeſetzten, 30,000 Piaſter borgen d. i. ſchenken mußte, weil er ſonſt ſeine Stelle verloren hätte. Ibrahim Paſcha beſoldete die Beamten ſehr anſtändig; die türkiſche Regierung weiſt ſie gewiſſermaßen auf Erpreſſung an. So drückt denn ein Beamter den andern, und alle zuſammen drücken dann auf das Volk. Ich hörte auch hier, daß viele Dorfbewohner wieder Beduinen werden, bloß um den hohen Steuern und der Tyrannei, mit der ſie eingetrieben werden, zu entgehen. Jeder Ort nämlich zahlt ſein Beſtimmtes, mag auch die Einwohnerzahl fortwährend abnehmen.

Mein Gaſtfreund erzählte mir bei dieſer Gelegenheit eine in ihren Details ziemlich intereſſante Geſchichte von einem türkiſchen Bei, der durch ſeinen erſten Anblick genas und durch ſeinen zweiten ſtarb. Das erſte Mal fürchtete er ſeine Pulver und Pillen, und das machte ihn auf der Stelle geſund. Da er ihn aber für ſeine

Bemühung bettlermäßig honorirt hatte, so schämte er sich, als er ihn zum zweiten Male holen ließ, dermaßen, daß bei dem plötzlichen Eintritt desselben dem greisen Patienten das nur noch flackernde Lebenslicht gar ausging.

Ich machte mit Herrn Palmer einen Spaziergang in die Stadt, — zuerst in die Vorstadt auf der Ebne. Wir fanden hier eine Menge Webstühle in vollem Gange, besonders in Wolle. Die elenden Häuser zeigten manchen mit vermauerten Marmorstein aus der alten Zeit. Nachher durchzogen wir die eigentliche Stadt auf der Höhe und bewunderten den Reichthum ihrer staubigen Bazare. Auch einen Blick in die Hauptmoschee durften wir durch die geöffnete Thür thun. Wir erkannten in ihr sogleich eine christliche Kirche.

Gaza hat als Handelsstadt eine sehr günstige Lage; die egyptisch-syrischen Karavanen müssen sich hier verproviantiren, und die Söhne der Wüste bringen hieher ihre Erzeugnisse und tauschen dafür Getreide und Zeuge ein. Dazu kommt, daß Gaza das Magazin der fruchtbaren Philisterebne ist. Schade nur, daß so wenig Arme vorhanden sind, um die Schätze des Bodens zu heben. Sechs bis acht tausend Egypter kommen zur Zeit der Ernte alljährlich nach Gaza und Umgegend, — und doch liegt der größere Theil des fruchtbaren Landes so gut wie unbenutzt.

Unser Gastfreund führte uns auch in das neue Quarantänehaus. Gewaltige Lasten eben freigewordner Waaren kamen uns entgegen. Baumwollen- und Seidenzeuge und dazu Mokkakaffe, — das sind die Hauptartikel, die dieses Weges passiren.

Zwei hochgelegne, luftige Zimmerchen sind für die Abendländer bestimmt, die von Egypten her durch Gaza kommen, und deren alljährliche Durchschnittszahl unser Gastfreund auf höchstens 20 berechnete. In der Mitte des Hofes befindet sich ein ungemein tiefer Brunnen, der des nachfallenden Sandes wegen von oben her Schritt

für Schritt ausgemauert wurde. Als ich meine Verwunderung aussprach, so gutes Waſſer in der unmittelbaren Nachbarſchaft des Meeres zu finden, erhielt ich zur Antwort, daß die Brunnen hier, je näher der Salzfluth, deſto ſüßer werden. Hier denn ließen wir unſre Schläuche für die Wüſte füllen.

Unſer Gaſtfreund, von Geburt ein Franzoſe, aber in Italien erzogen, war mit einer Griechin verheirathet. Er hatte als vereinzelter Europäer anfangs einen ſchweren Stand gehabt; ſehr entſchiedenes Auftreten, aber hatte den Arabern ein für alle mal einen heilſamen Reſpect eingeflößt. Jener Hauptmann, der dem Gouverneur von Jeruſalem die 30,000 Piaſter zuſtellen mußte, hatte eben einen fetten Hammel geſchickt, um ſich die Gunſt des energiſchen Abendländers zu ſichern. Dieſes Geſchenk kam denn auch uns zu gute.

Wir blieben ziemlich drei Tage in dem gaſtfreundlichen Hauſe des Quarantänearztes, der hier am Saum der Wüſte in ſtetem Heimweh nach dem ſchönen Italien ein melancholiſches Daſein führte.

Von Gaza durch die Wüſte nach Suez.

Das Kameel, grau wie der Sand der Wüſte, darin es lebt, und rauh, wie das Geſtrüpp der Wüſte, davon es ſich nährt, iſt ein rührendes Beiſpiel jener fürſorgenden Liebe, Macht und Weisheit, die in ihrem Weltenplan auch der armen Wüſte nicht vergeſſen hat.

Sein feſt gefügter und geſchürzter ſtarkknochiger Bau befähigt es zur Uebernahme gewaltiger Laſten, während die verhältnißmäßig geringe Fleiſchmaſſe nur ein unbedeutendes Maaß von Nahrung erfordert, — gerade ſoviel als zur Noth die dürre Wüſte ſelbſt zu liefern im Stande iſt. Seine ſcharfgeſpitzten Zähne ſind für das dornige Geſtrüpp, das neben wenigen zartern Kräutern hie und da aufwuchert, auf's genaueſte berechnet; die ſchwerſte Laſt hindert es nicht, im Vorbeigehen die ſtachlichte Nahrung am Wege flugs abzubeißen, um ſie dann zu gelegner Zeit wiederzukäuen. Sein vierfacher Magen mit den Falten und Zellen des räumigen Bauches iſt ſo eingerichtet, daß es ſich für eine ganze Woche mit Waſſer verſorgen und daſſelbe nach Belieben verbrauchen kann. Die mehr als vollzähligen Beingelenke und die ſchwieligen Knorren an Knie und Hüfte erleichtern ihm das Hinkauern, wenn es die Laſt auf ſeinen hohen Rücken empfangen ſoll, und der große Höcker auf ſeinen Schultern ermöglicht die Befeſtigung der Bürde, während das Fett deſſelben für die Zeit des Mangels an anderweitiger Nahrung eine

willkommne Aushülfe bietet. Sein breiter Fuß bewahrt es vor dem Einſinken in den Sand der Wüſte und die leicht ſich zuſammenziehende Naſe vor dem Erſticken, wenn der Treibſand der Wüſte, vom Sturm gepeitſcht, rings umher ſtöbert.

Nur ſieben ſolcher Wüſtenſchiffe hatten wir für die Wüſtenreiſe gemiethet. Am 2. November gegen Mittag ſtanden ſie reiſefertig im Hofe. Da wir von der unangenehmen Schaukelbewegung viel gehört hatten, ſo nahten wir den grauen Ungeheuern nicht ohne einiges Herzklopfen. Sie mußten ſich niederlegen, und wir wurden erſt vorwärts, dann rückwärts und endlich noch einmal vorwärts emporgeſchnellt.

Es war gegen drei Uhr Nachmittags, als wir zu Gaza hinausritten. Der ſehr geſprächige Scheikh zeigte uns mit großem Wohlgefallen einen vergoldeten Kopfputz, den er in Gaza für ſeine Braut gekauft hatte.

Nach einer Stunde etwa paſſirten wir Wadi Gaza, ein trocknes Flußbett. Uebrigens trug die Gegend noch ſo ziemlich denſelben Charakter, wie die von Faludj bis Gaza. Der Abend nahte mit raſchen Schritten. Da hörten wir hier ein zirpendes Heimchen und ſahen dort ein flackerndes Beduinenfeuer. Das waren aber auch die Gipfelpunkte des Lebens, das, für uns erkennbar, über die öde Fläche webte. Der Mond kam herauf; goldgelb erglänzten die Sandberge und ſilbern die Wolken. Nach einem Ritt von vier Stunden waren wir in Chan Junes, dem letzten kleinen Dorfe am äußerſten Rand der eigentlichen Wüſte.

In Chan Junes, dem Heimathsort unſers Scheikh, mußten wir leider einen ganzen Tag liegen bleiben, und, ſo zu ſagen, in der Sonne röſten, während die ſonnegewohnten Kameele um uns her in aller Seelenruhe weideten. Wer von der Wüſte herkommt, dem mag das elende Dörflein immerhin wie ein Paradies entgegen-

lachen; uns erinnerten nur der große Adamsfeigenbaum, auf deſſen knorrigen Wurzeln ich vergeblich ein Mittagsſchläfchen verſuchte, und die umhergepflanzten Paradiesäpfel ſehr von fern daran. Von unſerm Zelte aus hatten wir zwar eine Ausſicht auf eine grüne Hecke, allein die Beſtandtheile derſelben waren ſteife Cactus — und Dornen.

Wir hatten hier die erſte Gelegenheit die Bewohner und Anwohner der Wüſte in ihrer Genügſamkeit zu bewundern. Unſre Beduinen waren ſeelenvergnügt bei einer Handvoll Gerſtenmehl, mit kaltem Waſſer eingerührt und mit Oel vermengt; das Kameel that ſich eine Güte an den ſtachlichten Cactusblättern; die Kuh ergötzte ſich an den weggeworfnen Melonenſchalen, und der Hund durchſchnoberte jeden Zoll nach einem übergebliebnen Knochen.

Am andern Morgen beſuchte uns der junge Prinz, — ich meine den Sohn unſres Scheikh. Wir hatten in Jeruſalem etwas Chocolade geſchenkt bekommen und präſentirten ihm eine Taſſe des würzigen Getränks. Er machte eine abwehrende Handbewegung mit einer in der That fürſtlichen Würde, und um ſeinen Mund ſpielte ein faſt verächtliches Lächeln.

Nachdem der Scheikh die elenden Holzſattel zurecht geflickt und genagelt hatte, ritten wir mit ganz eigenthümlichen Gefühlen in die freie Wüſte hinein, wo wir noch ziemlich lange auf Durraſtoppeln ſtießen. Sonſt faſt nichts als ſandiger, von Schlangen, Eidechſen und anderm Gethier der Wüſte durchlöcherter Boden, aus welchem hie und da citronen-förmige und -farbige Früchte an dünnen Ranken herauswuchſen. Dieſe lagen ſo platt auf der Erde hin, daß ich erſt glaubte, eine Karavane habe hier eine Ladung jener Frucht „mit dem ſaftigen Stern“ verſchüttet.

Wir zogen zunächſt ein wenig ſüdöſtlich und dann mehr ſüdweſtlich. Erſt am Vormittag des dritten Tages paſſirten wir das

Wadi Nasarik (?), das mit Tamarisken bewachsen war. Wir ritten ziemlich drei Viertelstunden abendwärts in der heißen Tiefe desselben hin, und stießen bald darauf wieder auf Spuren des Anbaus.

Vor uns lag nun das Gebirge, das wir von Anfang an stets vor Augen hatten, ganz deutlich —, fast in Form eines Halbkreises. Wir unterschieden darin drei Gruppen. Man nannte sie uns von Osten anhebend der Reihe nach Djebel Halal, Djebel Libni und Djebel Makri. Weiterhin gelangten wir zum Wadi el Arisch, das weniger bewachsen schien. Da hier in der Nähe Wasser zu haben war, so machten wir schon vor Mittag Halt.

Am vierten Tage führte uns unser Weg schon in aller Frühe zwischen Djebel Halal und Djebel Libni, zwei sich einander gegenüberliegende Bergreihen so stiller und ernster Natur, daß es Einem fast schauerlich zu Muthe wurde. Von nun an fanden wir uns beinahe stets von Bergen eingeschlossen, die uns gespenstergleich durch die Wüste geleiteten.

Am Morgen des fünften Tages sahen wir die großartigsten Farben, die je unsre Augen getroffen haben. Der Halal links, hinter welchem die Sonne eben aufgehen wollte, war tief dunkelblau, der Libni gegenüber kaffeebraun mit schwefelgelben Streiflein. Weiter rechts spielten Blau und Rosenroth in einander, und noch weiter hin lagerte sich ein noch tieferes Blau mit rosafarbigen Flecken.

Noch in den Vormittagsstunden desselben Tags kamen wir über lange Strecken mit Feuersteinen und dann wieder ungeheure Sandhaufen zu einem tiefgerißnen und zerrißnen Wadi, dessen Namen ich vergessen habe. Hier, sagte der Führer, sei im Winter Alles ein Meer. Die hohen Sandufer auf der entgegengesetzten Seite ließen uns nicht querdurch; wir mußten daher innerhalb des tiefen Flußbettes, das einem Backofen nur zu ähnlich war, eine gute Weile westwärts ziehen.

Jetzt zum ersten Male verschwanden die Berge zu unsrer Linken, während die zur Rechten sich auf unsern Weg herüberbogen. Schon um halb ein Uhr lagerten wir neben grauen Sandhügeln, denn die benachbarte Quelle Hassanah, eine kleine Naturcisterne oder mit minder poetischen Worten eine kleine regengefüllte Vertiefung in dem Boden der Wüste, lud zum Bleiben.

Am sechsten Tage hatten wir zu beiden Seiten viel schwefelfarbige Berge, unter unsern Füßen aber gar manche mit schwarzem Gestein übersäete Fläche. Es gab heute einen tüchtigen Zank mit dem Scheikh, der, wie ein Hahn geputzt, auch wie ein Hahn böse zu werden im Stande war. Er wollte durchaus das Zelt nicht aufschlagen helfen, und drohte, ächt kindisch, dem Herrn Palmer mit einem unangenehmen Besuch in Jerusalem. Sobald aber meine Frau den Sonnenschirm gegen ihn erhob, wurde er mäuschenstill und begann die Zeltpflöcke einzuhämmern. Bald darauf kam er zu Herrn Palmer und sprach: Bruder, bist du noch böse? Ich bin's nicht mehr. Bruder, gieb mir eine Pfeife Tabak.

Den siebenten Tag ritten wir mehr als zehn Stunden in Einer Tour; wir wollten durchaus das dritte und letzte Wasser zwischen Gaza und Suez erreichen. Umsonst. Ein Wüstenbild malte uns einen lieblichen See vor, und eine lagernde Beduinenheerde ließ uns vergebens auf Kameelsmilch hoffen.

Am achten Tage nahm unser Weg eine entschieden westliche Wendung, — zuerst vier bis fünf Stunden stets bergan in einer schauerlichen Gebirgsschlucht. Fast nichts als schroff geschnittne, sonderbar gestaltete Berge, — zuweilen tintenschwarz. Wir gelangten auch heute noch nicht zu dem dritten Wasser; doch reichte uns ein vorbeiziehender Beduine, dem der Scheikh einigen Tabak verehrt hatte, seinen Schlauch zum Trinken. Der Scheikh, der sonst, auf sein Kameel bauchlings hingestreckt, uns viel vorschlief, war heute

besonders aufgeweckt. Er sang uns unter lebhafter Gestikulation vor, wie viel Ziegen, Kühe, Schafe und Kameele ihm sein Vater hinterlassen habe. Eine lange Karawane mit Kaffee kam uns entgegen.

Auch am neunten Tage noch ritten wir ziemlich zwei Stunden in dem immer grausiger werdenden Thale hin. Dann ging es allmählig in die Ebne hinab voll ungeheurer, vom Winde aufgewehter Sandhügel. Unser Blick fiel auf das Rothe Meer. Nun löste sich der Scheikh in Lust fast auf. Er besang unsre ganze Reise durch die Wüste von Station zu Station, und wie er uns in Suez dem Konsul überantworten und dann in das Weinhaus (!) gehen wolle. Ja bis nach Indien schwang sich seine Phantasie; er sahe uns im Geiste dort anlangen und neben unsern Freunden auf dem Divan niedersitzen. Bei dem allen aber spielte sein Lieblingskameel, Sultan, das meine Frau zu tragen hatte, eine große Rolle. Wie niedlich die Schiffe der Wüste nach seinem Gesange sich hinbewegten. Zuletzt sank er abermals in einen angenehmen, Schlaf und brachte uns auf diese Weise vom geraden Wege ab.

Nach etwa anderthalb Stunden kamen wir zu dem Brunnen Mabuk, wo die Gummikaravanen von Akaba und Nahal mit den Einwohnern des nur vier bis fünf Stunden entfernten Suez zu markten pflegen. Wir machten uns ein Lager hinter unsern Koffern zurecht, während die Kameele getränkt wurden. Hier nun, ehe wir die Wüste ganz verlassen, noch die vollständige Schilderung eines Reisetages in derselben.

Eine Stunde vor Sonnenaufgang kam der Scheikh mit den Worten: Zangora, garla, garla! soll heißen: Signora, schnell, schnell! Da sprangen wir denn schnell auf, kleideten uns an, und tranken unsern kaum genießbaren Kaffee. Wir mußten ihn nämlich in dem Wasser kochen, das uns die Wüste lieferte, dieses aber war

das erſte Mal ſalzig, das zweite Mal ſchweflig. Das Schlauchwaſſer, das allmählig die Farbe guter Leipziger Goſe angenommen hatte und zuletzt faſt wie Braunbier ausſah, mußten wir als das beßre zum Trinken aufheben, und auch dazu wollte es nicht ausreichen. Wir weichten dann das harte Brod in dem edlen Getränke auf, und das war, außer einem wenig Pfeilwurzſuppe, faſt das Einzige was ich genießen konnte. Ich war ſeit dem erſten Tage in der Wüſte wieder krank geworden. Der Durſt plagte mich vom Morgen bis zum Abend, und wie ich während des Tages ſtets an ſchäumendes Weißbier und an ſprudelnde Quellen dachte, ſo träumte ich auch des Nachts von nichts anderem. Da ging es mir denn in der That faſt wie dem Meiſter Adam in der Danteſchen Hölle, der, von Waſſerſucht geplagt, ſich vergebens nach einem Waſſertropfen ſehnt, und dabei fort und fort Ströme und Bäche von grünen Bergen rinnen ſieht.

„Die Bächlein, die vom grünbewachſnen Rücken
Des Caſentin zum Arno ihre Welle
In friſchen Ufern, in durchweichten, ſchicken,
Stehn mir, — und nicht umſonſt, — vor'm Geiſt ſtets helle.
Ihr Bild dörrt mich weit mehr aus, als die Plage,
Drob ich, im Antlitz magernd, mich entſtelle."

Während wir noch den Kaffee hinunterſchlürften, wurde uns das Haus über dem Kopf eingeriſſen, und nun ging es ans Aufladen. Unterdeſſen genoſſen wir, in unſre wärmſten Kleider gehüllt, die wundervolle Morgenbeleuchtung. Nun riefen wir unſrerſeits dem Scheikh ein garla, garla zu. Endlich ſetzte ſich die Handelskaravane von Hebron in Bewegung, die ſich ſchon auf der erſten Nachtſtation angeſchloſſen und unſer Heer zu 14 Perſonen und 30 Kameelen angeſchwellt hatte. Wir auf unſern Reitkameelen folgten, und die Thiere mit dem Gepäck kamen nach.

Bis gegen neun Uhr ging es in der Morgenkühle fröhlich vorwärts; dann aber fing die Sonne an, ihre Pfeile zu schießen; und was für welche! Nun wanderte der Wasserschlauch unter den Beduinen von Hand zu Hand, von Mund zu Mund; wir aber erquickten uns an der Hälfte einer Wassermelone. Diese gedeihen am Saum der Wüste vortrefflich, — auch eine weise Einrichtung der göttlichen Güte. Unser Freund in Gaza hatte uns sechs Stück mitgegeben. Je mehr die Hitze zunahm, je schweigsamer wurde Alles, bis etwa auf den redseligen Scheikh, wenn er nicht grade sein Mittagsschläfchen hielt, und bis auf die armen Treiber, welche die ermattenden Kameele mit einem eintönigen Gesang, schwermüthig wie die Wüste, in Trab sangen. Nach einem sieben- bis zehnstündigen Ritt endlich sahe sich der Scheikh nach einem passenden Lagerplatze um; wir stiegen unter drei Rippenstößen von dem niederkauernden Kameele, und ich sank, zum Tode erschöpft, nur eben in den Sand nieder.

Nach einer halben Stunde etwa stand das luftige Haus fertig da. Wir zogen ein, und etwas Kaffee von der bereits gedachten Beschaffenheit war wieder das Erste, was wir genossen. Später kam Reissuppe, die des Wassers wegen ebenfalls kaum genießbar war, und ein Huhn. Wir hatten für jeden Tag Eines mitgenommen; die schaukelnde Bewegung aber auf dem Rücken des Kameeles hatte sie leider sehr abgemagert.

Unsre Beduinen waren unterdeß auch thätig. Nachdem sie die Kameele entfesselt und auf die Weide entlassen hatten, schürten sie ein Feuer und bräunten in einer darübergestellten Blechpfanne Gerstenkörner; dazu nahmen sie etwas Kaffeepulver und nun kochten, tranken und schwätzten sie nach Herzenslust. Später buken sie auch Brot. Sie nahmen Gerstenmehl und kneteten es in einem ledernen Schlauch zu einem steifen Teig, formten daraus einen großen run-

den Kuchen, warfen dieſen über das niedergebrannte Feuer, und bedeckten ihn auch von oben her mit glühenden Kohlen.

Mittlerweile hatten ſich die Kameele von ſelbſt wieder eingefunden, die nun in einem großen Kreis unſer Zelt umlagerten. Auch einzelne Beduinen kamen, angelockt von dem luſtigen Feuer, auf ihren Kameelen dahergeritten, um mit den unſrigen Brot zu eſſen, Kaffee zu trinken, eine Pfeife zu ſchmauchen und von ihren Kameelen zu plaudern. Wie romantiſch die edlen Geſtalten der umherſitzenden Araber ſich ausnahmen, wenn ſo das Feuer hoch auf in die ſtille Wüſte hineinflackerte!

Doch genug der Schilderung. Wir konnten kaum die Zeit erwarten, bis an dem Brunnen Mabuk, deſſen trübes Waſſer mir wieder nicht munden wollte, die Kameele ſich ſatt getrunken hatten.

Im Angeſicht des Rothen Meeres mit ſeiner blau, grün und gelb geſtreiften Spiegelfläche trabten wir nun dem heiß erſehnten Suez zu, das wir in weniger als fünf Stunden kurz vor Sonnenuntergang erreichten. Der engliſche Gaſthof ſah uns von der andern Seite des Meerbuſens wie verzaubert an; kein Schloß aus tauſend und einer Nacht hätte einen angenehmern Eindruck auf die erſchöpften und kranken Wüſtenpilger machen können. Schon hatten wir uns im Geiſte auf dem weichen Divan daſelbſt ausgeſtreckt und eine reichbeſetzte Tafel ſtand vor uns, — da mit Einem Male trat ein Araber an uns heran und ſprach: „Bis hierher und nicht weiter! Fünf Tage Quarantäne.“

Als ich genau hinſah, ſo hielten wir dicht vor einer ſperrenden Leine.

Quarantäne in Suez.

Wo ist denn das Quarantänehaus? frug ich etwas barsch den Quarantänevorsteher, der, obgleich von dorther, wo „das si so süß klingt", seine schöne Muttersprache doch keineswegs so sprach, daß ich hätte sagen können:

„Aus deinen Worten
Tritt mir der Florentiner klar entgegen."

Der Mann antwortete sichtbar verlegen: Verzeihen Sie! Mehmed Ali hatte auf meine Vorstellung hin ein Quarantänehaus zu bauen beschlossen; der Plan ist aber unter Abbas Pascha liegen geblieben." „Ei", erwiederte ich noch einige Grade unwilliger, „wenn die egyptische Regierung wirklich glaubt, daß man mit der Pest behaftet aus der Wüste her hier anlangen könne, so ist es in der That sehr grausam, die ankommenden Reisenden im Freien auf dem Sande zu betten, besonders wenn man, wie ich, krank ist, und die Regenzeit jeden Tag losbrechen kann. Hat aber die egyptische Regierung jene Ueberzeugung nicht, warum dann diese Farçe?" Der arme Mann, der sich bereits an morgenländische Regentenlogik gewöhnt haben mochte, schrak vor meiner abendländischen Privatlogik in etwas zusammen, zuckte die Achseln und bat mich, im Interesse der Sache selber an die Intendanz schreiben zu wollen.

Kaum hatte ich mein Herz in dieser Weise ausgeschüttet, so ließ sich eine englische Stimme vernehmen: Mein Herr, wünschen Sie in englischer oder in französischer Weise bedient zu werden?

Es war die Stimme des Kellners aus dem gegenüberliegenden engliſchen Gaſthof. „Ei," antwortete ich, nicht ohne einen kleinen ſatiriſchen Anflug, — „ei was engliſche oder franzöſiſche Bedienung hier auf dem bloßen Sande! Bring einige Flaſchen Ale, Brot, Eier und Milch; wir wollen uns dann auf gut beduiniſch ſelbſt bedienen."

Mittlerweile hatte man das Zelt aufgerichtet, und da wir kein Brennholz hatten, doch aber gern wieder etwas Warmes genießen mochten, ſo zerſpellten wir ohne Weiteres den Küchenkorb. Plötzlich hüllten ſich die Berge von Suez in ſchwarze Gewitterwolken. Wir ſtämmten uns ſämmtlich gegen das Zelt, um dem daher fegenden Sturm das Gleichgewicht zu halten. Ein Platzregen goß nieder und durchnäßte uns und alle unſere Sachen, — auch die Betten. Unter aufgeſpannten Regenſchirmen legten wir uns ſchlafen.

Der Nordwind nämlich pflegt hier vom April bis zum November zu wehen. Darauf dreht er ſich allmählig nach Süden. Setzt dann der eigentliche Südwind ein, ſo nimmt die Regenzeit ihren Anfang. In dieſe für Zeltbewohner ſo mißliche Jahreszeit waren wir trotz unſerer Eile nun doch noch hineingerathen.

Eine eigenthümliche Umgebung. Vor uns das Rothe Meer mit ſeinem buntfarbigen Spiegel; drüben Suez mit ſeinen armſeligen ſchwarzen Häuſern und Hütten, daraus ein paar europäiſche Wohnungen für die engliſchen Tranſitbeamten u. ſ. w. blendend weiß hervorſtachen, und im Rücken der Stadt ein ödes finſtres Gebirge. Hinter uns eine unabſehbare graue Sandebene, in weiter Ferne eingefaßt von dunkelblauen Bergen, — denſelben, aus denen her wir gekommen waren.

Am andern Morgen ſchon befreundeten wir uns einigermaßen mit unſerer neuen Lage. Obſchon weit und breit nichts als Waſſer, Ebene und Berg zu ſehen war, ohne Baum, ohne Strauch, ohne

Gestrüpp, ohne ein Hälmlein, grün oder grau, so genossen wir doch einer köstlichen Luft; und eines allenfalls trinkbaren Wassers, dazu auch frischer Nahrungsmittel, darunter die langentbehrte Milch nicht die letzte Stelle behauptete.

Wir sahen jeden Morgen und jeden Abend die Kameele, die für Suez Wasser von Ain Nabi herüberholen, im Norden sowohl als im Süden von Suez den zur Zeit der Ebbe seichten Meerbusen durchwaden. Wir selbst verließen, so oft die Fluth sich ein wenig zu verlaufen anfing, unser Zelt und suchten Muscheln, die das Rothe Meer in großer Menge und Mannigfaltigkeit an's Land spült. Die Stelle, an der wir lagerten, war jedenfalls von hohem Interesse. Hier oder doch nicht gar weit von hier werden die Israeliten an's Land getreten sein, als sie mitten durch das Meer, das zu jener Zeit weiter nördlich hinaufreichte und daher auch hier viel tiefer war, wie auf dem Trockenen gingen, und der Herr Ehre einlegte an Pharao und an aller seiner Macht, an seinen Wagen und Reitern. Die Erinnerung an jene glorreiche Geschichte füllte jede unbeschäftigte Minute aus.

Unser Scheikh, der uns so viel von dem „Weinhaus" in Suez vorgesungen, durfte so wenig wie wir nach Suez hinein. Er verabschiedete sich von uns in Frieden und trabte auf Flügeln der Liebe mit seinen Kameelen zur Braut nach Chan Junes zurück.

Am Morgen des 16., an dem Tage, an welchem wir unsere Freiheit erlangen sollten, besuchte uns der englische Konsul und Agent der ostindischen Kompagnie Lewick von den „Quellen Mosis" her, wo er Garten und Haus hat, in unserm Zelte. Bald darauf erschien der Quarantainevorsteher mit dem arabischen Hakim oder Arzte und erklärte uns mit einem bedeutungsvollen Handschlag für frei. In dem Quarantaineboote fuhren wir in etwa 20 Minuten nach Suez hinüber. Ich mußte eine schriftliche Bescheinigung geben,

daß man kein Geld von mir erpreßt habe. In Egypten nämlich koſtet den Europäern die Quarantaine nichts. Nur die Araber müſſen bezahlen.

In dem engliſchen Gaſthofe hielten wir mit unſerm lieben Freunde Palmer das letzte Frühſtück. Er ritt bald darauf nach Kairo ab, um von da über Alexandrien nach Jaffa zurückzureiſen. Einem ſpätern Briefe zufolge ſchiffte er ſich in Damiette ein und litt im Angeſicht von Haifa (S. 120) Schiffbruch. Drei Tage und drei Nächte ſchwebte er in beſtändiger Todesangſt; zuletzt rettete er ſich mit dem Verluſt aller ſeiner Habe durch Schwimmen. Möge der Herr ihm alle die Liebe und Treue, mit der er uns arme Pilger gehegt und gepflegt hat, reichlichſt vergelten!

In dem theuren Gaſthaus zu Suez mußten wir noch volle ſieben Tage auf den Dämpfer warten, der uns nach Oſtindien tragen ſollte. Er hatte drei Prinzen von Marokko zu einer Pilgerreiſe nach Mekka geleitet.

Suez war zu jener Zeit, ziemlich belebt. Vor den Thoren lagerten egyptiſche Regimenter, die für Djidda beſtimmt waren. Unterdeſſen füllte ſich auch der Gaſthof mit indiſchen Paſſagieren. Schon am 18. kam die telegraphiſche Nachricht, daß 35 Reiſende von England her in Alexandrien angelangt ſeien. Eine ſolche Nachricht brauchte damals ſechs Stunden von Alexandrien bis Suez.

Am 22. endlich durften wir den von ſeiner muſelmänniſchen Pilgerfahrt zurückgekehrten „Akbar" beſteigen und uns ſo für „das Land der Sonne" einſchiffen. Kurz vorher noch langte die „Victoria" von Bombai an und überſchwemmte den Gaſthof mit einer Menſchenfluth.

Eben wollte ich den Fuß auf das Boot ſetzen, das uns an Bord des „Akbar" tragen ſollte, als ich hinter mir meinen Namen nennen hörte. Ein mit der „Victoria" gekommener Herr brachte

uns einen Brief von Missionar Isenberg aus Bombay, der uns freundlichst zu Gaste lud.

Es handelte sich hier buchstäblich um ein paar Sekunden, so hätte uns das Schreiben nicht mehr erreicht, und wir wären auf dem wildfremden Boden Ostindiens wildfremd angekommen. So aber fiel uns eben noch beim Einschiffen ein großer Sorgenstein vom Herzen.

„Mit Muttorhänden leitet Er
Die Seinen stetig hin und her!
Gebt unserm Gott die Ehre!"

III.

Poetiſche Nachklänge.

1. Im Hafen von Marſeille.*)

Ich komme, dich zum zweiten Mal zu grüßen,
Blauäugig Kind! Mit „Lämmlein“, weißen, loſen,
Wie harmlos ſpielſt du zu Europas Füßen.

Wir wiſſen wohl, du kannſt dich auch erboßen
Und dich in tauſend Ungeheuer wandeln,
Die auf das arme Schifflein heulend ſtoßen.

Du wolleſt doch an uns alſo nicht handeln!
Schon ſeekrank von der Heimath Stürmen, kommen
Wir in dieß Land des Oelbaums und der Mandeln.

Drum wann die große Wieg' uns aufgenommen,
So laß dein Tändeln mit den loſen Schafen
Und komm ganz leis ſo nebenher geſchwommen,

Lullend und liſpelnd, bis wir Kinder ſchlafen!

*) Seite 15.

2. Vor Malta.*)

Drei Tage hab' ich offnen Augs geſchlafen.
Du, See, haſt ja gelullt mit Muttertreue;
Nun weckt mich Maltas lebensmuntrer Hafen.

Die Geige ringt mit wirrem Schiffsgeſchreie;
Südfrüchte hauchen aus gewürz'ge Süße,
Und ferne Glocken bringen Sonntagsweihe.

Arab'ſche Kehlen, italien'ſche Grüße;
Bootsleut' und Führer, ſchreiend um die Wette.
Wie freun die ſchwanken, gangbegier'gen Füße

Auf, deine Felſenſtiege ſich; Valette,
Du Morgenlandes Schlüſſel, auf der Kante
Der grauen Felſen eine graure Klette!

Ha wie der eitle Franzmann juſt entbrannte,
Als dich mit ſtolzem Lächeln pries der Britte
Und Feſt' und Hafen unvergleichlich nannte!

Was kümmert's mich, mich aus dem „Land der Mitte",
Das in der Luft ſich Flotten baut und Schlöſſer.
Laßt mich aus eurem Völkerſtreit, ich bitte.

Von alten Rittern träumen dünkt mich beſſer.
Dem blauen Himmel nach zu Sankt Johanne
Hinauf denn flugs! — Doch du, tiefblau Gewäſſer,

Botſt du den Rücken einſt dem Gottesmanne?**)

*) Seite 17. **) Apoſtelgeſch. 28, 1.

3. Zwiſchen Malta und Alexandrien.*)

Treuloſe See, du läßt nicht ab vom Gaukeln;
All deine zarten Grübchen wurden Rachen,
Dein Lullen Kreiſchen und dein Wiegen Schaukeln.

Nun jagt ein ganzes Heer von ſchwarzen Drachen
Die armen Lämmlein über Höhn und Gründe;
Das iſt ein Ringen, Seufzen und Hohnlachen!

Das Schiffsgebälk antwortet barſch dem Winde,
Und beide Räder überläuft die Galle;
Sie werfen ſich auf's ſtörr'ge Meer geſchwinde,

Und quirlen es zu einem milch'nen Schwalle.
Das Segel nur ſchwillt in ſich ſtolz zufrieden;
Sonſt ſeh ich Niemand, dem es recht gefalle.

Wann kommſt du, ſüße Ruhe, zu uns Müden?
Die afrikan'ſche Küſte winkt ſchon lange;
Doch dort zu raſten iſt uns nicht beſchieden.

Nach dir, Stadt Alexanders, iſt uns bange.
Du abendländiſch-morgenländ'ſcher Zwitter,
Wir folgen nur der Noth, nicht freiem Drange.

Sieh' da ein Vöglein auf des Tauwerks Gitter!
Du haſt dich wohl zu weit gewagt vom Rande
Des ſichern Ufers, kleiner kühner Ritter?

*) Seite 23.

Doch nein, doch nein, du kommſt vom nahen Lande
Und bringſt von Alexandrien uns Grüße,
Das uns ſo grau 'anſtarrt vom dürren Strande,

Als wenn ſich's nur in Proſa ſchildern ließe.

---

4. In Alexandrien.*)

—

Mit Unrecht wahrlich ſchiltſt du mich, o Dichter!
Ham's erſter Gruß, gehaucht von Sonn' und Sande,
Hat dich verſtimmt zum ungerechten Richter.

Als die neun Jungfraun in der Griechen Lande
Verwaiſt ſich fühlten neben Schutt und Trümmer,
Wo knüpften ſie der neuen Heimath Bande? —

Schweig, Stadt der Krämer, ſchweig! Du machſt's nur ſchlimmer.
Die neun Matronen, die du einſt gepflegt haſt,
Das waren doch die griech'ſchen Jungfrau'n nimmer.

Und nun, da du die Galle mir erregt haſt,
Kommt mir zu Sinn der ſteif' Alexandriner,
Den du durch Nam' und Anblick nah gelegt haſt,

— Mein Feind, — und macht den Dichterunmuth kühner,
Und färbten nicht die ſchmucken Palmenwälder
Die graue Proſa rings ein wenig grüner,

---

*) Seite 24 u. fg.

So zög' ich um ſo lieber ab, je bälder,
Und ſänge: Lebet wohl, ihr wind'gen Breiten,
Ihr ſtaubigen Bazars, ihr ſonn'gen Felder! —

Was zerrt ihr mich und ſchreit auf allen Seiten,
Ihr ſchwarzen, braunen, gelblichen Geſichter?
Du Mindeſtſchreiender ſollſt mich geleiten;

Raſch auf dein Thier! ſonſt ſchleifen mich die Wichter.

---

5. In der Quarantäne zu Beirut. *)

Wir ſaßen in des Tages Wehen traulich
Vor der Egyptens Plag' geweihten Zelle,
Und Alles um uns ſtimmte ſtill beſchaulich.

Wir kauerten ſo recht an Syriens Schwelle.
Dicht vor uns ſchoß Beirut's Geſtad' hinunter,
Und daran ſchlug des Mittelmeeres Welle.

Schon lagerten ſich um uns bunt und bunter
Egypter, Türke, Neger, Grieche, Berber,
Und die arab'ſche Flöte wurde munter.

Und dazu ſang, bald ſüßer und bald herber,
Doch melancholiſch ſtets, ein ſchmucker Knabe:
Führ' ihn die Schöne nicht nach Sham **), ſo ſterb' er.

*) Seite 35 u. fg. **) Damaskus.

Die Sonne ging im Mittelmeer zu Grabe,
Und, ſich ein Feuerdenkmal wölbend, ſchickte
Sie linde Lüftchen uns zur Abendlabe.

Wie hehr nun König Libanon drein blickte!
Auf nacktem Scheitel eine Rieſenroſe,
Weil violetter Sammt den Leib ihm ſchmückte.

Schon kauerte zu üblichem Gekoſe
Mein junger Maronitenfreund zur Seite,
Der die Geduld übt' an dem gleichen Looſe.

Er lächelte ſo ganz beſonders heute;
Und wie die Roſ' auf Libanon erblaßte,
Um ſo geſpannter ſtarr't er in die Weite.

Mit einem Mal, — ſo weit die Sehkraft faßte, —
Ein neues Lichtbild im nachtſchwarzen Rahmen,
Das auf das juſt verblich'ne trefflich paßte.

Wie wenn die Stern' auf ihn herniederkamen,
So loderte der Libanon von Feuern,
Die dann den Sternen ſelbſt den Glanz benahmen.

„Dies Alles" — hub mein Freund an zu betheuern,
Und ein noch ſchönres Freudenfeuer glühte
In ſeinen Augen, den nie herzlich treuern, —

„Dies Alles, Freund, ſind chriſtliche Gebiete;
Heut iſt der Rüſttag zu dem Kreuzesfeſte,
Und dieſe Feuer ſind des Rüſttags Blüthe."

Wie das mein Herz bald weitete, bald preßte!
Das waren ja vom alten Chriſtenheerde
Zu Antiochien verſtreute Reſte.

Stadt auf dem Berge, Leuchter einſt der Erde,
Wann läſſeſt du dein Licht doch wieder leuchten,
Wie heut der Libanon, der lichtverklärte?

Weiß nicht, ob ſich mein Aug' anfing zu feuchten;
Das aber weiß ich, daß ſich unſre Seelen
Von Stund an tiefer zu einander neigten;

Und weil ich's weiß, warum ſollt' ich's verhehlen.

---

6. Auf dem Libanon.*)

Du Wächter heil'gen Land's, der Berge König,
Nach dem der Mann des Sinai begehrte,
Und den der König Zions ſang volltönig!

Du ſelbſt ein Pſalm an Größ' und an Geberde!
Wir haben nun mit Seel' und allen Sinnen
Genoſſen, was dein Füllhorn uns beſcheerte.

Wir bückten uns zu deinen klaren Rinnen,
Wir ſtreckten uns nach deinen ſüßen Früchten;
Wir ſahen hundert Farben dich umſpinnen

Und tauſend Gipfel ſich gen Himmel ſchichten;
Uns lockten deine freundlichen Oaſen,
Und deine ſcheue Hindin ſahn wir flüchten.

---

*) Seite 53 u. fg.

Wir ſahn das Meer zu deinen Füßen raſen;
Dich aber hörten wir, ſelbſt weil wir ſchliefen,
Von oben her die Sturm-Drommete blaſen.

Wir ſchauderten an deinen jähen Tiefen;
Wir raſteten in deinem kühlen Schatten;
Da ließeſt du all' deine Würzen triefen

Und goſſeſt Lebens-Balſam ein uns Matten;
Und ob die Roſſe ſtrauchelten und glitten,
Doch ging die Wallfahrt fröhlich ſtets von ſtatten.

Habt Dank ihr Drüſen und ihr Maroniten!
Ihr habt dem harten Fels die grünen Gärten
Mit eurer Hände Schwielen abgeſtritten,

Wie ſich auch Höh' und Kluft dawider ſperrten;
Doch fielen leider auf die eigne Seele
Zurück des Felſens überwundne Härten.

Dies Bethaus der Natur, — zur Mörderhöhle
Habt ihr's gemacht mit eurem blut'gen Zwiſte.
Ihr pflegt den Oelbaum, doch an Friedensöle

Seid ihr ſo arm, daß ich nichts Aermres wüßte.

Vom Libanon nach Sidon.*)

—

Von dem Gebirg', das den Phönizier drängte,
Dem flüß'gen Element ſich zu vermählen,
Und ihm auch gleich den edlen Hausrath ſchenkte,

Der keinem ſolchen Ehepaar darf fehlen,
Gelangten wir zur See ſelbſt, die ihn kirrte
Mit Lächeln und mit Seufzen und mit Schmälen.

Schon rüttelte das Roß an ſeiner Bürde,
Nach Raſt begierig; auch der Reiter ruhte
In Sidon längſt bei ſeinem güt'gen Wirthe

Und that im Geiſt ſich dies und das zu gute:
Da plötzlich grüßten Sidon's grüne Haine,
Und wiehernd gab den Gruß zurück die Stute.

Vor uns lag Sidon im zweideut'gen Scheine
Der Dämmrung und der Vorwelt; dem Gewande
Der Wittwe ſtand ſo wohl des Abends Bräune.

Wo aber biſt du Gaſtfreund, der am Strande
Mich zu empfangen zugeſagt? Ich ſehe,
Nur unwirthſamer Wind hauſt hier zu Lande.

---

*) Seite 104 u. fg.

Und dennoch war der Gaſtfreund in der Nähe.
In bauſchigem Gewand aus bunten Wollen,
Mit ſpitz'gem Hute faſt von Manneshöhe:

So ſtand er da im Schein des Monds, des vollen.
Er winkte, wenn auch ſchweigend, doch ſo niedlich,
Als hätt' ich ihn friſchweg umarmen ſollen.

Sein Haushalt war erzväterlich gemüthlich:
Zwei Seſſel und ein Tiſch, auf weichem Sande
Ein kühles Lager. — O, wie that das gütlich!

Mein Wirth — das war mein Zelt an Sidons Strande.

---

8. Von Sidon nach Tyrus.*)

Wie Sidons Gärten mich durchſaftet hatten
Mit ſüßer Labe! und du „Segensquelle"
Wardſt mir zum Fluch mit deinen kühlen Schatten

Und deiner Fluth verführeriſcher Helle.
Doch wurde dieſer Fluch zum Segensborne
An meines Herzens allertiefſter Stelle.

*) Seite 110 u. fg.

Ich ſchaute rückwärts nicht — und nicht nach vorne;
Ein ganz zerknicktes Rohr — ſo hing ich nieder,
Feſtklammernd nur an meines „Heiles Horne“.

Dort lag die immer neuerſtand'ne Hyder
Des Oceans im Staub mit Luſt und Ruhme,*)
Und rings ſcholl eines Pred'gers Stimme wieder:

„Der Menſchen Pracht iſt wie des Graſes Blume.“
Ich aber ſuchte Den, der ewig bleibet,
Noch brünſtiger in ſeinem Heiligthume.

„Hier hat mein Gott gelebet und geleibet,
Hier hat die Cananäerin „Broſamen“
Der Heilskoſt ſich erbettelt und erglaubet.

Nun, wenn die „Hündlein“ hier vom Tiſche nahmen,
So darfſt Du Deine Kindlein nicht verkümmern,
Die eingetauft ſind in den Vatersnamen!“

So hub der Geiſt der Kindſchaft an zu wimmern.
Da ſäuſelt' es im Laubdach, das dem Kranken
Die Nachtherberge bot bei Tyrus Trümmern,

So ſanft, wie Allbarmherzigkeits-Gedanken.

*) Jeſaj. 23.

9. Vom Karmel nach Nazareth.*)

Nie keine Raſt war mir ſo voll Genießes,
Wie jene kurz' in Karmels Kloſterzelle;
So ſchmeckt auf bittres Wüſtenwaſſer ſüßes.

Doch litt es uns nicht lang' an jener Schwelle
Des Heiligthums von unſres Heilands Thaten;
Denn wie im Falle wächſt des Steines Schnelle,

So unſrer Herzen Haſt, je mehr wir nahten.
Leb wohl, Bergjungfrau, die im Kranz der Eichen
Auf einem grünen Teppich ſitzt von Saaten!

Du „Bach der Vorwelt", ſtolz noch auf die Leichen
Die du gewälzt! wir müſſen ſchnell und ſchneller
Zum Veilchen Galiläas niederſteigen.

Schon wurde Stern auf Stern allmählich heller;
Da freudeſtrahlend grüßt' es hin und wieder
Zu Nazareth alsbald von Flur und Söller

Die vielwillkommnen, abendländ'ſchen Brüder.

*) Seite 123 u. fg.

10. Auf dem Tabor.*)

Hier baue dir, mein Geist, auch eine Hütte,
Weil deine irdne Hütt' im Schatten rastet
Der Eichenlaube dort vom jähen Ritte.

Wirf Alles, Alles hin, was dich belastet,
Und feir' auch eine Stunde der Verklärung
Im Schein des Urlichts, das sich eingegastet

In deiner armen Menschheit trübe Gährung,
Und dann im Silberblick des heißen Lebens
Hoch aufgeleuchtet hat in Selbstbewährung.**)

Du thronst hier mit dem Adler nicht vergebens.
Schau aus! Dort blitzt aus starrer Berge Brauen
Der See Genezareth,.— ein Aug' voll Webens.

Hier ließ des Vaters Abglanz sich beschauen
Und gleich dem Hermon, der da fern her schimmert,
Die Fülle jener Liebe niederthauen,

Die, eh' der Kummer war, sich schon gekümmert.
So nimm dies große Bild, das dort vom Seee
In duft'gem Anhauch dir entgegenflimmert,

Getreu mit heim von der Verklärungshöhe.

*) Seite 129 u. fg. **) Matth. 17, 2.

11. Ueber die Ebene Jesreel.*)

—

Im Thal, wo „Jeſſe's Wurzel" ſtill erblühte,
Da dufteten die Blumen und die Kräuter
Auf Berg und Abhang wie von Himmelsgüte.

Und wie der Strom heil'ger Erinnrung breiter
Und voller ging in meines Herzens Bette,
Da plötzlich mahnt' es: Pilgrim, du mußt weiter!

Wie gern ich auch annoch gezögert hätte
In jenen Bergen, die, wie Lämmer friedlich,
Umlagert halten heil'ger Kindheit Stätte.

Der Bilder waren viel, die unermüdlich
Das große Schlachtfeld Iſraels erregte;
Doch nur an einem that ich mir voll gütlich.

Dort wo der Karmel an den Weg ſich legte,
Dort war es mir, als wenn im Spiel der Winde
Ein langer falt'ger Mantel ſich bewegte.

Und vor mir über'n Weg rauſcht' es geſchwinde:
Ein Silberbart, ein Flammenaug'! — ſo hatten
Sie einſt Eliſa vorgemalt dem Kinde.

*) Seite 135 ff. fg.

Und auf den Bergen links ſtand's wie der Schatten
Von einem Weib; das öffnete die Pforte
Schon lang zuvor dem Staub- und Sonnematten. *)

Ich ſah das gleiche Bild an manchem Orte.
„Ach wer mit dir des Weges ziehen könnte
Und mit dir tauſchen inhaltsſchwere Worte

Um dein Volk, das zerſtreute und zertrennte,
Mann Gottes! Ja und wem die güt'ge Alte
Zu deinem Tiſch noch Einen Seſſel gönnte!"

So ruf' ich aus, weil ich wie träumend halte.

---

12. Im Thale von Nabulus. **)

Da wo der Berg vom Fluch und der vom Segen,
Genüber tretend wie zwei Gotteszeugen,
Die Gärten Sichems hoch und ſteil umhegen:

Da rieſelt unter wimperdichten Zweigen
Ein Bächlein augenklar, zu deſſen Welle
Sich allenthalben Gras und Blume neigen.

*) 2 Könige 4, 8 u. fg. **) Seite 138 u. fg.

Dort ſtieg das flächſ'ne Haus an ſammtner Stelle
Flugs in die Höh. Ein Theil der Glieder reckte
Sich nach dem feuchten Segen jener Quelle,

Weil nach der Matte ſich ein andrer ſtreckte.
O weiche Ruh! o labevolles Waſſer!
Ich weiß noch heut nicht, was mir ſüßer ſchmeckte.

Die Sonne ſank; der Ebal wurde blaſſer;
Und wie der Mondſchein drauf zu ſchlummern anfing,
Ward auch des müden Pilgers Auge laſſer.

Welch buntes Spiel der Phantaſie nun anging!
Erzväterliche Bilder, denen immer
Der Jüngling in dem bunten Rock ſich anhing.

Und wie juſt aus der Kindheit erſtem Schimmer,
Vom Ruf „Dort kommt der Träumer her" begleitet,
Das Bild von Neuem auftaucht, dem wohl nimmer

Ein Kindesaug' den Thränenzoll beſtreitet:
Da ſeh' ich einen buntberockten Knaben
Hinkauern dort, wo ſich die Zeltthür weitet.

„Suchſt du die Elf' mit Jacobs Gruß und Gaben?"
So frug ich ſchon, und ach! betrog mich bitter.
Mit Juda wollt' er nichts zu ſchaffen haben;

Doch ſucht er Japhets Gold, — der Samariter.

13. Auf der Höhe des Scopus bei Jerusalem.*)

Jerusalem, Jerusalem „schön Zweiglein",
Wie du am Wege liegst, welk und zertreten!
Von deinem Wohlgeruch blieb kaum ein Reiglein.

Von dieser Höh', wo, die dich niedermähten,
Den ersten Mordblick auf dich fallen ließen,
Begrüß' ich dich mit stammelnden Gebeten.

Wo die drei Gipfel auf gen Himmel schießen,
Da ließ der Freudenöl-gesalbte König
Um seine Stadt der Thräne Myrrhen fließen.

Mein hartes Herz und ist dir das zu wenig?
Blutschwitzend lag im Staub der Herr der Dinge
Dort, wo der Oelbaum dunkelt still eintönig.

Mein stolzes Herz, ist das noch zu geringe?
Wo sich die Kuppel wölbt, dort hat geblutet
Der Fürst des Lebens in des Todes Schlinge.

Mein achtlos Herz, wie bist du nun gemuthet?
O rede freundlich mit der Stadt der Städte,
Wo einst der Liebe Weltmeer hat gefluthet,

Und wo ich jetzt — ein wüstes Sandbett trete.

*) Seite 148.

14. Durch die Wüſte Juda zum Jordan und Todten Meer.*)

—

Voran der Scheikh mit kühn geſchwungnem Speere,
So an Bethanien; das den Saum der Wüſte
Anrührt, vorüber gings zum Todten Meere.

Wie traurig rings die Bergesöde grüßte,
Die aufſchrak von dem Hufſchlag unſrer Roſſe;
Kein Baum, der ihre Bitterkeit anſüßte.

„Wo warf die höllenfeurigen Geſchoſſe, —
Die drei, — eins nach dem andern, jener ſtörr'ge
Erzfeind der Menſchheit nach dem Jungfraun-Sproſſe?"

So frug ich rings umher die ewgen Berge,
Die jenem Kampf mit beigewohnet hatten.
Sie aber blieben ſtumm, als wären's Särge.

Nur eine Wolke ſtreute flüchtge Schatten,
Und lieh dem Tod den Schein der Lebensregung
Und malt' auf Bergesabhang dunkle Matten.

Den Roſſen ſelbſt wuchs Feuer und Bewegung,
Je mehr wir uns dem Jordaus-Thale nahten,
Der grünſten Au' in grauſter Umhegung.

*) Seite 219 u. fg.

Wie ſelig meine Füße, die dort traten,
Wo zwiſchen Blumen gehn die heil'gen Fluthen,
Die meine Taufluth auch mit Weih' anthaten!

Wie ſelig meine Glieder, die dort ruhten!
Dort hätt' ich volle Tage mögen ſinnen;
Doch ungeduldig wieherten die Stuten.

Der Wüſte Söhne trieben uns von hinnen,
Wo Well und Blum und Buſch der Wüſte lachte,
Zum Ort, wo himmelſchreiendes Beginnen

Ein Vorſpiel jüngſten Tags vom Himmel brachte.
Ha, wie die Roſſe ſelbſt ſich überboten,
Als ſalzbekruſtet ſich der Boden flachte.

Ich aber ſtürzte hin gleich einem Todten
Ans Todte Meer, und in der Sterbens-Schwüle,
Womit die traur'gen Ort' uns rings bedrohten,

Seufzt' ich zurück mich nach des Jordans Kühle.

15. Nach Bethlehem und Hebron. *)

O Bethlehem, von Judas Töchtern Kleinſte,
Die du der ganzen Welt das Heil geſchenkt haſt,
Du biſt auf deinem Hügel doch die Feinſte!

Wie du mein ganzes Herz in dich verſchränkt haſt!
Mit blauen Crocus war der Pfad beſäet,
Auf dem du mich zu dir hinaufgelenkt haſt.

In was für Triften hab ich da geſpähet,
In was für Thäler! — ſo ſtill träumeriſche,
Daß mich's noch immer ſüß und warm durchgehet.

O blühe fort in mädchenhafter Friſche,
Du Alpenröslein unter Judas Städten!
Ich lade mich noch heut allda zu Tiſche,

Wo Abram Engel hat zu Gaſt gebeten,
Und wo die Patriarchen ruhn inmitten
Der Flur, die ſie am liebſten einſt getreten,

Will ich die Nachtherberge mir erbitten.

*) Seite 251 u. fg.

16. Von Gaza durch die Wüſte nach Suez.*)

Mit flinken Dromedaren zugelaufen
War ſchon der laute Schwarm der Beduinen,
Und ſtand vor unſrer Herberg bunt zu Haufen.

Der Gaſtfreund, dem es Luſt war uns zu dienen,
Bedrohte noch der Wüſte wilde Geiſter
Und anbefahl auf ihren Kopf uns ihnen.

Leb wohl, du Land, das unſer Herr und Meiſter
Mit ſeiner heil'gen Füße Spur beprägt hat, —
Der Knechte Knecht und doch der Freien Freiſter.

Leb wohl Philiſterſtadt, die uns gehegt hat,
Und du einſamer Gaſtfreund, der am Saume
Der unwirthſamen Wüſt' uns noch gepflegt hat.

Wir ſagten auch „Leb' wohl!" dem letzten Baume,
Und ach, dem allerletzten Labebronnen,
Dem letzten Halm- und Frucht-geſchmückten Raume.

Und über uns den heißen Strahl der Sonnen,
Und unter uns den durſt'gen Sand der Wüſte,
Und rings von ſtarren Bergen eingeſponnen,

Die ew'ges Schweigen ſich zur Ruhſtatt kieſ'te,
Und an den thaleinwärts gekehrten Breiten
Manch waſſerloſer Gießbach tief zerſpließte:

*) Seite 256 u. fg.

So ging es fort durch schwermuthsvolle Weiten;
Und auf der Seele wuchtete die Frage:
Wird auch das Nestchen Kraft hindurch sich streiten?

Wenn aber bei des Mittags schwüler Plage
Barmherz'ge Lüftchen durch die Oede webten,
Die trauten Zelte nach vollbrachtem Tage

Das kriechende Gestrüpp hoch überschwebten,
Die Beduinen mit dem Flackerfeuer
Wie um die Wett' auflohten und -lebten.

Dann regte sich auch meine Seele freier,
Und Leben webte durch die morsche Hülle.
Und wenn der Morgen dann den duft'gen Schleier

Der Berge Häuptern in der Farbenfülle
Des gnadenreichen Regenbogens umhing:
Dann ward in meiner Seele Sonntagsstille.

Als so die elfte Sonn' am Himmel umging,
Da sieh! ein fernes Streiflein grün, roth, bläulich,
Dran Auge sich und Seele freudenstumm hing!

Zum nahen Schilfmeer ritten wir nun eilig,
Und lagerten im Nachklang jener Wonne,
Drob man hier sprang, weil Mirjam sang psalmzeilig.*)

Dann trug uns Dampf und Wind ins „Land der Sonne."

---

*) 2 Mosis 15, 20—21.

Anhang.

Das Heilige Grab.

Ich habe meine Leſer mit archäologiſchen Erörterungen möglichſt verſchont. Denn ob z. B. die Akra oder Unterſtadt auf der Weſt- oder auf der Oſtſeite zu ſuchen iſt; — ferner ob die erſt nach Chriſti Tod aufgeführte dritte Mauer mit der heutigen Mauer im Norden der Stadt zuſammenfällt, oder ob ſie den im Norden anliegenden Bergrücken mit einſchloß; — weiter, ob das ſogenannte Tyropöon oder Käſemacherthal vom Jaffathore anhob, in gerader Linie oſtwärts lief und erſt in der Nähe des Tempelplatzes in einem rechten Winkel nach Süden umbog, oder ob es, vom Damaskusthore herkommend, der Straße, welche die Eingebornen noch heut zu Tage el Wadi, d. i. das Thal nennen, in ſüdöſtlicher Richtung folgte und zuletzt eine entſchieden ſüdliche Wendung nahm; — endlich, ob die Brücke, die nach Joſephus den Tempelberg mit der Terraſſe auf dem Zionsberge, welche man Xyſtus nannte, in Verbindung ſetzte, in dem anſcheinenden Bogenanſatz an der Südweſtecke des Tempelplatzes oder weiter nördlich in dem Erdwall bei dem Mekhmeh, d. i. dem Stadtgerichtshauſe, wiederzufinden iſt: das alles ſind für den chriſtlichen Alterthumsforſcher Fragen von hoher Wichtigkeit, werden aber den allgemeinen Leſerkreis gewiß nur in ſehr geringem Grade intereſſiren.

Ganz anders verhält es ſich mit der Frage nach dem Heiligen Grabe. Denn wenn auch an der Löſung derſelben nicht ein Quentlein Bedeutung für das Weſen des Chriſtenthums hängt, ſo kann ſie doch dem Herzen des Chriſten nicht gleichgiltig ſein. Handelt es ſich doch hier um den Ort, wo die größte weltgeſchichtliche That geſchah, eine That, die, indem ſie Himmel und Erde an einander rückte, die alte Welt aus ihren Angeln hob und der neuen den Stoß gab, der ſie unaufhaltſam ihrem letzten Ziele entgegentreibt.

Ich will denn meine Leſer in der Heiligen Grabesfrage in ſo weit zu orientiren ſuchen, als dieß ohne ſtreng gelehrte Erörterungen geſchehen kann.

Daß der Herr „**außen** vor dem Thore gelitten hat" (Hebr. 13, 12), kann kein Chriſt, der ſeine Bibel kennt, beſtreiten. Nun, die erſte Mauer, das wiſſen wir beſtimmt, ſchloß die Lage der Grabeskirche **aus**, denn ſie begann, wie Joſephus ſagt, nördlich am Thurme Hippikus, ſtreckte ſich bis zum Xyſtus (auf dem Zion) und dann, ſich dem Rathhauſe einend, endete ſie an der Weſteinfaſſung des Tempels. So kann denn die erſte Mauer, die vom Hippikus aus ſtracks nach Oſten lief, kein Zeugniß wider die Grabeskirche ablegen, die, weit nördlich vom Thurme Hippikus gelegen, in Bezug auf jene Mauer jedenfalls **außen** zu liegen kommt. Die dritte Mauer aber war zur Zeit der Kreuzigung noch gar nicht vorhanden, und die Ermittelung der Frage, ob die Lage der Grabeskirche mit Rückſicht auf dieſe Mauer **außen** vor das Thor hin kommt oder nicht, iſt daher ohne alle Bedeutung für unſern Zweck. Es drehet ſich denn Alles um die Eine Frage: ob die zweite Mauer die Grabeskirche ein- oder ausſchloß. Iſt das Erſtere der Fall, ſo hat die Ueberlieferung in Bezug auf die Grabeskirche entſchieden Unrecht, denn dann hätte ja der Herr eben nicht **außen** gelitten; iſt das Letztere der Fall, ſo kann ſie möglicher Weiſe Recht haben.

Allein wie ſoll man die Frage, ob die zweite Mauer die Grabeskirche aus- oder einſchloß, zur Entſcheidung bringen? Derſelbe Schriftſteller, der uns über den Lauf der erſten Mauer ziemlich deutliche Auskunft ertheilt, giebt uns in Bezug auf die zweite nur ſehr dunkle Fingerzeige, namentlich was den Ausgangspunkt anlangt, auf welchen ja hier das Meiſte ankommt. Er berichtet: „Sie begann bei dem ſogenannten Gartenthor, welches der erſten Mauer angehörte, und bloß die nördliche Seite der Stadt umkreiſend, reichte ſie bis zur Burg Antonia.“

Wo aber ſollen wir denn das ſogenannte Gartenthor in der erſten Mauer ſuchen? Robinſon behauptet, daß es ohne Zweifel öſtlich vom Hippikus lag, und zwar ganz nahe dabei, und zieht dann aus der Nähe jenes Thurmes die zweite Mauer ſo, daß die Heilige Grabeskirche juſt draußen bleibt. Allein er bringt zur Begründung ſeiner Behauptungen doch am Ende nichts als Vermuthungen, ſo daß ich für meine Perſon mich des Eindrucks nicht erwehren kann, es habe hier der Kitzel gegen Frau Kloſterlegende, die in der Heiligen Grabeskirche ihren ehrwürdigſten Sitz und ihre feſteſte Schanze hat, dem nüchternen Scharfſinn des Amerikaners einen Streich geſpielt.

Daß das Gartenthor, als der Ausgangspunkt der zweiten Mauer, *öſtlich* und nicht weſtlich vom Hippikus zu ſuchen ſei, iſt wohl natürlich genug, indem *beim* Hippikus die dritte Stadtmauer ihren Anfang nahm. Sollte es aber in der That *unmittelbar* beim Hippikus gelegen haben? Wenn wir bei Joſephus leſen, daß die erſte Mauer *im Norden des Hippikus*, die zweite Mauer bei dem Gartenthor innerhalb der erſten Mauer, die dritte abermals *beim Hippikus* anhob, ſo iſt doch wohl der natürlichſte Eindruck der, daß das Gartenthor in einer gewiſſen Entfernung vom Hippikus gelegen habe, indem wohl ſonſt Joſephus den Ausgangspunkt auch der zweiten Mauer, wie den der

beiden andern, etwa mit Angabe der Himmelsgegend, einfach nach jenem Thurm würde bezeichnet haben.

In Bezug auf den letztern Punkt hat daher die Annahme des anglikaniſchen Kaplans Williams, der das Gartenthor viel weiter nach Oſten verlegt, und die zweite Mauer von da knapp an der Oſtſeite der Grabeskirche vorbeiführt, von vorn herein mehr Empfehlendes. Wenn er aber in der Nähe des Johanniterhoſpitals, dicht bei den heutigen Bazaren, Spuren eines der zweiten Mauer zugehörigen Thorweges aufgefunden zu haben meint, ſo bedarf es eben eines gewiſſen Grades von Enthuſiasmus, um jene paar alterthümlichen Reſte mit zweifelloſer Entſchiedenheit in dieſem Sinne zu deuten.

So lange nicht gründliche und allſeitige Nachgrabungen in dieſen Trümmern über Trümmern angeſtellt werden können, ſo lange ſollte ſich die antiquariſche Forſchung in dieſen und ähnlichen Punkten mit beſcheidnen Zweifeln und leiſen Winken begnügen. Als man den Grund zu der evangeliſchen Kirche auf dem Zion legte, ſtieß man zweimal nach einander erſt auf zehn Fuß Erde und dann auf zehn Fuß Trümmer und gelangte dann noch in einer Tiefe von vierzig Fuß zu Spuren alter Waſſerleitungen. Dieſe und ähnliche Entdeckungen können Einem die gelehrte Zuverſichtlichkeit auf dem Felde der jeruſalemitiſchen Alterthumskunde recht gründlich verleiden. Ja, wenn das neuere Jeruſalem ſammt den alten Schutthaufen, die es durchſetzen und umringen, vollſtändig hinweggeklärt werden könnte!

Es giebt ebenſowohl eine Schwärmerei des Verſtandes, als des Gemüthes, und für die eine oder für die andre muß ich es durchaus erklären, wenn zur Zeit irgend Jemand den Lauf der zweiten Mauer ſo beſtimmt nachweiſen zu können glaubt, daß dadurch die Heilige Grabeskirche entſchieden ein- oder ausgeſchloſſen wird. Von dieſer Seite her läßt ſich die Ueberlieferung in Bezug

auf die Grabeskirche weder begründen, noch entkräften. So viel aber ſteht freilich feſt, daß, geſetzt ſelbſt, es ließe ſich zu Gunſten der Ueberlieferung nachweiſen, die Grabeskirche falle außerhalb der zweiten Stadtmauer, ſie doch immerhin ſehr nahe daran zu liegen kommen, und ſomit von vorn herein ein kleines Bedenken wider ſich erregen möchte, indem es nicht ſehr wahrſcheinlich ſein dürfte, daß man die Richtſtätte, die ja als dem Grabe benachbart (Ev. Joh. 19, 41) unter demſelben Kirchendache gezeigt wird, in unmittelbarer Nähe der Stadt ſollte geduldet haben. Ich lege jedoch auf dieſes Bedenken kein entſcheidendes Gewicht, denn wer wollte auf eine kleine Unwahrſcheinlichkeit hin, die eine nähere Kenntniß der damaligen Verhältniſſe und Umſtände möglicher Weiſe mit einem Male beſeitigen könnte, ſchlechthin abſprechen!

Die wohlverſtandne antiquariſche Forſchung hat uns denn alſo in Bezug auf die Grabesfrage ſo gut wie in Stich gelaſſen. Wie verhält es ſich denn mit der Ueberlieferung ſelbſt?

Sie berichtet, daß im Jahre 135 Kaiſer Hadrian heidniſche Tempel auf Golgatha und über dem Heiligen Grabe errichtet habe. „Könnte dies," ſo ſagt Robinſon, „als eine wohlausgemittelte Thatſache betrachtet werden, ſo würde dieſe ſicherlich ein großes Gewicht bei der Entſcheidung der Frage haben. Aber auf welchem Beweiſe beruht ſie? Der früheſte Zeuge iſt Euſebius, der nach dem Tode Konſtantins ſchrieb, und nur erzählt, daß ein Tempel der Venus von gottloſen Menſchen über dem Grabe errichtet worden ſei, ohne Hadrians auch nur mit einem Worte zu erwähnen. Hieronymus allein, der um das Jahr 395 ſchrieb (alſo einige fünfzig Jahre ſpäter als Euſebius), berichtet, daß ein Götzenbild aus der Zeit Hadrians auf der Stelle ſtehe. Ueberdem findet ſich ein Widerſpruch in den Berichten; Euſebius und die übrigen Schriftſteller reden nur von einem Tempel der Venus über dem Grabe;

Hieronymus dagegen läßt die marmorne Bildſäule der Venus auf dem Felſen des Kreuzes oder Golgatha ſtehen, und das Bild des Jupiter am Orte der Auferſtehung."

Ich geſtehe, daß ich auch hier dem amerikaniſchen Kritiker nicht folgen kann. Bei uns zu Lande gelten ja wohl noch die zwei Auslegungsregeln, daß das Schweigen an und für ſich kein Beweisgrund iſt, und daß die beſtimmtere detailirte Angabe mit der unbeſtimmtern ſummariſchen nicht nothwendig in Widerſtreit ſtehen müſſe. Sollten dieſe Regeln keine Geltung mehr haben, ſo würde eben die Schrift ſelbſt, hauptſächlich in Folge ihrer kindlichen Unbefangenheit, zu einem wahren Labyrinth von Widerſprüchen werden. Wem jedoch der Umſtand bedenklich iſt, daß ſpätere Berichterſtatter etwas Beſtimmteres wiſſen wollen, als frühere, und wer namentlich die Erwähnung des Venustempels „über dem Grabe" nicht als eine etwas ungenaue Angabe faſſen mag, nun der laſſe den ſpätern Hieronymus ganz bei Seite und halte ſich einfach an Euſebius, den Augenzeugen.

Es ſcheint mir aber der gelehrte Mann aus den Berichten ſelbſt des Euſebius ſchiefe Schlüſſe zu ziehen. Euſebius ſagt freilich, daß gottloſe Menſchen danach getrachtet hätten, dies glorreiche Monument der Unſterblichkeit (offenbar eben mittelſt jenes heidniſchen Ueberbaus) dem Dunkel und der Vergeſſenheit zu übergeben. Daraus folgt doch aber mit nichten, daß ihnen jenes Vorhaben vollſtändig gelungen ſei, und wenn Euſebius weiter ſagt, daß Konſtantin jenen dem Dunkel und der Vergeſſenheit übergebnen Ort „nicht ohne göttliche Eingebung gereinigt und mit prächtigen Gebäuden geſchmückt habe," ſo ſchließt das doch ein vorheriges Wiederauffinden des Ortes auf dem Wege der Erkundigung bei der jeruſalemitiſchen Ueberlieferung ganz und gar nicht aus. Wenn aber endlich der Kaiſer ſelbſt in einem Briefe an den Biſchof

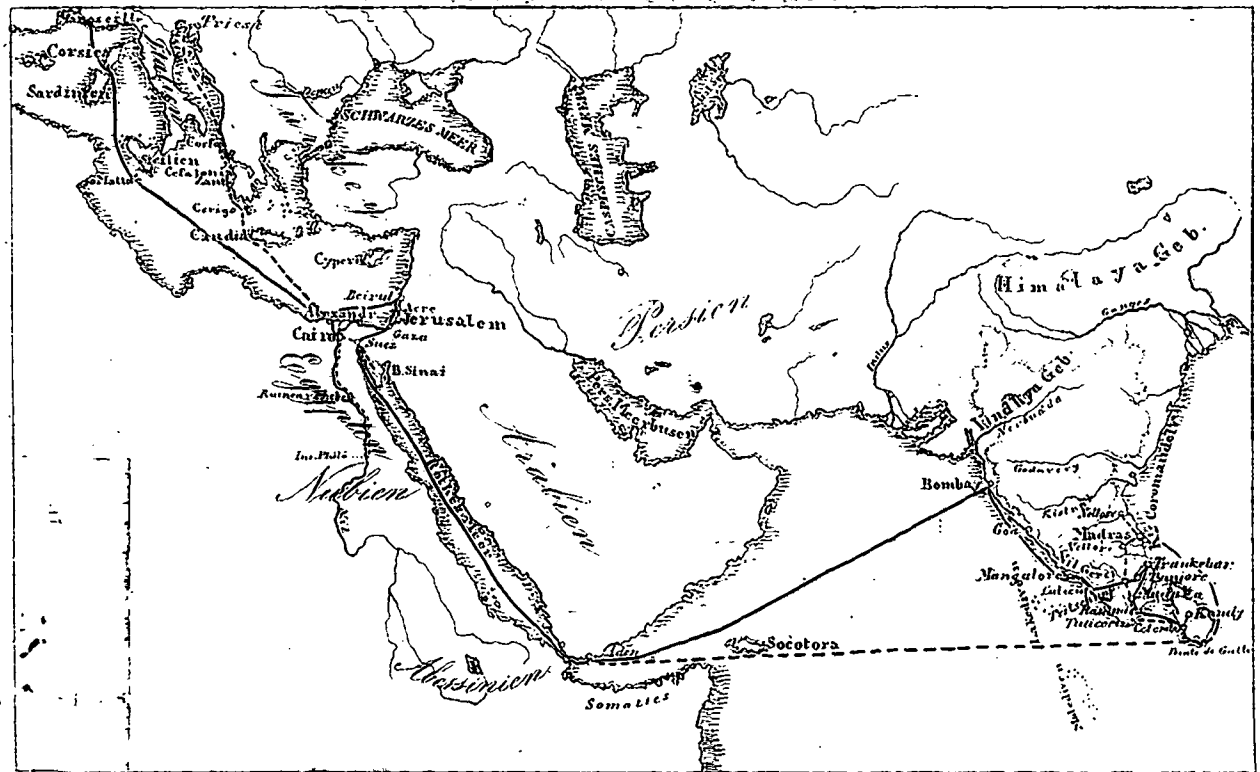
Macarius die Entdeckung „des Zeichens allerheiligſter Paſſion, das ſo lange Zeit unter der Erde verborgen geweſen," als eine Thatſache anſieht, „größer als menſchliche Fähigkeit es erſinnen, ja auch nur begreifen könne," ſo iſt hier offenbar nicht von der Auffindung des Grabes, ſondern des Kreuzes die Rede, und es befremdet faſt, daß Robinſon irgendwie in Zweifel darüber ſein kann. — Auch ſpätere Schriftſteller, denen zufolge die Kaiſerin Mutter Helena als die eigentliche Vermittlerin der Wiederauffindung erſcheint, reden neben göttlicher Eingebung doch auch von „Nachforſchung" bei den Einwohnern von Jeruſalem, und bedenkt man nun, daß Schmeichelei und Wunderſucht den natürlichen Hergang mit den Farben des Uebernatürlichen höchſt wahrſcheinlicher Weiſe übertüncht haben, ſo liegt die Vermuthung nahe genug, daß man bei Wegräumung jenes heidniſchen Ueberbaus lediglich der Ueberlieferung folgte.

Daß eine ſolche Ueberlieferung „mittelſt der aufeinander folgenden Biſchöfe und andrer heiliger Männer drei Jahrhunderte lang in der chriſtlichen Kirche ſich habe fortpflanzen können," wagt auch Robinſon nicht ſchlechthin zu beſtreiten; er mißt ihr nur, falls ſie wirklich vorhanden war, keinen Werth bei, und verweiſt dabei auf die eben ſo alte und nach ſeiner Meinung handgreiflich widerſinnige Ueberlieferung, die den Ort der Himmelfahrt auf den Gipfel des Oelbergs verlegt. Ein ſchlechter Prüfſtein nach meiner Ueberzeugung! Ich habe mich ſchon oben darüber ausgeſprochen, daß jene Ueberlieferung in Bezug auf den Ort der Himmelfahrt dem unbefangenen Worte der Schrift, die eine antiquariſch-wiſſenſchaftliche Genauigkeit nicht anſprechen kann und will, auch nicht im mindeſten widerſpricht, ſondern möglicher Weiſe als eine recht ſinnige Ergänzung deſſen, was dort unbeſtimmt gelaſſen iſt, ſich betrachten läßt. (S. 160 und 161.) Doch dem ſei wie ihm wolle. Das ſteht feſt, es iſt bis jetzt noch Niemandem gelungen, die baare Unmöglichkeit einer ſichern Ueberlieferung in

Bezug auf das Heilige Grab bis zu Konstantin herab blank und klar nachzuweisen; das aber hat noch Niemand geläugnet, daß die heutige Kirche des Heiligen Grabes dieselbe Stelle einnehme, die Konstantin als die Stätte des Heiligen Grabes mit seinen heiligen Bauten schmückte.

So bleibt denn auch, trotz aller Kritik, die allgemeine Möglichkeit, daß der Pilger zur Heiligen Grabeskirche in der That an dem Orte stehe, wo Derjenige, „der von keiner Sünde wußte, um unsrer Sünde willen gestorben und um unsrer Gerechtigkeit willen auferwecket worden."

REISEROUTE.



Corsica
Sardinien
Triest
Corfu
Sicilien
Cefalonia
Zante
Cerigo
Candia
Cypern
Beirut
Alexandr.
Acre
Jerusalem
Cairo
Gaza
Suez
B. Sinai
Ruinen
Nubien
Abessinien
Somalies
Socotora
Aden
Persien
Arabien
Persischerbusen
Himalaya Geb.
Ganges
Indus
Bombay
Goa
Mangalore
Madras
Vellore
Coromandel
Trankebar
Tanjore
Kandy
Tuticorin
Cap Cor

Reise-Skizze.

(Als erklärende Beigabe zur Reise-Route.)*)

Ich verließ Leipzig am 16. Juli 1849 und traf nach einem kurzen Aufenthalte in Straßburg und zu Clarens am Genfer-See am 18. August in Lyon ein. Dort bestieg ich am 20. den Rhone-Dämpfer; die Eisenbahn brachte mich von Avignon aus noch am 21. nach Marseille. Am 23. schiffte ich mich auf dem Regierungs-Dämpfer Luxor ein und war am 25. in Malta. Am 30. gelangte ich nach Alexandrien und schon am 3. September ging es mit demselben französischen Dampfschiffe weiter nach Beirut. Am 17. Sept. trat ich meine Reise nach Jerusalem an über Abeih auf dem Libanon, Sidon, Tyrus, Acca, Haifa, Nazareth, Djenin, Nabulus und Bireh. Von Jerusalem, wo ich am 28. September eintraf, machte ich einen Abstecher nach dem Jordan und dem Todten Meere und verließ die Heilige Stadt am 27. Oct. Von da führte mich mein Weg über Bethlehem und Hebron nach Gaza. Dort miethete ich Kameele; die mich vom 1. bis zum 11. Nov. durch die Wüste nach Suez brachten.

Erst am 22. Nov. nahm mich der Dämpfer der ostindischen Compagnie „Akbar" an Bord. Am 29. hielten wir vor Aden im „Glücklichen Arabien" und am 9. December vor Bombay. Von dort besuchte ich die Felsentempel in Salsetta und Elephanta und bestieg am 11. Februar 1850 den Dämpfer „Dvarka", der mich am 14. Febr. nach Mangalore in Canara brachte. Von dort besuchte ich die Djaina-Heiligthümer zu Mudabidri und Karkala tiefer im Innern und reiste am 12. März theils in einer Art Sänfte, theils auf dem sogenannten „Back-Water" über Cananore, Tellitschery und Tschombala nach Calicut, wo ich am 3. April anlangte. Von dort ging es am 5. April über Bundur und die Khunda-Berge zu den Nilagiris hinauf. Am 9. April langte ich in Kaiti auf der Höhe derselben an. Von da aus besuchte ich Utacamund, Cunur, Gohatagiri, die Badaga's und die Todava's und verließ die Nilagiris am 29. April. Ich erreichte schon nach einigen Stunden die tamulische Tiefebene und reiste über Matypoliam, Carur, Tritschinopoly, Tanjore, Combaconum und Mayaveram nach Trankebar, wo ich am 9. Mai eintraf.

Von Trankebar besuchte ich unter andern Carical, Negapatam und Point Calimir, Caverypatnam, Chillambram u. s. w. und vertauschte diesen Ort am 3. Oct. mit Mayaveram. Von dort trat ich am 1. Jan. 1851 im Ochsenwagen meine lange Südreise an. Mein Weg führte mich über Combaconum, Tanjore und Vellam nach Puducottah. Bei dem dortigen Rajah blieb ich vom 10. bis 14. zu Gaste und begab mich dann nach der Hauptstadt des uralten Pandja-Königreichs, nach Madura, das ich am 18. erreichte. Dort bestellte ich Postochsen und wandte mich am Nachmittag des 23. Januar in östlicher Richtung nach Ramnad, wo ich am 25. früh anlangte. Nach zweitägiger

*) Der volle Strich auf der Reise-Route bezeichnet die Hin-, der gebrochne die Rückreise.

Rast bei dem dortigen Fürsten, dem „Wächter der heiligen Rama-Brücke", begab ich mich nach Pamben auf der Insel Rameſſeram, dem Benares des Südens. Am 27. dort angekommen, beſuchte ich das alte Nationalheiligthum auf dem Oſtende der Inſel und am 1. Febr. beſtieg ich ein engliſches Kauffahrteiſchiff aus Calcutta, das mich bei ſehr günſtigem Winde ſpät am Abend des 2. Febr. nach Colombo auf Ceylon brachte.

Mein Aufenthalt in Ceylon dauerte etwas über 2 Monate. Ich beſuchte von Colombo an der Küſte die alte ceyloneſiſche Königsſtadt im Innern. Am Abend des 4. Febr. brach ich auf und traf am Morgen des 9. in Candy ein. Von dort beſuchte ich während meines Aufenthalts bis zum 20. März den Urwald mit ſeinen Kaffeeplantagen, Dambul im Norden Candys mit ſeinen alten buddhiſtiſchen Felſentempeln, ſowie Neura Ellia, die engliſche Geſundheitsſtation auf dem höchſtgelegnen Plateau der Inſel u. ſ. w. Erſt am 8. April verließ ich Ceylon. Das Schiff eines eingebornen Kaufmanns, „Nahmani", brachte mich am 11. April nach Tuticorin auf dem oſtindiſchen Feſtlande, etwas ſüdlich von Ramnad.

Am 13. April trat ich von dort aus meine Reiſe in Tinevelly an, der ſüdlichſten Provinz auf der Coromandelküſte, und gelangte über Sawyerpuram, Nazareth u. ſ. w. am 23. April nach Palamcottah. Am Abend des 28. ging es über Kovilpetty, Satur, Virdupatty, Trimangalam u. ſ. w. nach Madura, wo ich am 4. Mai anlangte.

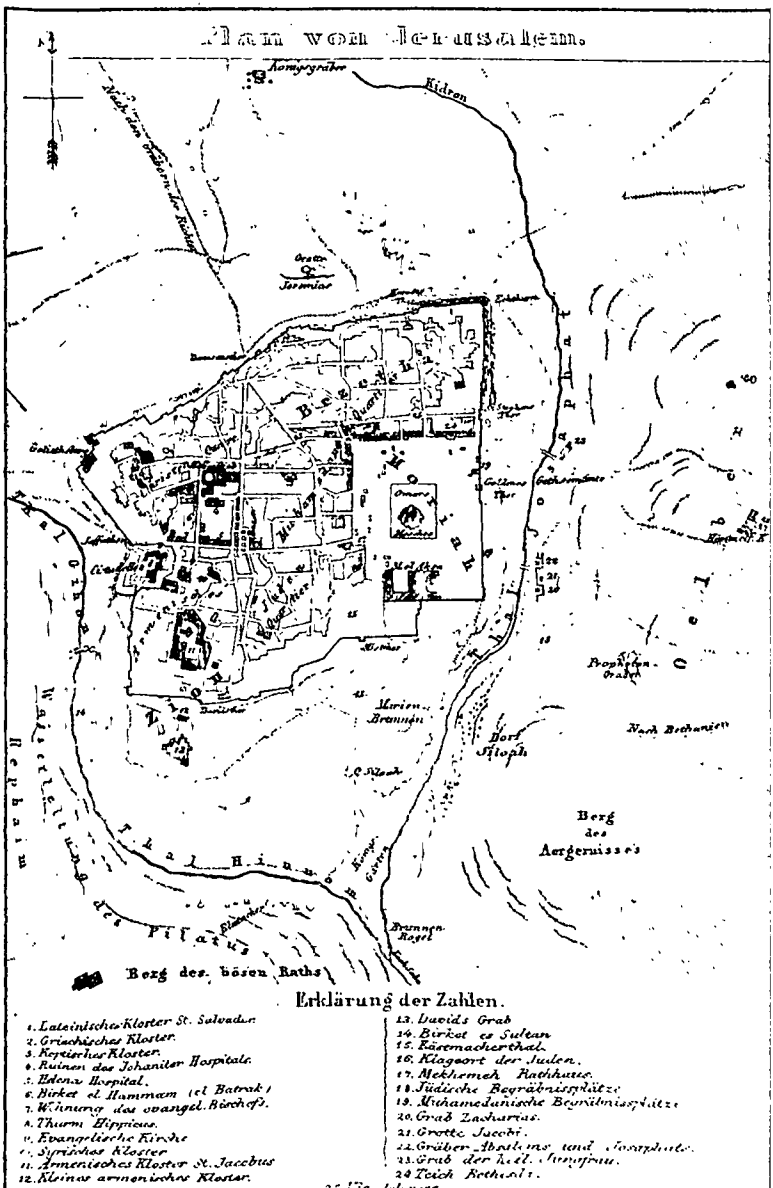
Am 15. Mai verließ ich Madura aufs neue und kam auf der großen Heerſtraße des Südens ſchon am 19. nach Tritſchinopoly und am 24. nach Salem — am Fuße der Shervaray-Berge, auf deren hohem und kühlem Plateau ich etwa acht Tage verbrachte. Am 6. Juni brach ich von Salem auf und gelangte über Tirupatur, Vellore, Arcot, Punamali am 24. Juni in Madras an.

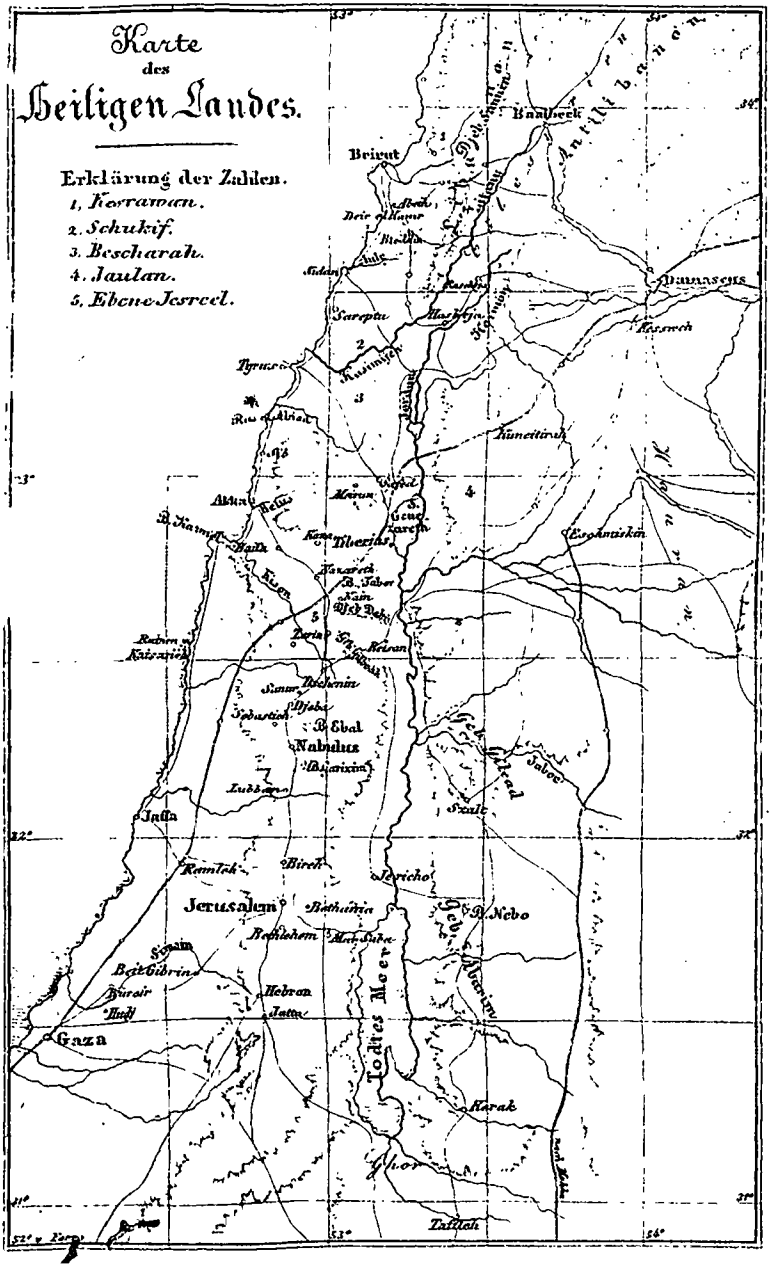
Mein Aufenthalt in Madras dauerte ziemlich 16 Monate. Von dort machte ich Ausflüge in die Umgegend, nach den Sieben Pagoden, Sadras, Conjeveram u. ſ. w. Der nördlichſte Zielpunkt meiner Reiſen in Oſtindien iſt Nellore im Telugulande (29. Januar bis 15. Februar).

Am 13. Oct. 1852 ſchiffte ich mich zur Heimreiſe auf dem „Oriental" ein. Schon am 16. früh berührten wir Point de Galle an der Südſpitze Ceylons und am 26. Aden. Am 2. Nov. landeten wir in Suez und kamen am andern Morgen mit der Wüſtenpoſt in Cairo an.

Ich unternahm von dort aus, außer kürzern Ausflügen in die Umgegend, eine zweimonatliche Nilreiſe bis zum erſten Cataract bei Philä und einen einmonatlichen Abſtecher nach dem Sinai. Am 1. April 1853 beſtieg ich den Nildämpfer und erreichte Alexandrien in der Nacht vom 2. bis zum 3. Schon am 4. nahm mich der öſterreichiſche Lloyd an Bord und ſetzte mich am 8. auf den vaterländiſchen Boden bei Trieſt.

Druck von J. Ch. Ackermann in Leipzig.


Plan von Jerusalem.
Kidron
Jeremias
Bezetha
Omars
Moschee
Marien Brunnen
Dorf Siloah
Nach Bethanien
Berg des Aergernisses
Thal Hinnom
Berg des bösen Raths
Rephaim
Erklärung der Zahlen.
1. Lateinisches Kloster St. Salvador.
2. Griechisches Kloster.
3. Koptisches Kloster.
4. Ruinen des Johaniter Hospitals.
5. Edena Hospital.
6. Birket el Hammam (el Batrak)
7. Wohnung des evangel. Bischofs.
8. Thurm Hippicus.
9. Evangelische Kirche
10. Syrisches Kloster
11. Armenisches Kloster St. Jacobus
12. Kleines armenisches Kloster.
13. Davids Grab
14. Birket es Sultan
15. Käsemacherthal.
16. Klagoort der Juden.
17. Mekhemeh Rathhaus.
18. Jüdische Begräbnissplätze
19. Muhamedanische Begräbnissplätze
20. Grab Zacharias.
21. Grotte Jacobi.
22. Gräber Absalems und Josaphats.
23. Grab der heil. Jungfrau.
24. Teich Bethesda.
25. Via Dolorosa.


Karte
des
Heiligen Landes.
Erklärung der Zahlen.
1. Kesrawan.
2. Schukif.
3. Bescharah.
4. Jaulan.
5. Ebene Jesreel.
Beirut
Baalbeck
Damascus
Sarepta
Tyrus
Kuneitirah
Tiberias
Nazareth
Kisan
Nabulus
Jaffa
Jerusalem
Bethania
Bethlehem
Hebron
Jatta
Gaza
Jericho
Karak
Ghor
Taffleh
Todtes Meer
Jaboc
Sebastieh
Ramleh
Bireh
Beit Gibrin
Hudj
Kerak
Ghor
Antilibanon

Zu einem Festgeschenke für die reifere Jugend,

besonders für Knaben von etwa 9 bis 13 Jahren,

erlaubt sich die unterzeichnete Buchhandlung das nachstehende, bei ihr vorräthige, oder im Fall schnellen Absatzes bald zu besorgende Werk angelegentlich zu empfehlen, sowohl in Rücksicht auf seinen vortrefflichen Plan, als wegen der überaus sorgfältigen Bearbeitung und geschmackvollen Ausstattung:

Album für Länder- und Völkerkunde,

herausgegeben von Emil Wendt.

61 grosse Stahlstichblätter mit etwa 550 Abbildungen nebst ausführlichen Erläuterungen.

In einer eleganten Mappe. — Preis 5 Thlr. 10 Ngr.

Leipzig 1850, Dörffling u. Franke.

In diesem Werke wird eine wohlgeordnete Bildergallerie zur Länder- und Völkerkunde in noch nicht dagewesener Vollständigkeit und in wahrhaft künstlerischer Ausführung geboten. Jedes der wichtigen Länder der Erde ist durch eine oder mehrere Tafeln vertreten, auf denen Alles zusammengestellt ist, was dasselbe am meisten charakterisiren; das lebendigste Bild von seinem landschaftlichen Anblick, seinen Naturerzeugnissen, den Sitten seiner Bewohner, der Bauart seiner Städte und Dörfer, seinen historischen Denkmalen, Kunstschätzen etc. geben kann.

Wie gut in dieser Beziehung die Bilder ausgewählt sind, geht aus dem einstimmigen Lobe der getroffenen Wahl in allen bis jetzt erschienenen Recensionen hervor. So sagt z. B. Herr Professor Dr. Tischendorf: „Diese Andeutungen vom reichen Inhalt des Albums für Länder- und „Völkerkunde sollen dasselbe als eine eben so schöne als lehrreiche „Festgabe für Jung und Alt, für die Schule wie für's Haus, für jede „gebildete Familie charakterisiren," und fügt einer ausführlichen Besprechung der Tafeln von Italien, Griechenland, der Türkei, Syrien und Egypten bei: „Dazu nur noch die Bemerkung, dass das vorliegende „günstige Urtheil aus eigner Anschauung der meisten hier dargestellten „Landschaften mit ihren Städten, Denkmalen und Gebräuchen geflossen „ist;" und Hr. Dr. Johannes Richers: „Der Ref. glaubt sich um so „mehr berechtigt, das besprochene Werk auf das Angelegentlichste „empfehlen zu dürfen, da ihm einige der durch mehrere Tafeln vertre„tenen Länder, als Holland, Belgien, die Schweiz, Italien, Frankreich „und England, durch längern Aufenthalt dort ziemlich genau bekannt

„sind, und er also, was diese Länder betrifft, sich ein richtiges Urtheil „über die gute Wahl und die Treue der dargestellten Gegenstände zu„trauen darf." . . . „Möchten an der Art, wie hier die Völker in der „Umgebung der Städte und der Natur, in der sie leben, und in ihren „eigenthümlichen Beschäftigungen, die Thiergeschlechter nicht in der „traurigen Existenz in den Menagerien, sondern in ihrem natürlichen „Zustande in der Heimath, in voller Lebensthätigkeit dargestellt sind; „wie hier Baum- und Pflanzenarten nicht allein nach ihren Blüthen und „Früchten (wiewohl auch so) wiedergegeben, sondern in ihrem vollen „Wuchse und in den ihnen natürlichen Umgebungen, von der einsamen „Pinie an der wonnigen Küste Italiens, oder der majestätischen Areka„Palme Indiens an bis auf das undurchdringliche Pflanzengewebe in den „dunkeln Urwäldern Brasiliens — an der Art, mit einem Worte, wie „hier nichts vereinzelt, sondern alles im Ganzen gegeben und dadurch „erst wirklich anziehend und belehrend geworden ist, recht viele Lehrer „ein Beispiel nehmen und Erd- und Völkerkunde und Naturgeschichte „immer mehr als ein grosses Ganze behandeln."

Von den weniger wichtigen Ländern sind je zwei oder drei auf einer Tafel vereinigt, doch hat auch hier der Raum hingereicht, alles am meisten Charakteristische anzubringen. „Und dabei ist in den Bildern", wird in der pädagogischen Monatsschrift von Löw und Körner (2r. Jahrg. 2s. Heft) bei Besprechung des Werkes gesagt, „so viel Le„ben, eine so dramatische Composition, dass sie die Aufmerksamkeit bei „jedem wiederholten Betrachten von neuem fesseln."

Jeder Erzieher weiss, dass die Jugend, und besonders der Knabe, mit wenigen Ausnahmen von Natur für nichts so lebendiges Interesse hat, als für Länder- und Völkerkunde und Naturgeschichte, und dass deshalb der Unterricht in diesen Wissenschaften leicht zur reichsten Quelle der Bildung werden kann, wenn er richtig behandelt und die Liebe zum Gegenstande in den Schülern rege erhalten wird. Hierzu aber möchte Wendt's Album kräftig mitzuwirken vermögen.

Für Die, welche Geschenke in minder hohem Betrage für ihre Kinder oder Zöglinge suchen, ist das Werk auch in 3 Abtheilungen zu haben, von denen jede mehrere Länder aus allen Welttheilen — also immer relatif etwas Ganzes für sich — enthält und einzeln in einer eleganten Mappe abgegeben wird, die 1. Abtheilung zu 2 Thlr., die 2. und 3. Abtheilung je zu 1 Thlr. 20 Ngr.

00057695

Digitized with financial assistance from the
Government of Maharashtra
on 02 April, 2016